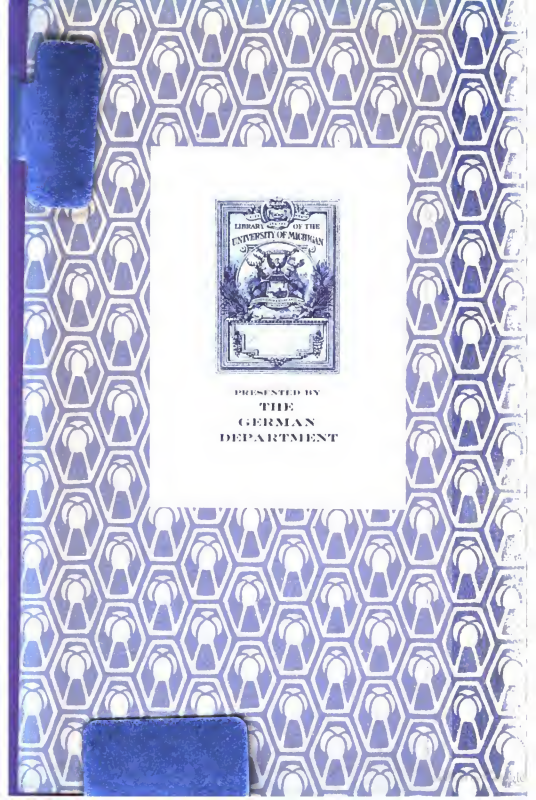
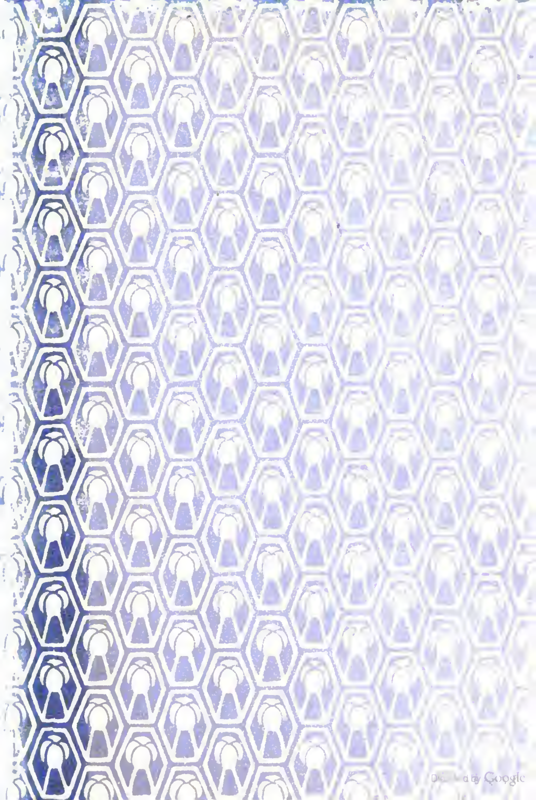
Dämonen und andere Geschichten

Adolf Wilbrandt


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Dämonen

und andere Geschichten

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Adolf Wilbrandt

	Geheftet:	Gebunden:
Adams Söhne. Roman. 3. Auflage	M. 4.50	M. 5.50
Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Dämonen und andere Geschichten. 3. u. 4. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Familie Roland. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fesseln. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Franz. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage	M. 2.50	M. 3.50
Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Irma. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Meister Amor. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Novellen. Inhalt: Die Brüder — Heimat — Reseda	M. 3.—	M. 4.—
Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Der Sänger. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Schwestern. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Sommerfäden. Roman. 1.—3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Villa Maria. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Die Maler. Lustspiel in drei Aufzügen. 2. Auflage	M. 2.—	M. 3.—
Die Tochter des Herrn Fabricius. Schauspiel. 2. Aufl.	M. 2.—	M. 3.—
Der Meister v. Palmyra. Dram. Dicht. 11. u. 12. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Die Eidgenossen. Schauspiel	M. 2.—	M. 3.—
Hairan. Dramatische Dichtung	M. 2.—	M. 3.—
Timandra. Trauerspiel	M. 2.—	M. 3.—
Gespräche u. Monologe. Sammlung verm. Schriften	M. 6.—	M. 7.—
Erinnerungen. Mit Porträt des Dichters	M. 3.—	M. 4.—
Aus der Werdezeit. Erinnerungen. Neue Folge.	M. 3.—	M. 4.—
Neue Gedichte	M. 4.—	M. 5.—
Lieder und Bilder	M. 3.—	M. 4.—
Adolf Wilbrandt. Studie von Victor Klemperer	M. 2.50	M. 3.50

Adolf Wilbrandt. Zum 24. August 1907. Von seinen Freunden. [Festschrift zum 70. Geburtstag.] Geh. M. 4.— In Halblederband M. 5.50

Dämonen

und andere Geschichten

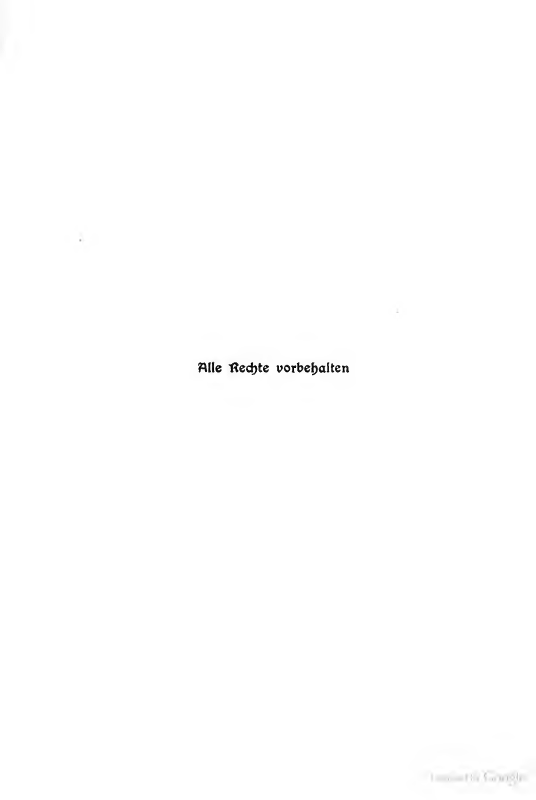
Von

Adolf Wilbrandt

3. und 4. Auflage



Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger



Inhalt



Dämonen

(1869)

Zu den Opfern, die das Schicksalsjahr 1866 von uns Deutschen gefordert hat, gehört auch ein junger Mann, den ich kannte, mit dem mich eine, wenn auch nicht rückhaltlose, doch lebhafte Sympathie verband. Die Freundschaftsverhältnisse, die wir schließen, rühren selten an des Menschen innersten, verborgen schaffenden Kern; verwandte Fähigkeiten und Gesinnungen werden aufgesucht, fremdartige neugierig betastet, endlich ein gemeinsamer Boden abgegrenzt; den d u n k l e n M i t t e l p u n k t, den Wohnsitz des Unbewußten in des andern Seele, betreten wir nicht. Dies ist Menschenlos, und nur zuweilen ruft die Natur selber eine Ausnahme hervor, indem sie ein Freundschaftsbündnis durch das „Labyrinth der Brust" bis in die geheime Zelle führt, wo sonst das Ich in unbewußter Nacht mit sich allein ist. Von einem Fall dieser seltenen Art rede ich hier nicht. Wir hatten uns an einem Ort kennen gelernt, an dem er so einsam war wie ich; der uns beide durch übernommene Verpflichtungen eine Weile festhielt, ohne uns anzuziehn; zu dem wir kaum ein anderes Verhältnis gewannen, als daß er uns zusammengeführt und zu Freunden gemacht hatte. Eben diese Einsamkeit verband uns schnell; aber sie gab uns wenig Gelegenheit, das dunkle Ich des andern im Zusammenstoß mit Menschen und Schicksalen zu erproben. Wir ließen uns gegenseitig sagen, was der Geist von sich

selber aussagt, und freuten uns an einer gewissen Übereinstimmung der Phantasie, der Empfindungsweise, die sich oft in gleichen Redewendungen, gleichen Einfällen überraschend kundgab. Zu unserm Vergnügen bildeten wir daraus einen gemeinsamen „Stil", und führten auch später unsern etwas absonderlichen Vorsatz aus, uns in diesem Stil Briefe zu schreiben. Indessen der Unterschied unserer Jahre trat bald fühlbar hervor. Mein Freund — Theodor, wie er vor dem Leser heißen mag, weil ich seinen wirklichen Namen hier nicht nennen will — war viel jünger als ich; noch in den eigentlichen Jünglingsjahren, die am Übergang zweier Lebensalter stehn. Er hatte seine Zeit, wie ein echter Deutscher, bisher in allerlei Studien mit Geist und Ausdauer zersplittert, ohne sie zu vergeuden; trieb mit Vorliebe Musik, hatte die Aussicht, sich schließlich einem vererbten Fabrikgeschäft zu widmen, und ging auch diesem unerwünschten Beruf mit Pflichtgefühl und all seiner Idealität entgegen, indem er sich mit hundert unausführbaren Plänen trug, wie er das Los der arbeitenden Menschheit verbessern werde. Sein ganzes Wesen trug das Gepräge des Überganges, in dem er sich befand: es war aus frühreif männlicher Gesinnung und jünglingshafter Gewaltsamkeit gemischt, mit einem ganz persönlichen Zug stiller Melancholie. Doch vielleicht ist Melancholie zu viel gesagt: ein Hauch von ernster lyrischer Träumerei, der die scharfen Formen seines magern Gesichts gleichsam besänftigte, sich in der elegischen Langsamkeit seiner Bewegungen aussprach. Er war, bei mittlerer Größe, kraftvoll gebaut; seine ernsten, ausdrucksvollen Züge, ohne schön zu sein, schienen auf beide Geschlechter gleich anziehend zu wirken. In dem dunkelblauen Auge

lag etwas, das ich zuweilen im Scherz unheimlich nannte, aber ohne mir klar zu machen, was sich aus diesem Etwas etwa entwickeln könnte. Als ich ihn dann nach einiger Zwischenzeit wiedersah — es war Ende des Jahres 1865 — schien er mir merklich verändert; in Blick und Wesen eine gewisse Müdigkeit, die, wenn ein ernstes Gespräch uns lebhaft machte, unvermittelt ins Leidenschaftliche übersprang. Doch schien er mir so liebenswürdig offen, wie zuvor. Er klagte über die unabsehbare Verwirrung, die in unseren vaterländischen Angelegenheiten herrsche, über den Druck, der auf jedem deutsch fühlenden Herzen lasten müsse; aber mehr noch über eine gewisse Unbefriedigtheit, die sein liebebedürftiges Gemüt empfand. Wir sahen uns damals am Rhein. Einen oder zwei Monate später hörte ich, daß er sich mit einem liebenswürdigen Mädchen aus dem Westfälischen verlobt habe, erhielt eine Anzeige von seiner Hand und beglückwünschte ihn herzlich, da ich gefühlt hatte, wie sehr ihn ein inneres Bedürfnis in diesen Hafen trieb. Er verstummte dann, und ich hatte es nicht anders erwartet; auch gestehe ich offen, daß mir sein junges Liebesglück damals selten in die Gedanken kam, da die deutschen Verwicklungen anfingen, den ganzen Überschuß meiner menschlichen Interessen aufzuzehren, und das große Wetter von 1866 sich langsam über uns zusammenzog.

Doch indem ich das — im Dezember 1869 — niederschreibe, zweifle ich wieder, ob es nicht voreilig ist, das Schicksal eines Opfers jener Tage als Erzähler vor dem Publikum zu berichten. Jene Ereignisse und ihre Menschen stehen uns noch so nah; wird dem Leser die unbefangene Ruhe des Gemüts nicht versagen, die zu einem reinen Eindruck unerläßlich ist? Und wozu erzählt man,

wenn nicht das Gefühl, das man erregt, rein verklingen kann? — Auch habe ich mich gefragt, ob ich nicht wenigstens darauf verzichten sollte, die Briefe und Blätter, die die Geschichte meines Freundes aus seinem Innern heraufführen, in ihrer persönlichsten, leidenschaftlichsten Natursprache vorzulegen. Ob es nicht dem Gegenstand angemessener wäre, diese Töne einer ganz bestimmten Zeit, einer geschichtlichen Gewitterluft in den ruhigen Vortrag des Erzählers aufzulösen, der an die vielleicht noch zwiespältigen Empfindungen seiner Hörer denkt. Doch das eine wie das andere Bedenken werf' ich hinter mich; und man erlasse mir, zu sagen, warum. Vielleicht, daß die Geschichte selbst es jedem Fühlenden sagt. Wo ist die Grenze, die Persönliches und Allgemeines ohne Übergang trennt? Diese Briefe sind da, sie sprechen vieles aus, an das der Schreiber nicht ausdrücklich dachte, sie führen uns von außen in sein Schicksal hinein, und ich lasse sie hier statt meiner reden, soweit sie den Gang der Dinge wie ihre Schatten begleiten.

„D . . ., 24. März 1866.

Da ich eben in einer von den Stimmungen bin, in denen man eine Neigung hat, sich anzuklagen, so klag' ich mich an, lieber Freund, daß ich Dir seit meinem großen Glückstag noch keine Zeile geschrieben habe — über mich, über sie. Keine Zeile? — Nein; denn die Anzeige am Verlobungstage, die wie ein Blitzstrahl aus höchst heiterem Himmel auf Dich niederfuhr, die rechne ich mir nicht an. So wenig, wie man das eine Unterhaltung nennen kann, wenn ein Wanderer auf der Bergesschneide einen Juchzer

ausstößt und ein guter Kamerad unten im Tal es hört. Kurz — um mich nicht länger zu entschuldigen, was ich hasse wie irgend etwas, womit man die Zeit vergeudet! — ich bin recht sehr glücklich; glaub mir das. Ich war ein elender Mensch, eh' ich mich verlobte. Aufgelegt zu nichts; verdorben zu allem. Es war offenbar eine von den Krisen, aus denen nur irgend eine herzensgute Sophie oder Amalie uns herausreißen können! — Die Meine nennt sich, wie Du weißt, Sophie. Ich sollte sie Dir beschreiben; aber Du weißt auch, ich hab' kein plastisches Talent. Könnt' ich sie in Musik setzen, so ging' es besser. Ich nähme zunächst eine Molltonart, das ist keine Frage; — oder wär' es nicht unschicklich, einen Menschen, und noch dazu eine Geliebte, wie ein Potpourri aufzufassen, so würd' ich Dir Mozarts Veilchen als Introduktion spielen, zum Adagio der Mondscheinsonate übergehn, von da in Chopins elegische Masurka op. 59 hineinspringen, und vielleicht mit Schumanns „Traumeswirren" schließen. Dies letzte, um anzudeuten, daß mir in meiner Sophie noch einiges dunkel ist, weil ich als Verliebter über sie träume; — und so fehlt ja nichts zu meinem Glück, denn die Poeten halten es für notwendig, daß wir über unsere Geliebte nie ganz ins klare kommen; sonst wär' es aus, und der Zauber gebrochen.

Wie wir hier leben, wirst Du fragen! — Such den Menschenbehälter D . . ., von wo aus ich Dir schreibe, nicht auf Deinen Landkarten: Du findest ihn nicht. Ist ein Dorf, hat nicht einmal eine Kirche. Wenn Du Dich auf dem Platz vor unserm Haus, wo die Kirche stehen könnte, auf den Rasen stellst und Dich langsam auf einem Absatz herumdrehst, so siehst Du zuerst im Osten unsern

hessischen Odenwald, den Melibokus als oberstes Haupt; dann im Norden das charakterlos ebene Land, aus dem die lange, ferne Linie des Taunus sehr bescheiden in die Höhe steigt; nach Westen den breiten Rhein, undeutliche Rebenhügel, ganz hinten, wo die Welt aufhört, den Donnersberg; und nach Süden — nach Süden wieder den Rhein, wie er, gleich einem unerzogen träumerischen Backfischchen, hin und her schlenkert, als ging' es ewig so fort, als hätte er keine Eile, je ans Ziel zu kommen. Nun steh wieder auf Deinem Absatz still, und Du siehst unser Dorf. Klein, eng beisammen, winterlich kahle Obstbäume zwischen den Häuschen; darunter, nicht groß, aber allerliebst, unser eignes Haus, vor dem ein paar Nußbäume stehn. Wie es eigentlich gekommen ist, daß wir hier wohnen, weiß ich nicht. Die Tante meiner Sophie — eine liebe, gute, leider schwerhörige Frau — hat sich vor ein paar Jahren, ich glaube aus Laune, hier angesiedelt. Sophie und ihr einziger Bruder (den ich noch nicht kenne) sind schon fast ebenso lange elternlos; und so hat Sophie den Winter hier bei der Tante verlebt. Auf einem Besuch in der Residenz — ein paar Stunden von hier — ereilt sie das Schicksal, mich kennen zu lernen. Es findet sich ein Vorwand für mich, die Damen hier zu besuchen. Ich besuche sie — und wir verloben uns; und nun bin ich nach kurzer Trennung wieder da, hier draußen bei Liebesglück und Arbeit den Frühling zu erwarten.

Bei der Arbeit! Das ist ein leichtfertiges Wort. Ich kann es nicht Arbeiten nennen, was ich hier tue. Ich lese die Zeitungen, träume, laufe stundenlang herum — lieber Freund, ich bin so träge — so müde! — Versteh mich nicht falsch; — ich war schon drauf und dran, das Wort

wieder auszustreichen. Müde! — Es wird nichts andres sein als der Zustand, in dem sich die aufgelöste Seele eines glücklich Liebenden eine Weile befindet. Du solltest nur meine Sophie sehn! Wie auf einmal ihr süßer Lockenkopf zur Tür hereinleuchtet, wenn ich mich versäume. Wie ihre schlanke Figur neckisch vor meinem Fenster auf und ab patrouilliert, eine heitere Arie auf den Lippen, wenn ich sie in meiner Zerstreutheit warten lasse und die Abendsonne zum Spaziergang ruft. Und ich sage dir, wie sie singt! — Du weißt, ich bin in diesem Punkt empfindlich. Was so viele Menschen aus falscher Scham zu verhehlen suchen, gestehe ich frei: ich kann's nicht fühlen, warum die Frankfurter Ariadne, die auf dem Panther reitet, nicht so schön sein soll wie die schlummernde im Vatikan; meine Augen sehen das nicht; — aber mein Ohr leidet unter dem leisesten Mißklang. Es wird mir so wohl, wenn ein schöner musikalischer Gedanke rein vor mir ertönt. Und das ist ihr gegeben! Sie singt, wie sie spielt: bald freu' ich mich über ihren Verstand, bald treten mir die Tränen in die Augen über ihre empfindungsvolle Seele. Lache nicht, daß ich Dir diese Tränen verrate! Es ist nicht mehr zeitgemäß, sich so rühren zu lassen. Dein Wort fällt mir wieder ein: wie Du mir einst sagtest, ich sei um ein Jahrhundert zu spät geboren worden! — Nun denn, so muß ich es tragen. Und muß mich im stillen damit trösten, daß der wohl nicht eigentlich ein Kuckucksei sein kann, einem andern Jahrhundert ins Nest gelegt, der die Krankheiten dieses seines Jahrhunderts so ganz und gar wie seine eignen empfindet: dem jede politische Zuckung seines Vaterlandes so augenblicklich in den eigenen Nerven nachzuckt — der von der ästhetischen, behaglichen Ruhe

vor hundert Jahren so nichts, nichts mehr verspürt — der die Zeitung nicht in die Hand nehmen kann, ohne — —

Aber davon wollte ich nicht reden; verzeih! Einem glücklichen Bräutigam steht es übel an, sich so sehr in die kleinen Leiden des Menschengeschlechts zu vertiefen. Er hat seinen Lohn dahin! — Ich bitte dich, gönne mir mein Glück, und sag mir, daß Du mich beneidest. Das ist wohl ein Widerspruch, wie ich eben merke; — ich bin zerstreut. Mein Gehirn ist zuweilen in einem seltsamen Schlaf. Wenn es sich eben abgemattet hat — — Aber Du bist kein Arzt, mein Lieber, ich konsultiere dich nicht. Genug davon! Laß mich von Dir hören, schreib mir bald und viel, sag mir, wie es in diesen sonderbaren Zeitläuften mit Dir steht, — und erkläre mir, daß Du mich beneidest!

(Postskript.) Wir kommen eben von einem Spaziergang zurück, und der Brief ist noch da. Ich soll Dir sagen, trägt Sophie mir auf, wie wunderschön dieser Abendspaziergang war, und soll ihre Photographie für Dich einlegen. Sie kennt Dich durch mich, und die Freunde ihres Liebsten, läßt sie Dir sagen, seien auch i h r e Freunde. Kenntest Du sie erst! — Ach, sie ist so gut; es müßte eine Wonne sein ohnegleichen, ihrer würdig zu sein.

Wie das nun wieder melancholisch klingt; — verzeih, der Spaziergang hat mich so sonderbar — wie soll ich sagen — hat mich so schwersinnig gemacht. Wir kamen bis an einen toten Arm des Rheins; breit, aber seicht, versumpft, in einem kümmerlichen Weidicht wie begraben. Das rote Abendlicht schauerte darüber hin. Da standen wir so lange — und mir wurde so deutsch, ich will sagen: so miserabel zu Mut. Ich fing an, still für mich hin in trübsinnigen Vergleichungen zu witzeln. Deutschland hat

so viele tote Arme — und wär' eigentlich so ein mächtiger, völkernährender Strom. Aber sie hemmen ihn von allen Seiten — und er selbst, er verbohrt sich in einen eigensinnig nichtsnutzigen Schlangenlauf — Und da soll einem noch wohl sein wie einem Fisch im Strom! — — Ich will schließen, lieber Freund; Sophie steht an der Tür und ruft; wir wollen vierhändig spielen. Unterdessen macht die Tante den Tee — und somit gute Nacht."

„D . . ., 31. März.

Nein, lieber Freund, ich verüble Dir Deine Offenheit nicht; ich danke sie Dir. Wenn wir ganz genau zusehen, was haben wir auf dieser Welt Besseres als Wahrheit gegeneinander! — Du findest meinen Brief nicht sehr bräutigamsfroh. Du findest eine Schlaffheit, eine Abspannung darin, von der Du geglaubt daß die Liebe mich kurieren sollte. Mein Teurer, ich weiß nicht mehr, was ich geschrieben habe; aber wenn Du nun im stillen denken solltest, daß meine Liebe mich nicht glücklich macht, so protestiere ich laut. Ich sage Dir, die Hand aufs Herz, daß ich von einer Frau, vom ehelichen Leben nichts begehre, was ich mir nicht von Sophie verspreche. Wenn sie mir in der Frühe in ihrer ganzen heitern Morgenfrische entgegenkommt, wenn ich Abends von ihren strahlenden Augen, von ihren liebevollen Lippen Abschied nehme, so sag' ich mir immer: segne dein Schicksal, du hast mehr gefunden, als du suchen konntest! Und wenn ich am behaglichen Teetisch Abends nach einem der Bände greife, die da immer herumliegen, und meinen Damen Goethe, Shakespeare oder Kleist tragiere (so gut wie ich es kann),

und Sophie mir mit glühenden Wangen gegenübersitzt und horcht, als säße sie vor dem leibhaftigen großen Schicksal da, das aus mir redet, — so fühl' ich mich glücklicher, als sich sagen läßt. Aber mehr als das! — Du hast mich bei unserm letzten Wiedersehn, im Scherz, ein paar Male Saul genannt, dem man gegen seine dunklen Stimmungen einen David verschaffen müsse. Wir haben darüber gelacht. Jetzt, wenn ich — nach meiner alten Knabengewohnheit — nach Sonnenuntergang im Dunkeln sitze und allerlei Nachtvögel sich in meinem Gehirn zu schaffen machen, so setzt sie sich im Nebenzimmer still ans Klavier, spielt irgend etwas Schönes, Empfundenes, das sie auswendig weiß — ein Beethovensches Adagio, eine Chopinsche Nokturne oder Barkarole — und es ist mir wie das süßeste Geplauder, das mich mir selber entreißt. Ich sage mir dann oft: es ist nicht Beethoven, nicht Chopin — es sind ihre Finger, ihr Anschlag, der wie an einem elektrischen Faden zu mir herüberläuft und an mein Innerstes anklopft, um mich aufzuwecken. Siehst Du, wenn ich Saul bin, so ist mein David gefunden! — Es trifft sich, daß wir beide zu Chopin einen besondern Zug haben; sie spielt ihn mit besonders feinem Verständnis, und ich hör' ihn mit einem feinen Ohr. Sie spielt ihn besser als ich. Es tut mir auch wohler, wenn ich ihr zuhöre, gegen irgend eine Lehne ausgestreckt, als wenn ich selber am Klavier sitze und nicht bloß mein Inneres, sondern auch die Tasten meistern muß. Diese Chopinsche Mollseele, die alles, was sie anfaßt, so elegisch versilbert, die selbst jeden Tanzrhythmus in eine edle, graziös tändelnde Schwermut einschleiert, — die löst mich in mir auf! Es ist wie eine homöopathische Kur, über die der eine lacht

und die der andre in ihrer ganzen rätselhaften Heilsamkeit an seinem Leibe empfindet.

Doch wie kam ich darauf, Dir das alles zu sagen! — Weil ich Dir ausdrücken wollte, was Sophie mir ist. Und weil Du begreifen sollst, wie viel Grund ich habe, glücklich zu sein. Lieber Freund, wenn ich so dasitze und alles zusammenrechne: meine Jugend und Gesundheit, meine Kenntnisse (ich weiß, sie sind etwas wert), meinen Schatz an Menschen, die mir zugetan sind, mein Vermögen, das mich von jedem Zwang unabhängig macht, und nicht zuletzt meine Ideale, und zuallererst dieses ersehnte und doch unerwartete, ungekannte, bezaubernde Liebesglück: so fühl' ich, daß ich der ungerechteste, undankbarste aller Menschen wäre, wenn ich mich sträuben wollte, zufrieden zu sein. Dennoch — dennoch — ja, allerdings bin ich dennoch zuweilen bedrückt, verstimmt. Wie kann ich umhin, es zu sein? Steht's denn so mit uns Deutschen, daß wir uns bei unserm persönlichen Glück beruhigen dürfen? Bist Du etwa stolz darauf, ein Deutscher zu heißen? — Ein Deutscher! — O ja, es wäre etwas, wenn unsre Väter nicht versäumt hätten, uns ein Haus zu bauen, drin sich leben läßt. Aber s o — — Doch ich will vom Allgemeinsten nicht reden. Es ist einmal, wie es ist. Aber was so um uns her vorgeht, wer kann sich darüber freuen? Kaum haben sie Schleswig-Holstein seinem alten nordischen Unterdrücker entrissen, so machen sie sich selber einen Sklaven daraus. Die beiden „deutschen Großmächte", wie die blutigste Ironie sie genannt hat, nun kneten sie so lange an ihrer Siegesbeute herum, bis sie sich zu einem Zankapfel rundet, um den sie sich und uns zerfleischen werden. Wer kann sich dagegen verschließen,

daß uns, nach alter deutscher Sitte, ein Bürgerkrieg droht? Ein Bürgerkrieg, weil es unseren Waffen endlich gelungen ist, unsre Grenzprovinzen frei zu machen? Diese erste nationale Freude, die uns wieder gegönnt ist, soll sie abermals nichts als ein Pandorageschenk sein? — Wenn ich so Tag für Tag die Zeitungen lese — heute, daß man in Berlin den Landtag nach Hause schickt, weil er die ungeheure Blut- und Geldsteuer nicht ins Blaue hinein einem abenteuernden, reichszerstörenden Kopf hinwerfen will — morgen, daß man in Schlesien die Festungen armiert — übermorgen, daß die Heere des Kaisers von Österreich sich in Böhmen zusammenziehen — einen Tag später vielleicht, daß Italien, Preußen, Österreich, das ganze vielköpfige Deutschland wie zum Tanz unter die Waffen treten — und das alles warum? — Und das alles warum? Ich beschwöre Dich, sag mir, warum? Sind wir etwa im Ernst noch nicht zerrissen genug, müssen wir uns noch erst vom Sichelwagen des Bürgerkriegs zerstückeln lassen? Da die Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges endlich vergehn, glauben wir die Zeit gekommen, für frischen Nachwuchs zu sorgen? — Wir? — Wer sind wir? — Ganz Deutschland empört sich gegen diesen herandrohenden Krieg; ganz Deutschland will den Frieden behalten, das einzige, was es besitzt; nur da oben in den Wolken wünschen sie zu donnern. Wann hätte auch je der Deutsche selbst sein Schicksal gemacht? Er steht da unten auf seiner Scholle am Pflug, sie rufen ihn ab, wie zum Mittagsessen — in einem Hohlweg sieht er sich im bunten Rock vor die feindlichen Geschützmäuler hingestellt, er hört das Kommandowort und geht gradeaus darauf zu, und stürzt „für König und Vaterland" nieder in sein

Blut. Das ist unsre Tapferkeit, das ist unsre Treue! Wie im Traum, kriegführenden Ameisen gleich, gehn wir in Not und Tod. Und so, ganz so soll es nun wieder sein? Und ich soll dasitzen, wie ihr alle, die Hände im Schoß falten, wenn das Gewitter heranzieht, und mich in jedem schweren Atemzug fühlen als das, was ich bin, als ein ohnmächtiges, stumm duldendes, unaussprechliches Nichts? bis es den Blitzen gefällt, niederzufahren, und dem Hagelschlag, meine Flur zu einer Wüste zu machen? Und die knirschenden Zähne soll ich zusammenbeißen — —

Ich sage Dir: das ist Tod! — So lange leb' ich nun doch schon, gute und böse Tage, und noch kenn' ich die Wonne nicht, den freien Atemzug eines freien Menschen zu tun. Es liegt um uns her wie dicke Luft, es drückt uns dem Boden zu. Alles so zerklüftet — so abgesprengt — in unsern Liliputs kann nie ein breiter, mächtiger Windstrom entstehn, der reinigend über uns dahinführe. Unser ewiger Hader dampft vom Boden auf, ladet die Wolken mit elektrischer Kraft, nährt die Wetterschwüle, die unser Gehirn belastet. Ich weiß, was Du sagen willst: sie fühlen es nicht! — Nein, sie fühlen es nicht! Wie der die Tageshelle nicht mehr vermißt, dessen Sehkraft sich an die ewige Dämmerung seines Kerkers gewöhnt hat. Und wenn so einer — so ein guter, geduldiger Deutscher — vor mich hin tritt und sagt: ‚Bester, was ficht dich an? Gehen nicht Handel und Wandel, Heiraten und Kinderzeugen ihren guten Gang? Bist du dazu auf die Welt gekommen, die L u f t um dich her zu schmecken, die du nicht siehst, und nach jedem Windhauch auszuspähn, der mit der Wetterfahne auf deinem Dach spielt? Wo ist diese schwere, schwüle deutsche Luft, die dich so nervenschwach

macht — ich lebe doch auch, und ich empfinde sie nicht?' — Nein, er empfindet sie nicht — der glückliche Mann! Und doch liegt sie über seinem, wie über meinem Haupt, und drückt ihm, ohne daß er es weiß und fühlt, die Federkraft der Gedanken, die Stärke des Willens zusammen! — Es ist nicht anders als mit der gemeinen, körperlichen, elastischen Luft, die unsre Erde umgibt. Wir sehen sie nicht, wir empfinden sie nicht einmal, und doch wirkt sie in allem. Mit unsichtbarer, ungeheurer Kraft lastet sie über uns, und strebte ihr nicht die Luft in unserm Körperbau mit gleicher Schnellkraft entgegen, wir müßten wie zerschmettert zusammenstürzen. Warum liegt dieses zugebundene Bläschen so schlaff und zusammengesunken da? Nimm den Druck hinweg, der es ungesehen belastet, pump' aus dem Raum, der es umgibt, die Luft heraus, und sogleich schwillt es an, dehnt sich kräftig empor. Du mußt nicht lachen: ich brauche dieses Gleichnis für mich selbst! Ich brauch' es für Dich — für euch alle! Hätten wir nicht diesen doppelten, überladenen, unerschütterlichen Luftdruck um uns her, kein Volk der Erde sollte sich kräftiger rühren als wir. Nimm diese deutsche Atmosphäre von meinem Gehirn, meiner Brust hinweg, und ich will sie wieder dehnen und mich aus dem Trübsinn ermannen! Aber so — so, wie es ist! und wie es nun werden soll! wenn wir selber den Blitz und Donner des Kriegs noch aus den Wolken herabziehen! und uns die Luft durch die Leichen unserer Brüder verpesten — — Mensch! wie soll das enden! —

Ich hab' zuweilen Gedanken — — Aber still davon! Es ist doch alles umsonst; die Welt hat ihren Lauf. Die Räder rollen! — Und ich soll dabei ruhig und zu-

frieden sein, in meinem Hüttenglück mich idyllisch absperren, die Augen schließen und träumen! Lieber Freund, könne das, wer kann! Es gibt so vielerlei Menschen; aber ich will sterben, eh' ich anders werde, als ich bin. Ich will — — Doch genug davon ...

Die preußische Armee wird nun also in Kriegsbereitschaft gesetzt! — Es kann da hübsche Verwicklungen geben: meine Sophie ist ein westfälisches Preußenkind (mich, weißt Du, hat irgend eine hessische Hebamme auf dem Gewissen), und ihr Bruder, wenn es wirklich zur Mobilmachung kommt, wird mit dem siebenten Armeekorps ins Feld rücken — gegen wen? Wer weiß das heute zu sagen? In Ägypten war es nie so dunkel, wie es jetzt bei uns in Deutschland — und in meinen Gedanken ist. Dieser Bruder, den ich noch nicht kenne, — er scheint ein rechter Preuße nach Gottes Herzen zu sein. In Sophiens Album fand ich seine Photographie; keine Ähnlichkeit zwischen ihm und ihr; — und doch liebt sie ihn sehr! Sein Gesicht aus dem Westfälischen ganz ins Preußische übersetzt, militärischer Schnitt, eine gewisse kalte Überlegenheit, mit Gutmütigkeit gewürzt; und so ein unbeschreiblicher Zug um die Lippen, wie wenn er die Zukunft Preußens verbrieft und versiegelt in der Tasche hätte. Aber sie liebt ihn sehr! — Und somit bin ich gezwungen, ihn nun auch zu lieben — — Aber was liegt daran. Die Weltgeschichte weiß nicht, daß wir Schwäger sind, und wenn es wieder einen schönen deutschen Bürgerkrieg gibt, so können wir noch Absonderliches erleben.

Ich bitte Dich, behalte diesen Brief für Dich allein! Es gibt so viele Leute, die ihre weisen Brauen in die Höhe ziehen, wenn einer in Wallungen gerät, die sie nicht

kennen. O diese unsichtbare deutsche Luft — wie viele Wallungen bester Art hat sie schon in deutschen Gehirnen erdrückt! Und wie viele wird sie noch erdrücken!

Gute Nacht! — Es ist nahe an zwölf. Ich will schlafen gehn; — vielleicht gibt uns morgen die Sonne einen schönen ersten Apriltag, einen Frühlingstag."

„D . . ., 10. April.

Ja, lieber Freund, ich bin immer noch hier! Ich wollte nach Frankfurt gehn (wo ja eben eine ganz neue Komödie beginnt, die preußische Komödie vom zukünftigen Parlament!); ich wollte unsere Fabrikangelegenheiten in Offenbach endlich in die Hand nehmen; aber ein gewisses Unwohlsein, das auf meine Kopfnerven drückt — und Sophiens Wunsch — und — kurz, ich bin einstweilen, für ein paar Wochen, noch hier. Meine Damen sagen, es wär' nicht gut getan, wenn ich mich jetzt ihrer milden Obhut entzöge; grade jetzt, wo ich gute Gesellschaft brauchte, um über allerlei schlechte Launen hinwegzukommen — Ja, es ist wahr, die schlechten Launen sind da. Du weißt aus meinem letzten Brief, wie ich über unsere politische Lage denke — — oder Du weißt es auch nicht: denn alles hab' ich Dir wohl schwerlich gesagt. Manches sagt sich nicht! sagt sich wenigstens nicht auf dem weißen, jedem Auge preisgegebenen Papier. Hätt' ich Dich jetzt neben mir — mir gegenüber, dort in dem Lehnstuhl neben dem Büchertisch, hinter diesen geschlossenen Vorhängen, in der taubstummen Nacht, und wir zwei allein, wie damals so oft vor zwei Jahren — so preßte ich mir vielleicht alles aus der Seele heraus, was jetzt da drinnen unbeweglich

stille steht wie ein abgelaufenes Uhrwerk, was den ganzen Raum meiner Gedanken einnimmt — — Den ganzen! — O mein Gott — nein, das wäre zu viel! Wo bliebe der Raum für s i e — für all die Gefühle — all die Gefühle, die ich ihr schuldig bin! Und doch ist mir, als wär' es so — und als müßt' es so sein. Ach, ich ertrag' es nicht länger, das alles in ewigem Schweigen, ewig den stummen, finsteren Blick in mein Inneres gerichtet, in dieser einsamen Brust herumzuwühlen! Ich denke nach und wüßte niemand, dem ich das alles so sagen könnte, wie Dir. Ich bin ein unglücklicher Mensch! Es verzehrt mich eine Flamme, von der so viele Menschen nichts ahnen. Wenn ich aufwache, rührt sich schon in meinem dumpfen Bewußtsein der Gedanke, wie dieses Elend unsrer Zeit sich entladen, was die Zeitung heute bringen wird, was ich tun soll, um heiter und glücklich zu erscheinen! Wenn ich mich schlafen lege, sitzt mir ein schwarzer Gedanke wie der Schatten eines Dämons im Gehirn: was ich beginnen könnte, der allgemeinen Not ein Ende zu machen! Sei es Feuer oder Dolch — sei es, was es sei! — Und s i e, meine Braut — meine gute Sophie! der ich so selbstvertrauend meine Hand hinhielt, als läge ihr, mein, unser Glück darin! der ich mich so sehnsuchtsvoll an die Brust warf, in einem Verlangen ohne Grenzen und Namen, meinem dunklen Ich zu entfliehn, Balsam und Rettung in ihrer Liebe zu suchen! Es ist alles umsonst! Es ist alles umsonst!

Wie es mich quält, wenn ich daran denke. Ich war in einer Stimmung, der ich um jeden Preis entrinnen wollte, auf den Ball gegangen — und da fand ich Sophie. Sah sie zum ersten Mal. Ihre wie zum Tanz geborene

Gestalt, ihr liebenswürdiges braunes Auge, ihr silbernes Lachen: dieses Lachen, dacht' ich, wenn ich das in jeder schwarzen Stunde hören könnte, aus einem Starrkrampf müßt' es mich aufwecken! Und dann war sie so freundlich zu mir, so gut — als fühlte sie, daß sie mich erheitern müsse. Ich walzte mit ihr, und mitten im Tanz fiel mir ein — wie einem dergleichen wie eine Sternschnuppe durchs Gehirn schießen kann — daß es für mich eine Rettung sein würde, mit diesem holden Geschöpf in meinen vier Wänden zu sitzen und über dem Gefühl, für sie da zu sein, das allgemeine Chaos zu vergessen. Und darüber drückte ich ihr plötzlich die Hand. Sie sah mich befremdet an; aber sie blieb still. Und wie wir dann wieder auseinanderkamen, weiß ich nicht mehr. Ich ging durch die Nacht nach Hause, in einer Art von Trunkenheit entschlossen, mich ihr ans Herz zu drängen, alles Starre, Steinerne, mich Beklemmende an ihrer weichen Seele zu zerschmelzen. Ich war — — Kurz, ich suchte sie hier auf; es machte mich so glücklich, daß ich sie liebenswert fand; und noch glücklicher, daß ich selbst ihr so erschien. Und wie dann alles sich fügte, uns schnell zueinander hinzuziehn, uns aus Verliebten zu Verlobten zu machen! Nichts widerstrebte mir, alle ihre Freunde, alle die Meinigen wünschten mir von Herzen Glück, das Schicksal selber schien's so gemacht zu haben. Nach kurzer Trennung konnt' ich sie wiedersehn — hier in der ländlichen Stille, durch nichts verwirrt oder gereizt, hofft' ich so ganz allmählich von all meinen Leidenschaften zu genesen — und nun sitz' ich hier — und nun sitz' ich hier — —

Liebster Freund! verachte mich nicht, sag nicht, daß Du mich verdammst; — ich kann nicht glücklich sein, kann

sie nicht glücklich machen! Die Welle der Zeit wächst mir über den Kopf. Ich kann ihn nicht los werden, diesen übermächtigen Haß! Diesen Haß gegen die Friedensstörer, die Deutschland ihrem Ehrgeiz opfern wollen — gegen diesen ehernen Menschen da in Berlin, diesen — — Ich mag den Namen dieses Menschen nicht nennen. Ich bitte dich, sag mir nicht, daß er Gutes will, oder daß Gutes daraus hervorgehn könnte! Wenn Du das denkst, so hat er Dich schon verwirrt, so bist Du einer von denen, die dieser Dämon unsers Schicksals, dieser Jago unsers vaterländischen Trauerspiels, schon in ihr geistiges Verderben gelockt hat. Da steht er, und weil warmes Blut in seinen Adern kreist, sollen wir alle verderben! Ein Stoß in sein Leben hinein, und es würde Frieden — das Trauerspiel würde nicht zu Ende gespielt! Fühlst Du das nicht wie ich? Zuckt es Dir nicht in den Fingern — wirklich nicht? Bin ich denn wirklich und wahrhaftig ein anderer Mensch als ihr? — Es liegt so nahe, es folgt so aus sich selbst, es kann auf der weiten Welt, mein' ich, nichts natürlicher sein! Ein Mensch will Tausende, Millionen, vielleicht die ungebornen Nachkommen dieser Millionen in den Abgrund hinunterreißen; ich stehe dabei — ich sehe, was kommen wird! Wenn ich ein Steinblock bin, so steh' ich still; bin ich ein M e n s ch, so fall' ich ihm in den Arm — und dieser eine taumelt allein, statt der Millionen, hinab. Sag nicht, daß in seinem Arm das Fatum steckt, daß den Millionen nichts durch ihn geschehen kann, das sie nicht verdienen. Würde das die Weisheit dieser Welt, so höben wir alle keinen Finger mehr auf, so ließen wir, wie die alten ägyptischen Königsbilder im Wüstensand, das Schicksal jedes Tages auf uns niederfließen. Wer tut das? Wer

auf Erden ist so stumpf, so blöde? Und da es sich um Deutschlands Zukunft handelt! Da ich mir sagen muß: es liegt eine große, angeborene, von der Not der Zeit herangewälzte Pflicht auf dir, auf euch allen! Warum bedenkt ihr euch; wollt ihr denn ewig die Hamlets unter den Völkern sein? Soll euer bißchen Geist euch zu Grunde richten, euer Grübeln über ‚Sein und Nichtsein' euer Nichtsein vollenden?

Nein — laß mir meinen Haß! Ich will nicht mit mir unzufrieden sein, daß er mich ausfüllt, daß er mich irgend einem Schicksal entgegentreibt; — es ist gut so! Soll unser Vaterland am Leben bleiben, so müssen auch solche sein, die aus Liebe zu ihm hassen können — und wie's dann auch enden mag. Ich lass' es kommen — — Wäre nur nicht Sophie! — Das ist's, was mich foltert — Foltern ist nicht das Wort. Es liegt mir dumpf im Gehirn, geht wie ein leiser Schritt hinter mir her, mischt sich mir so sonderbar in alle Vorstellungen. Ich grüble nach, was ich tun könnte für mein Vaterland — und fühle plötzlich in Gedanken Sophiens Arme an meinem Halse. Ich sitz' in der Dämmerung neben ihr auf dem Sofa, hör' ihr freundliches, halblautes Flüstern — und seh' im Auge meines Gehirns ein düsteres, herausforderndes Gesicht — das Gesicht dieses Dämons, dieses Ruhestörers — und in Gedanken stoß' ich mit irgend einer Waffe darauf zu. Es ist ein Zustand — — Was hilft es Dir, wenn ich ihn beschreibe. Zuweilen zieht sich mir das Herz so zusammen, ich halt' es nicht aus, Sophie im Zimmer zu sehn — dann fällt mir ein, ob ich nicht endlich einmal mein ganzes verfinstertes Herz, mit allem, was es vorhat, in ihres ausschütten sollte — dann lächl' ich wieder still

vor mich hin, wie ganz unmöglich das ist. Nein, unmöglich, unmöglich! Sie begriffe so wenig wie der blaue Himmel da oben, was ich will, was ich muß! Sie und ihr weiches Herz, ihr Mädchenherz! Sie würd' mir ihre kleine Hand auf die Stirn legen, ob sie heiß ist, ob ich fiebere — oder mich fragen, was für ein häuslicher Vorgang mich so reizbar gemacht hat — oder auch entsetzt, fassungslos wie vor einem Dämon zurückfahren ...

Ach, was red' ich davon? Es ist alles umsonst. Wenn sie mir so besorgt nach den Augen sieht, warum sie wieder ungesellig und fremd vor sich hin starren — wenn sie mich fragt, wie es denn nur möglich sei, daß die Zeitungen, die Politik mich so trübe stimmen — wenn sie wissen will, was mir die tiefen Ränder unter den Augen macht — und endlich den Kopf schüttelnd aufsteht und so sanft auf ihren leisen Füßen über den Teppich geht, ans Klavier, meine böse Saulsstimmung durch einen ihrer guten Lieblingsgeister zu verbannen — und ich dann lächle, und doch alles umsonst ist! Sie singt, sie spielt, bis mir endlich die Tränen fließen; aber hier in der Brust löst es sich nicht mehr! Im Gehirn liegt es wie eine tiefe Nacht, ein, zwei, drei Gedanken tauchen wie Augen auf, sehen mich an — die Gedanken von gestern, von vorgestern — von morgen — und so fort, bis es enden wird. Ich höre zu, ich denke mir kaltblütig, wie die Akkorde sich aus zusammenstimmenden Schwingungen aufbauen, stelle mir vor, wie sie als Zahlenreihen, in der ganzen Nacktheit ihrer arithmetischen Notwendigkeit, von den Tasten aufsteigen — und wie die langen Saiten vom Baß herunter kürzer und kürzer, die Schwingungen rascher und rascher werden, bis zum hellsten Diskant — und das läuft nun

so als Luftwelle zu mir herüber — und das sollte mich rühren und meine Gedanken bestimmen! — Nein — es tut's nicht mehr — es ist vorbei! Irgend eine Macht hat von mir Besitz genommen, ich kann nicht mehr sagen, wer ich bin. Mir ist zuweilen, als wär' es jemand, dem ich mich verschworen hätte, der meine Seele nun einfordert — — Aber was red' ich darüber, es ist wie es ist.

Ich hab' schon gedacht, ob ich nicht meine Besitztümer zu Gelde machen und mit Sophie nach Amerika auswandern sollte; — so wär' ich fort. Ich weiß, sie ginge wohl mit. Ach, wie sie mich liebt! — Doch dann fühl' ich wieder: es ist ein Knabengedanke. Ich aus meinem Vaterland entfliehn, weil es in Not und vor dem Verderben ist! weil die heiligste aller Pflichten — weil ich etwas tun soll, dieses Verderben von so viel Millionen abzuwenden! — Ich werde dieses Etwas tun, oder mich verzehren . . .

Ich weiß nicht mehr, ob ich Dir das schon schrieb? Anfangs Mai — in meiner Ungeduld hab' ich es durchgesetzt — soll unsere Hochzeit sein. K a n n ich noch zur Ruhe kommen, so kann ich's nur, wenn sie mein ist, wenn ich mit ihr gehe, wohin ich will! — Es soll eine stille, stille Feier sein, ganz unter uns. Sie haben mir auch darin nachgegeben. Nur mein Bruder wird kommen, und der ihre; dann also werd' ich ihn kennen lernen, — diesen kriegslustigen Mann. Denn er ist einer der wenigen in Deutschland, die diesen Krieg — diesen Krieg! — für gut, gerecht und notwendig halten. Laß mich dir nicht sagen, was ich dabei fühle!

Liebster Freund — lies diesen Brief mit Bedacht, lies ihn mit Deinem Herzen — und dann verbrenn ihn! Ich



habe nicht den Mut, ihn zurückzuhalten; es ist eine Sehnsucht in mir, die ich nicht aussprechen kann, für die Geschichte meiner armen Seele einen Zeugen zu haben. Einen Menschen, der ahnt, wie es mit mir steht! der mich vielleicht begreift! Der vielleicht — — Aber es ist besser, wenn ich verstumme. Leb wohl! Ich hab' so hastig immerfort geschrieben, mein Kopf glüht sehr, es wird lange dauern, bis ich in meinem Bett zur Ruhe komme."

„D . . ., 19. April.

Vor etwa acht oder neun Tagen hab' ich Dir einen Brief geschrieben, lieber Freund, den ich zuerst Deinem Herzen, und dann Deinem Ofen empfahl; ich will hoffen, er ist in jedem Sinn richtig angekommen — noch warte ich auf die Antwort. Ich fing auch schon an, ungeduldig zu werden, als ich heute durch einen Brief von Freund W . . . erfuhr, daß Du in der Zwischenzeit eine kleine Reise gemacht hast. Es hat Dir also an Zeit zum Schreiben gefehlt; ich absolviere Dich. Du siehst, ich schiebe Dir keine Motive unter, die unserer Freundschaft nicht würdig wären. Bist Du über die Dinge, von denen mein Brief spricht, andrer Meinung als ich, so würde es mich schmerzen, aber ich möchte lieber die Wahrheit wissen als nichts. Denkst Du aber wie ich — denkst Du, wie nach meinem innersten Gefühl jeder Deutsche von Ehre denken sollte — so hab' ich mein letztes Wort noch nicht gesagt, so ist noch etwas zu tun.

Lieber Freund, wie oft hab' ich mich in diesen Tagen mit Dir unterhalten! Es gibt einen Punkt, über den man eigentlich nicht schreiben kann, der sich nur von

Mund zu Mund ganz natürlich und zwanglos erörtern läßt. Warum bist Du nicht hier! Ich hab' Dich in Gedanken so oft gefragt, wie Du über Brutus denkst? Seit einigen Tagen liegt Shakespeares ‚Julius Cäsar' neben mir, ich lese bald hier bald da, und fühle so recht, wie der große Shakespeare den großen Brutus verstanden, als seinesgleichen erkannt hat. In meinen Augen ist dieser vielberufene „Tyrannenmörder" einer der bewunderungswürdigsten Menschen, die je ihre innerste Natur durch eine entscheidende Tat bezeichnet haben. Um seinen Untergang, um das Elend, das nach ihm kam, kümmere ich mich nicht. Wer weiß denn, was morgen sein wird, wer kann den Erfolg seiner Taten auch nur auf einen Tag hinaus bestimmen? Unser einziger Beruf auf Erden ist, das zu tun, was wir für gut und notwendig halten. Und so sah es auch Brutus an, und so tat er das Seine! Und allezeit werden ihn edle Menschen in seiner Größe begreifen. Warum zaudern wir denn, es ihm nachzutun? Jetzt, wo es noch Zeit ist — wo zwischen Preußen und Österreich noch die Komödie spielt, wer zuerst gerüstet habe, wer zuerst abrüsten solle — wo die Kugel noch nicht im Rollen ist — warum stellen sich nicht die Gleichgesinnten zusammen, die Schmach und das Verderben dieses Bürgerkrieges durch ein Brutusbündnis abzuwenden? Warum tun wir nicht, was gut und notwendig ist?

Ich bitte Dich, erwäg es mit Ruhe und mit festem Herzen, und sag mir: du hast recht! — Ich weiß, Du bist ein Norddeutscher, ich ein Süddeutscher, ihr rühmt euch nach, daß ihr kälteres Blut habt; aber hier handelt es sich um nichts, als um eine angeborene Pflicht, die jeden Deutschen betrifft. Da unten in Berlin sitzt der Dämon,

der die Atome unsrer Nation so lange durcheinanderschütteln will, bis ihr letzter Zusammenhang zerrissen ist! der einen Schicksalstag über uns heraufbeschwört, den geduldig erleben zu wollen ich nicht der Mann bin! Ich rufe Dich an, ich beschwöre Dich: stelle Dich zu mir! Laß uns die ersten sein, die sich zur Ausrottung dieses Übels verbünden, die, wenn es not tut, andere ihresgleichen heranziehen — die nicht eher ruhen, bis sie das Unheil, das uns droht, abgewendet haben! Hier — indem ich das schreibe — reich' ich Dir die Hand, mit einer ruhigen Entschlossenheit, wie sie zu solchem Unternehmen geziemt; und sage Dir, daß ich bereit bin, und fordre Dich auf, aus dem ziellosen jugendlichen Freundschaftsbund, den wir einst geschlossen, ein unvergängliches Bündnis ernster Männer zu machen.

Schreib mir nichts, als Dein Ja! Und dann bestimme mir, wo ich Dich aufsuchen soll. Wenn Du noch Bedenken hast, so gib mir Gelegenheit, an einem ruhigen Ort mit Dir darüber zu sprechen. Ich sag' Dir, etwas muß geschehn! — Diesem Brief fühlst Du an, daß er nicht in wilder Wallung, sondern mit aller Fassung, deren ich fähig bin, geschrieben ist. Ich hab' sie mühsam errungen! Aber nun bin ich ihrer auch gewiß — für alle Folgen gewiß. Schreib mir ebenso. Nachdem Du alles bedacht hast. Nur nicht so, daß Dein Kopf Dein Herz zu Schanden denkt! Ich weiß, Du bist nicht wie die andern, Du hast nicht das gewöhnliche deutsche Fischblut in den Adern — mit dem sie so vergnügt umherschwimmen, bis der Hecht sie verschlingt.

Also ich harre nun auf Deine Antwort! — Mir geht es gut; so gut wenigstens, wie ich es bei diesem Stand

der Dinge irgend erwarten kann. Nur machen mir meine schlaflosen Nächte oft einen wüsten Kopf. Sophie geht eben im Nebenzimmer auf und ab; sie wartet, bis ich zu Ende geschrieben habe, um mit ihr vierhändig zu spielen. Sie hat mich gefragt, an wen ich schreibe, und trägt mir auf, Dich zu grüßen. Ach — sie leidet so viel, da sie mich leiden sieht und weiß nicht warum! Und ich quäle mich in mir ab und kann's, kann's doch nicht ändern! — — Leb wohl. Schreibe bald."

Ich brauche kaum zu sagen, welche Antwort auf diesen Brief erfolgte; sie konnte für keinen andern, als für den durch seine Leidenschaft verstörten, zerrütteten Theodor überraschend sein. Da sie ihm offen aussprach, wie sehr sein unwürdig-unmenschliches Vorhaben zu verdammen sei, ihn beschwor, sich in diesen Abgrund nicht hineinreißen zu lassen, und endlich die feste Überzeugung kundgab, daß der herandrohende Krieg, wie und durch wen er auch entzündet sein möge, eine naturnotwendige und heilsame Katastrophe herbeiführen werde, — so verstummte der im Innersten gekränkte Theodor sofort, und brach einen Briefwechsel ab, der für ihn keinen Wert mehr haben konnte. Er hatte sich inzwischen mehr und mehr mit dem Gedanken erfüllt, der Brutus Deutschlands zu werden. Alles Große und Edle in seiner Seele war, wie durch einen geheimnisvollen Krankheitsprozeß, in eine innere Entzündung hineingezogen, in der es sich im Dienst eines düsteren, vernunftlosen Wahns verzehrte. Seine tiefe Leidenschaft für Deutschlands Zukunft und Erhebung, die er von seinem Vater — einem der Freiheitskämpfer von 1813 — ererbt

hatte, sein reizbares vaterländisches Ehrgefühl, sein großer Begriff von den Pflichten eines Bürgers hatten gemeinsam eine Aufregung in ihm erzeugt, deren Fieberglut — durch die allgemeine Erhitzung der Gemüter genährt — ihm als die allein richtige Seelenstimmung erschien. In der Qual, darüber das Glück eines andern Wesens zu zerstören, das er mit so leidenschaftlichem Ungestüm an sich gefesselt hatte, mattete er sich ab, schleppte sich zwischen Entschlüssen und Verzichtleistungen hin und her, während der eherne Schritt der Ereignisse, die näher und näher kamen, ihn immer wieder aufschreckte und gleichsam unter die Waffen rief; und so trieb er endlich der Entscheidung seines Schicksals entgegen, über die ich hier nach den Mitteilungen aller Beteiligten, was ich weiß, berichte.

Ahnungslos, was für ein Ausgang seinen dunklen Träumen bevorstand, hatte er sich, wie es scheint, in blutige Pläne verschiedener Art hineingelebt, rastlos von einem zum andern überspringend, je nachdem ihm dieser oder jener ausführbarer erschien. Wie er es tief empfunden hatte, daß sein erhabenster Dichter, Shakespeare, den Brutus so edel und liebenswürdig dargestellt, so gefiel es ihm sehr, daß ein anderer seiner Lieblingsdichter, Heinrich von Kleist, sich auch einmal leidenschaftlich dem Gedanken hingegeben hatte, den Cäsar seiner Zeit, Napoleon, durch eine blutige Tat aus der Welt zu schaffen. Er las wiederholt Kleists „Hermannsschlacht", trug sie den Damen mit einer Gewalt des Ausdrucks und einer dämonischen Freudigkeit vor, die die unglückliche Sophie erschreckte und für die nächste Nacht schlaflos machte, und hatte in den folgenden Tagen auf Schritt und Tritt den „Chor der Barden" aus diesem Stück auf den Lippen, der ihm offenbar wie

für sein eigenstes Gefühl geschrieben schien. Die wunderbaren Verse, die diese Barden, während Hermann der Cherusker sich an eine Eiche lehnt, kurz vor der letzten Schlachtentscheidung singen, folgten ihm überall:

„Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das Du Dir kühn erhöht;
Die Regung wird Dich nicht beschleichen,
Die Dein getreues Volk verrät;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein;
Sei schrecklich heut, ein Schloßenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz spein!"

Es war ein alter Trieb in Theodor, seine gelegentlichen lyrischen Stimmungen in Musik zu setzen; ein unverkennbares, wenn auch nur halb entwickeltes Talent für Komposition anmutiger Lieder hatte ihm und andern schon manche Freude gemacht. Seit seinem Verhältnis zu Sophie war dieser Trieb stärker als je erwacht, hatte eine Reihe kleiner Liebesarien hervorgerufen, die des Mädchens größte Freude waren, doch dann in seiner unaufhaltsamen Verdüsterung ein rasches Ende gefunden. Sophie, durch so viele Zeichen seiner Schwermut gequält, daran herumrätselnd, ohne das Wahre treffen zu können, da er ihr nur das Allgemeine seiner patriotischen Bekümmernisse gestand, aber das Besonderste, Furchtbarste, Unsagbare verschwieg — endlich wohl seinen Versicherungen Glauben schenkend, daß es eine erbliche, zuweilen heftig auftretende Nervenverstimmung sei, die er dann durch den bloßen Willen nicht bezwingen könne — Sophie machte in diesen Tagen den Versuch, durch zärtliche Bitten um eine neue Komposition ihn seiner unmelodischen Ver-

stimmung zu entreißen. Er antwortete weder ja noch nein, lächelte sie aber nachdenklich an und schien in sich zu gehn. Am folgenden Tage kam er wirklich mit einem beschriebenen Notenblatt, als sie eben am Klavier saß, küßte sie, reichte es ihr hin, und bat sie, diesen neuesten Versuch, so gut es gehen wolle, gleich vom Blatt zu singen. Sie blickte ihn dankbar an und ging auch sofort ans Werk; es gab ihr aber ein sonderbares Gefühl, nicht etwas Herzliches, Zärtliches, sondern die beiden Strophen jenes Bardengesangs zu finden. Sie spielte die einfache Begleitung und sang; und mit jeder Note fühlte sie mehr, zu ihrer wachsenden Beklemmung, daß sich Theodors ganze verwilderte Seele in den schauerlich düster monotonen Gang dieser Komposition ergossen hatte. Sie kam bis nahe ans Ende, dann versagte ihr auf einmal die Kraft. Ihre Finger hörten auf zu spielen, und indem die Stimme ihr erstarb, brach sie in unaufhaltsames, so lange zurückgedrängtes Weinen aus.

Theodor stand hinter ihr — in Gefühlen, die man ihm nachempfindet. Er schüttelte leise ihren Stuhl, wie um sie aus ihren Tränen aufzuwecken; dann warf er sich aufgelöst neben sie hin. „Sophie!" rief er sie an. „Sophie, vergib mir! Ich bin ein unglücklicher Mensch!" — Sie stand auf, sah ihn an, wollte ihn fragen, warum er unglücklich sei; aber durch ihre Tränen sah sie den ganzen hoffnungslosen Ausdruck seines Gesichts, was sie so sehr übermannte, daß sie sich erschüttert von ihm abwandte und das Zimmer verließ.

Er hörte sie nebenan eine Weile schluchzen und blieb ruhig liegen. Endlich erhob er sich auch, im jammervollsten Zustand des Gemüts, nahm seinen Hut und ging

ins Freie hinaus. Er suchte sich durch rasches Ausschreiten wieder zur Fassung, zur Besinnung zu bringen, kam an jenen toten Arm des Rheins, von dem er im ersten seiner Briefe erzählt, und hier setzte er sich und führte seine Seele bis zu dem Entschluß, Sophie zu retten, sie von ihm zu befreien, solang' es noch nicht zu spät sei. Es ging ihm auch der verzweifelte Gedanke durch den Kopf, allen diesen Qualen durch seinen Tod ein rasches Ende zu machen; er verwarf ihn aber als einen Knabeneinfall, als eine unwürdige Unmöglichkeit. Nach Hause gekommen, schloß er sich auf seinem Zimmer ein; hier schrieb er auf ein abgerissenes Blatt folgende Zeilen, die ihm endlich vom Herzen losreißen sollten, was er so lange vor Sophie verborgen hatte.

„Sophie! Liebe, liebe Sophie! Ich werde von Dir gehn, und Du wirst mich einen Treulosen nennen und mich nicht begreifen. Könntest Du fühlen, was für ein Seelenschmerz dieser Gedanke mir ist! Ich werde gehn, und Du wirst mich nicht begreifen. Und ich muß, muß gehn! Nachdem ich Dich aus Deinem Mädchenschlummer aufgeweckt, den Schleier von Deinem lieben Herzen weggerissen, der Dir die Welt und ihre Leiden verbarg, muß ich Dir das Schlimmste zu leide tun — das Unaussprechliche! — — Sophie, ich bin es Dir schuldig! Dieses Blatt soll Dir nur sagen, daß ich gehe, daß das Schicksal meinen Weg von dem Deinen trennt. Gott, diese Nacht, Dein Herz ist mein Zeuge, daß ich alles Glück meines Lebens gern dahingäbe, wenn ich Dir das Deine retten könnte. Es soll nicht sein, wir sollen alles verlieren!

Vielleicht wirst Du eines Tages vor meinem Andenken schaudern, aber mich bewundern; das ist alles, was ich hoffen kann. Wärst Du eine Römerin — — Aber es ist, wie es ist; Dein liebes Taubenherz, Deine weiche Seele — — Ich fühle, daß ein ehernes Verhängnis uns trennt. Laß mich verschweigen, was sich nicht sagen läßt!

Ich ahnte nicht, Sophie, daß dies das Ende sein sollte! Aber die Räder rollen unter uns fort, wir wissen es nicht. Mich ruft eine furchtbare, unabwendbare Pflicht — glaube mir's, laß mich schweigen und gehn! Könnt' ich Dir's sagen, und zu Deinen Füßen weinen — — Aber es muß so sein! — Ich kann nicht weiter; Sophie, verzeih mir, vergib mir."

Auf ein andres Blatt, das offenbar nicht für seine Braut bestimmt war, das, wie es scheint, ihm nur die Last der stummen Einsamkeit erleichtern sollte, schrieb er folgendes, in derselben Nacht:

„Nein, es wäre unmöglich! Wenn ich es erreichen könnte, Sophie, Dich schon in diesen allernächsten Tagen zu meinem Weib zu machen — und dann ginge, das zu tun, was mir obliegt — und käme glücklich davon, käme zurück, mit dir zu fliehn, übers Meer, in irgend einen unbekannten Winkel der Erde — — Ich hab' wohl daran gedacht! davon geträumt! — Aber nur im Traum schien es mir möglich. Du kannst mich nicht mehr lieben, wenn ich das vollbracht habe! Du nicht! Und ich werd' es nicht überleben, werde meinem Opfer als Opfer fallen; mir ahnt es, ich weiß es.

Ja, ich höre deinen Tritt, Verhängnis! deinen lang-

samen, feierlichen, todbringenden Tritt. Es wird geschehn, es wird mein Ende sein — so oder so! Kann ich für Deutschland sterben, so hab' ich länger als ein Jahrhundert gelebt; und es war alles gut, und ich will mich nicht über mein Schicksal beklagen.

Ungekannter, stummer, großer Geist! Dein Wille geschehe!"

Es war Theodors Entschluß, im Verlauf des nächsten Tages, in einer der Welt nicht sogleich auffallenden Art, das Haus zu verlassen, von Sophie zu fliehn, nachdem er jenes erste Blatt in seinem Zimmer für sie zurückgelassen hätte. Doch ehe er noch die Abreise ins Werk setzte, kamen zwei Nachrichten, die ihn irre machten: die eine mit der Zeitung, daß wieder Hoffnung auf Frieden sei, daß Frankreich die Frage einer europäischen Konferenz zur Lösung der schwebenden Zwistigkeiten angeregt habe, und nicht ohne Aussicht auf Erfolg; die andre in einem Brief seines Bruders, daß sein versprochener Besuch in Offenbach, im Interesse der Erbschaftsangelegenheiten, dringend gewünscht werde. Er mußte sich sagen, daß somit für sein blutiges Vorhaben der Augenblick, der es ihm zur Notwendigkeit machte, noch nicht gekommen sei; und zugleich erschien es ihm als Pflicht, in dieser Zwischenzeit seine irdischen Angelegenheiten ins reine zu bringen. Er zeigte Sophien gegen Mittag seines Bruders Brief, bat sie wegen der gestrigen Szene um Nachsicht, um Mitleid, da sein Benehmen sowohl, wie die unglückliche Komposition die Folge einer körperlichen Verstörung gewesen seien, die ihn plötzlich wirr und melancholisch gemacht,

aber inzwischen schon wieder verlassen habe. Er erschien ihr in gefaßter Stimmung und beruhigte ihr Herz, das nur zu gern glaubte, was es als zu seinem Glück notwendig fühlte. So trat er noch an demselben Tag — nachdem er jene beiden Blätter weggeschlossen — die kleine Reise nach Frankfurt und Offenbach an, von der er nach kurzer Trennung sichtbar verwandelt zurückkehrte. Die Entfernung von Sophie, die er in all seiner Verdüsterung doch von Herzen liebte, das Wiedersehn mit seinem Bruder, einem schlichten, treuherzigen, ihm sehr anhänglichen Menschen, hatten ein Heimwehgefühl nach dem ehemaligen Seelenfrieden in ihm aufgeregt, das nun bei der Rückkehr in einen Zustand hingebender, überfließender Weichheit überging, wie er zwischen großen Erschütterungen des Gemüts sich als ein Heilversuch der Natur einzustellen pflegt. Er war so zärtlich und liebenswürdig wie je, von einer sanft verschleierten Heiterkeit, die die glückliche Sophie doppelt bezauberte. Es schien ihr auf einmal alles überwunden, was ihn so rätselhaft krank gemacht hatte. Ein Ausflug zu Wagen, plötzlich beim Mittagsessen vorgeschlagen, in der nächsten halben Stunde ausgeführt, erhöhte die fröhliche Stimmung, in der sich das Paar und die zu allem Guten aufgelegte Tante befanden. Man kam endlich in der Dämmerung zurück, Sophie sang, Theodor hielt ihre Hand in der seinen und ließ sie nicht los, und der schöne Maiabend — denn es waren mittlerweile die Tage dieses Wonnemonats gekommen — leuchtete nach der Rückkehr noch in die Zimmer herein und schien sie auch hier festlich zu begrüßen.

Sie hatten unterwegs ausgemacht, daß die Hochzeit (die ihm, bei dem friedlicheren Stand der Dinge, nun

doch wieder möglich und notwendig schien) am neunten Mai stattfinden solle, und Theodor ging mit seiner Braut auf ihr Zimmer, das Gespräch über diese nächste Zukunft noch fortzusetzen. Auf ihrem Tisch lag die neueste Zeitung, die inzwischen gekommen war; er nahm sie zerstreut in die Hand. Unter den telegraphischen Nachrichten fiel ihm eine in gesperrter Schrift auf: die Meldung aus Berlin, daß Preußen die förmliche Mobilmachungsorder für sechs seiner Armeekorps erlassen habe; die übrigen drei wurden in Kriegsbereitschaft gesetzt. Er erblaßte und stieß einen unwillkürlichen Laut der Überraschung aus. Sophie sah ihn an. „Da lies!" sagte er und hielt ihr das Blatt hin.

Sie erschrak über sein Gesicht, versuchte dann auch zu lesen, was ihn so plötzlich ergriffen hatte. Indem er seine Verstörung — da er nun auf einmal den Krieg als beschlossen vor Augen sah — noch zu verbergen suchte, setzte er mit scheinbarer Gelassenheit hinzu: „Das westfälische Armeekorps ist noch nicht dabei, dein Bruder Karl braucht einstweilen noch nicht zu marschieren!" — Diese Worte wirkten auf das Mädchen mit sonderbarer Gewalt. Sie stellte sich nun sinnlich leibhaftig vor, was die Nachricht bedeute, glaubte Theodors innerste Gefühle mit einem Gedanken zu fassen, und warf zugleich einen unwillkürlichen Blick nach ihrem Schreibtisch hinüber. Es lag dort ein Blatt, ein angefangener Brief. Theodor, ihren Augen folgend, sah auf das Papier. Darüber errötete sie, und als fürchte sie seine scharfen, weitsichtigen Augen, trat sie rasch an den Tisch, legte ihre Hand auf das Blatt, und schien es in eine Mappe werfen zu wollen.

„Was ist das?" fragte er, plötzlich aufgeregt.

„Nichts!" antwortete sie.

Er bemerkte ihre Verwirrung, und argwöhnisch wie ihn diese ganze düstere Leidenszeit gemacht hatte, trat er nun auch herzu und sah ihr mit seinem unheimlichen Blick fest ins Gesicht. „Du hast Geheimnisse vor mir?" murmelte er.

Es überlief sie, ihn das mit so ganz verwandelter Stimme sagen zu hören. Das Entsetzen vor ihm, das sie zurückgedrängt hatte, fiel sie wieder an. Er wiederholte seine Worte, und sie, indem sie nur verneinend den Kopf schüttelte, unfähig, sich ihm zu widersetzen, ließ den Brief los und tat einen Schritt zurück. Er stand und zauderte, ob er lesen sollte. Aber seine Augen fielen wie von selbst auf das Blatt und sahen, ohne daß er sich bückte, was darauf geschrieben stand. Es war ein Brief an Sophiens Bruder, den sie an diesem Morgen, vor Theodors Rückkehr, in ihrer Herzensnot begonnen, und in der Überraschung seiner plötzlichen Ankunft wegzuschließen versäumt hatte. „Lieber Bruder!" stand obenan, „ich kann nicht länger vor Dir verbergen, wie mir's ums Herz ist; ach, ich habe schon so lange schwere Tage gehabt! Komm zu Deiner Schwester, wenn Du kannst, alles von ihr zu hören, sie ein wenig in ihren Bedrängnissen zu trösten. Es ist etwas Rätselhaftes, irgend ein böser Dämon in Theodors Brust, der mich so unglücklich macht —"

Theodor las bis hierher, der Brief war noch nicht weiter geschrieben. Er sah noch einmal auf das Wort „Dämon" hin, dann in Sophiens Augen, und von einer plötzlichen Erschütterung gefaßt wollte er gehn. „Theodor!" rief sie ihn nun endlich an. „Ich hab' es geschrieben — ja, ich hab' es geschrieben! Und bei allem, was es

gibt, beschwör' ich dich, sag mir, was dir ist — was dir war — was das alles bedeutet!" — Doch dieser Umschlag all seiner Empfindungen hatte ihn so jäh gepackt, er war ganz ohne Fassung, und wieder im Innersten verwildert griff er nach der Zeitung, in der jene verhängnisvolle Nachricht stand, und stieß den Brief mit einer Bewegung über den Tisch hinüber. Es ergrimmte ihn, daß sie diesem ihrem Bruder, der ihm heimlich in der Seele zuwider war, von ihren Leiden, von seinem „bösen Dämon" geschrieben hatte. Der Haß fuhr ihm wie ein Degenstich durch die Brust. „Nichts! nichts!" antwortete er endlich, da Sophie ihre Fragen, ihre Beschwörungen wiederholte. „Das alles hat nichts zu bedeuten — was sollte es auch zu bedeuten haben?"

Damit ging er, seiner Gefühle nicht mehr mächtig, zur Tür hinaus. Sophie, in der tiefen Angst vor ihm, blieb stehn, wo sie stand. Draußen auf dem Gang steckte Theodor das Blatt mit der telegraphischen Nachricht in die Tasche, sagte zur Magd, die eben vorüberging: er müsse noch diesen Abend nach der Residenz, werde bald zurückkommen — und ging dann, in den Kleidern, die er eben trug, in die hereinbrechende Dunkelheit hinaus.

Er schritt ohne Aufenthalt fort, kam in der Nacht nach Darmstadt, suchte in einem abgelegenen Vorstadtwirtshaus Quartier und blieb bis zum Morgen dort. In der Frühe machte er sich wieder auf, von seiner ruhelosen Leidenschaft getrieben, und wanderte dem Odenwald zu, in die Bergforste hinein. Hier, wo er als Knabe viel umhergestreift war und sich eine Welt nach seinem Sinn zusammengeträumt hatte, stieg er nun bis zur Ermattung auf und ab, alle seine Jugendphantasien in ihre Nichtig-

keit auflösend und nur in dem einen Gedanken fest, das unvermeidlich Gewordene zu tun. Er stieg am zweiten Tag den Melibokus hinauf, und unterwegs faßte er den Entschluß, seine letzten Angelegenheiten in Darmstadt in aller Stille zu ordnen und dann unverzüglich den Krieg, der ganz Deutschland entflammen wollte, als Funken zu ersticken. So kam er am Abend in die Vorberge zurück, zu spät, um noch die Bahn, die nach Darmstadt führte, zu erreichen; er gelangte aber zu einem Forsthaus, das mitten zwischen langgedehnten Wäldern auf einer Waldblöße stand und, da es an der Heerstraße lag, mit einer Wirtschaft verbunden war. Er erinnerte sich, daß er hier als Knabe nach heißen Wanderungen Rast gemacht und sich des alten Försters Gönnerschaft gewonnen hatte. Der Abend war so mild, wie erste Maiabende selbst in dieser milden Gegend selten zu sein pflegen; der würzige Waldgeruch, die einsame Abgeschlossenheit, der kleine luftige Holzpavillon am Waldrand, den der Wirt für seine Gäste hatte aufschlagen lassen, wirkten auf Theodors Empfindungen. Er beschloß, hier über Nacht zu bleiben, bestellte Wein, ging in den leeren Pavillon und setzte sich, um in der Abendluft von den Anstrengungen dieser Tage auszuruhen.

Der Förster kam, ein paar Revolver von neuester Konstruktion in der Tasche, die er im Wald probiert hatte; setzte sich zu Theodor und erkannte ihn wieder, nachdem er durch ein paar vertrauliche Worte aus dessen Mund aufmerksam gemacht worden war. Sogleich ließ er auch für sich eine Flasche bringen, und während er die Revolver von neuem lud, erinnerte er seinen jungen Freund an dies und das, was sie gemeinsam erlebt hatten. Theodor

sah die Waffen an; mit den Gedanken sofort wieder bei seinem Vorhaben, fragte er, ob sie zu kaufen seien. Der Alte erwiderte, das wären sie wohl. Es sei eine vortreffliche Einrichtung, und ein sicherer Schuß; aber er wisse doch eigentlich selber nicht, was er mit diesen kurzen Waffen machen, wozu er sie brauchen solle. Theodor sah in seine Brieftasche und fand, daß er mit Geld hinlänglich versehen sei. Dann nahm er die Revolver in die Hand, begriff den Mechanismus sofort — er war, als guter Schütze, ohnehin Liebhaber der neuen Verbesserungen — und ließ sich ernstlicher in den Handel ein. Sie waren bald einig geworden. Theodor legte die Waffen neben sich auf den Tisch, er dachte, daß er die ersten Morgenstunden noch dazu nützen könne, sich hier im Walde damit einzuschießen. Der Alte plauderte, Theodor hörte ihm zu, um sich von seinen eigenen schwermütigen Vorstellungen abzulenken, und so sank die Nacht über sie herein.

Ein zweiter Gast erschien im Pavillon und unterbrach sie in diesem harmlosen Gespräch. Eine männliche, gedrungene Gestalt in Reisekleidern, mit einem starkbärtigen, verständig kalten Gesicht, das den bleichen Theodor kritisch betrachtete und sich dann mit kurzen Worten an den Förster wandte. Er wünsche hier zu übernachten, habe sich unterwegs, bei den schlechten Wegen hier zu Lande, verspätet, komme vom Spessart her und sollte eigentlich schon in Darmstadt und darüber hinaus sein. Er bestellte darauf dies und das, alles in höflichem, aber kaltem, bestimmtem Ton; legte eine Tasche ab, und ging dann, als sei er allein, langsam im Pavillon auf und ab. Die Art dieses Menschen mißfiel Theodor sehr. Der alte Förster ging, kam dann wieder zurück. Eine Zeitung sah ihm aus der

Tasche vor, er zog sie heraus und fragte, ob die Herren schon wüßten, was sich in der Welt Neues begeben habe. Die ganze österreichische Armee — so las er vor — werde nun auch auf den Kriegsfuß gesetzt, die Nordarmee in Böhmen konzentriert. In Bayern habe man die unterbrochenen Rüstungen, die Pferdeankäufe wieder aufgenommen. Nun werd' es wohl auch in Hessen nicht lange mehr ruhig bleiben.

Theodor suchte seine Aufregung hinter einer gleichgültigen Miene zu verbergen, während der andre stehn blieb und geringschätzig lächelte. „Bayern und Hessen!" sagte er; „was für eine ‚Reichsexekutionsarmee' wohl dabei herauskommen wird! Diese kleinen Großstaaten sind unverbesserlich, sie werden sich wieder einmal die Finger verbrennen. Übrigens ist das die Zeitung von gestern! Ich hab' hier eine neuere" — indem er auf seine Brusttasche wies — „in der auch wieder sehr Erbauliches zu lesen ist. Es wird ihnen doch alles nichts helfen! Preußen wird vollends mobil machen, und dann werden wir ja sehn, wo die Kugeln am besten fliegen."

Theodor fühlte sich durch diese Äußerungen herausgefordert; aber so sehr ihn die Anmaßung des Fremden beleidigte, drängte er doch alles, was er zu sagen Lust hatte, in sich zurück. Der Förster entgegnete einige hingebrummte Worte im Dialekt, die der andre nicht sogleich verstand. „Was wollten Sie sagen?" fragte dieser kalt.

„Daß Sie offenbar ein Preuße sind, und daß Sie wohl noch nie hessische Soldaten gesehen haben! Und überhaupt: viele Hunde, wissen Sie wohl, sind des Hasen Tod."

„O ja — wenn es ein Hase ist!" antwortete der

Preuße. „Es wird euch alles nichts helfen, ihr mögt euch groß machen, wie ihr wollt. Ihr habt ja weder Anführer noch Soldaten. Ein preußisches Armeekorps wird die ganze Phantasie über den Haufen werfen."

Der Alte schien etwas erwidern zu wollen, schüttelte aber nur mißvergnügt den Kopf und ging langsam in das Haus zurück. Theodor hatte sich mittlerweile erhoben. Durch das ganze Gebaren dieses Fremden gereizt, entgegnete er nun mit seiner leidenschaftlichen, tiefen Stimme, doch so ruhig, als ihm möglich war: „Was reden Sie von den preußischen Armeekorps, mein Herr? In Ihrem eigenen Land denkt nicht die Hälfte, nicht ein Viertel, wie Sie. Eh' man Ihnen das Vergnügen machen wird, gegen Ihre Landsleute zu marschieren, werden Sie mit dem Bürgerkrieg im eigenen Haus zu tun haben."

„Sie sprechen, wie Sie's verstehn!" sagte der andre mit kühler Gelassenheit. „Sowie in Preußen die Trommel gegen den Feind gerührt wird, gibt's keinen Hauskrieg mehr — gibt's nur noch den Feind. In Ihren kleinen Fürstentümern mag das anders sein; in dem Großstaat Preußen kennt man diese Kinderkrankheiten nicht."

„Großstaat!" warf ihm Theodor zurück. „Nehmen Sie sich in acht, daß nicht bei diesem frevelhaften Spiel die Atome Ihres Großstaats auseinanderfliegen!"

„Ich weiß nicht, was Sie unter ‚diesem frevelhaften Spiel' verstehn, mein Herr; aber ich glaube zu wissen, daß unsre Atome gut zusammenhalten. Eh' ein Vierteljahr ins Land geht, werden Sie wahrscheinlich ebenso denken, wie ich."

„Nie werde ich das! nie!" rief Theodor aus.

Der andre lächelte, was Theodor bemerkte und worüber

er in wachsende Entrüstung geriet. „Sie scheinen nicht zu empfinden, mein Herr," setzte er hinzu, „was sich ein Deutscher bei diesem heranziehenden Bürgerkrieg denken kann! Sie, Sie nicht! Sie gehn drauf los, wie der Stier auf ein rotes Tuch — wie die Meute zur Jagd. Es gibt auch andre Empfindungen, mein Herr! Und es steht Ihnen nicht gut, zu lächeln, wenn Sie einen andern etwas weniger lustig davon reden hören!"

Der Fremde, durch die noch verhaltene Leidenschaft dieses Ausbruchs betroffen, warf auf Theodor einen langen kritischen Blick und stand vor ihm still. „Sie sind ein Gemütspolitiker," sagte er dann, mit einem halben Lächeln, das nicht beleidigend sein sollte, aber doch Theodors Gesicht tiefer verfinsterte. „Was hilft Ihnen das; die Geschichte geht ja doch darüber hinweg. Der Krieg ist notwendig, also wird er kommen. Gott wird dann entscheiden — weder Sie noch ich! Sie werden es nicht verhindern, mein werter Herr, daß dieser ‚Bürgerkrieg', der Ihnen so schrecklich vorkommt, wie ein Unwetter losbricht."

Theodor warf einen unwillkürlichen Blick auf seine Waffen hinunter. Er richtete sich auf und sagte wie vor sich hin: „Es läßt sich noch versuchen, ob man es verhindern kann!"

„Darf man fragen, wie?" entgegnete der Fremde.

Theodor schwieg.

Es fiel dem andern auf, was für ein sonderbarer, nie gesehener Ausdruck in Theodors Augen lag, und ein unheimliches Gefühl überlief ihn plötzlich. Ohne sich klar zu machen, was er tat, von diesen Augen gereizt, zog er die Zeitung aus der Tasche, auf die er vorhin gedeutet

hatte, und fragte: „Etwa auf dieselbe Art, mein Herr, wie heute geschehen ist — etwa auf d i e s e Art?"

Theodor sah in die aufgeschlagene Zeitung hinein, dem Finger folgend, den der andre über das Papier hingleiten ließ. Er las — und las, daß auf eben den Mann, den er sich zum Opfer gewählt, an diesem Tag ein Mordversuch gemacht und mißlungen sei. Die wenigen Worte tanzten ihm vor den Augen. Es übermannte ihn so gewaltsam, daß er sich nicht zu fassen wußte, und er trat zurück, um sich an einer Stuhllehne aufrecht zu halten.

„Gott sei Dank, der Mensch ist gefangen!" rief der Fremde aus. „Diese nichtswürdige Mordtat ist ihm elend mißlungen!"

Theodor fuhr zusammen, und warf einen furchtbaren Blick auf des andern Gesicht. Er murmelte ein paar zerdrückte Worte, dann sagte er laut, doch mit bedeckter Stimme: „Sie reden, was Sie nicht verstehn! Wer gibt Ihnen das Recht, von ‚nichtswürdiger Mordtat' zu reden? Was wissen Sie von Dingen, die noch nie durch Ihre Seele gegangen sind?"

„Und Sie — was wollen Sie damit sagen?" gab ihm der andre zurück.

„Was ich damit sagen will?" — Der Unglückliche hielt sich nicht mehr, die ganze zusammengepreßte Leidenschaft drängte sich ihm auf die Lippen. „Was ich damit sagen will? Daß dieses Blatt Papier da ebenso lügt wie Sie — daß dieses Unternehmen nicht mißlungen ist, nicht mißlingen kann — daß sich ein Arm nach dem andern erheben wird, diesem Krieg, diesem Verbrechen, diesem Menschen ein Ende zu machen! Und daß es euresgleichen übel ansteht, von nichtswürdigen Mordtaten zu reden!

Euch, die ihr so kaltblütig und gottvertrauend drangeht, den allgemeinen Mord zu proklamieren — die Vernichtung eurer eignen Nation in Szene zu setzen — Gottes Beistand noch dazu anzurufen! Die ihr — — Aber was red' ich mit Ihnen! Sie haben die Gedanken, die andre für Sie denken; ich hab' nicht mit Ihnen, sondern mit diesen andern zu tun!"

Der Fremde trat auf ihn zu. Er hatte die erste sprachlose Überraschung abgeschüttelt, sah Theodor jetzt mit kalter Ruhe ins Gesicht. „Sie verteidigen also, was geschehen ist?" entgegnete er. „Sie bedauern, daß dieser Mordanfall mißlungen ist, daß die Kugeln nicht getroffen haben?"

Theodor wollte nicht weiterreden, er fühlte, daß er schon zu viel von seinem Innersten verraten hatte, und schwieg.

„Sie meinen," fuhr der andre fort, „mit diesem einen Versuch werd' es nun noch nicht zu Ende sein? Die italienische Banditenpolitik werde bei uns in Deutschland Mode werden?"

Diese Worte fuhren Theodor in die Hand, daß er sie unwillkürlich ausstreckte, um nach den Revolvern zu greifen. Doch er bezwang sich noch, und mit etwas verächtlicher Gebärde antwortete er: „Ich hab' es nicht mit Ihnen, sondern mit einem andern zu tun! — Aber ich sag' Ihnen, rufen Sie nicht so in mich hinein! Es liegt etwas in der Luft" — er warf einen wilden Blick auf das Zeitungsblatt — „es liegt etwas Gefährliches in der Luft, an das zu rühren nicht gut ist!"

„Soll ich mich etwa durch Drohungen einschüchtern lassen?" fragte der andre gereizt. „Sind Sie nicht mehr

fähig, sich widersprechen zu lassen, ohne sogleich an Blut und Eisen zu denken?"

„Blut und Eisen! Blut und Eisen!" rief Theodor wild zurück. „Wer hat dieses Losungswort hinausgerufen? Wer hat die Gewalt zum Gesetz gemacht? Ihr Pharisäer — ihr wundert euch, wenn die von eurem Anführer aufgerufenen Elemente sich rühren? Und wenn sich gegen eure Gewalttaten eine entschlossene Hand erhebt, so schreit ihr: Nichtswürdigkeit! so ruft ihr Gott und Menschen gegen sie an? Wer seid ihr — wer sind Sie? Hat irgend ein Gott euresgleichen ein Vorrecht gegeben, eure Gedanken durch Blut und Eisen in die Welt zu setzen?"

„Wovon reden Sie?" fiel ihm der andre ins Wort. „Suchen wir unsre Feinde durch gemeinen M o r d aus der Welt zu schaffen?"

„Mord! Was ist Mord? — Wenn sich eine einzelne Hand gegen eine einzelne Brust in Bewegung setzt, so schreit das Volk: das ist Mord! — Wenn es eurem König oder eurem Staatslenker gelingt, Zehntausende in den Tod, Hunderttausende in Siechtum oder Elend zu jagen, um einen Kitzel des Ehrgeizes — und ich sage: das ist a u ch Mord! — so ruft ihr alle: Lüge und Empörung! Wenn dieser gottverfluchte Krieg losbricht und der letzte Zusammenhalt unsrer Nation zerrissen, die Teile hier- und dorthin geschleudert werden, und ich sage: das ist a u ch Mord! so ruft ihr alle: Lüge und Empörung! Und wenn die Ehre, der gute Name des deutschen Volks vernichtet, das Heiligste, was ich habe, mir zerschlagen wird — und ich dann sage: das ist a u ch Mord — das ist a u ch Mord —"

Die Stimme versagte ihm vor Erregung, er konnte den Satz nicht vollenden. Der Fremde schwieg eine Weile,

als warte er, was dieser losgelassene Mensch noch sagen werde. Dann nahm er endlich die ganze kalte Überlegenheit seiner Miene wieder zusammen und erwiderte: „Was soll das alles? Es ist doch nichts als elende Klügelei. Fahren Sie nicht auf; Sie schüchtern mich doch nicht ein. Wenn Sie das alles für Mord ausschreien, was sich in dieser Welt nicht anders als mit Gewalt, mit Krieg durchsetzen kann — wenn Sie das mit dem Dolchstoß eines wahnsinnigen, verbrecherischen Menschen gleichstellen, ja darüber hinaus — so entlarven Sie sich sehr, so erkenne ich Sie als das, was Sie sind."

„Als was?" fragte Theodor und trat auf ihn zu.

„Als einen gefährlichen Feind; als einen Menschen, der vielleicht selbst im stande wäre, so eine Tat zu begehn!" indem er eine Hand auf die Zeitung legte und Theodor in die übermäßig glühenden Augen sah.

„Und wenn es so wäre?"

„So wär's ein nichtswürdiger Mensch, den ich verachten müßte — — und den man unschädlich machen sollte wie einen tollen Hund!" setzte er hinzu.

Theodor blickte ihn an, erwiderte nichts, trat dann an den Tisch und nahm die beiden Revolver in beide Hände. Sein Körper fing an zu beben, aber eine stille, furchtbare Entschlossenheit lag auf seinem Gesicht. Er hielt dem andern eine der Waffen hin: „Hier ist die Gelegenheit, mich unschädlich zu machen!" sagte er mit scheinbarer Ruhe. „Sie werden nicht so aus diesem Pavillon gehn! Einen von uns muß es treffen; Sie oder mich."

Der Fremde nahm den Revolver in die Hand und blickte ihn an. „Sie sind geladen!" setzte Theodor wie zur Antwort hinzu. „Wählen Sie, welchen Sie wollen!

— Krieg — Bürgerkrieg — Gut, mag der Bürgerkrieg zwischen uns beiden seinen Anfang nehmen!" Er lachte wild dazu auf. Dann trat er ans andre Ende des Pavillons zurück und winkte dem Fremden gebieterisch, das gleiche zu tun.

„Ich schieße mich hier nicht!" sagte dieser endlich, als er seine durch Theodors Gebaren erschütterte Fassung wiedergewonnen hatte. „Hier nicht — und nicht ohne Zeugen! Das ist nicht Duell, sondern Mord."

„Mord! Duell!" rief Theodor. „Unterscheiden Sie schon wieder so fein? Stellen Sie sich, wenn Sie ein Mann sind! Die Lampe da auf dem Tisch scheint hell genug — es gilt, jemand unschädlich zu machen. Hier, hier, auf der Stelle sollen Sie jedes Ihrer Worte vertreten!"

Der Förster trat aus der Tür, die wachsenden Stimmen hatten ihn aufgestört. Durch das Lampenlicht in der dunklen Nacht geblendet, sah er nicht sogleich, was sich im Pavillon zwischen den beiden begab. Er hielt sich die Hand an die Augen und trat langsam heran. Da hört er den ersten Schuß. Gleich darauf den zweiten. Er denkt noch, es sei ein Scherz, er eilt aber rascher hinzu. Da sieht er den Fremden am Boden, gegen einen Stuhl an der Wand, ein Blutstrom fließt über ihn hin. Aufrecht ihm gegenüber, etwas näher getreten, steht Theodor da. Er hat des andern Kugel an seinem Ohr vorbeischwirren gehört — nun sieht er sein Opfer vor sich hingestreckt, und der Revolver fällt ihm aus der Hand.

Der Förster kniet neben dem Verwundeten nieder, sucht ihn aufzurichten, fragt ihn, wie es mit ihm stehe, fragt nach seinem Namen. Nach einer kurzen Anstrengung, sich zu erheben, sinkt der Fremde zurück. Er erwidert,

es gehe ihm schlecht; er habe zur Hochzeit seiner Schwester reisen wollen, damit sei's nun vorbei. Man solle diese Schwester kommen lassen — — Er nennt ihren Namen, es ist der Name Sophiens. — Man solle sie kommen lassen, denn es liege ihm viel daran, sie noch einmal zu sehn, und ihm sei zu Mut, als könnte es bald zu spät sein.

Theodor hört dies alles, wie erstarrt steht er da. Er hat Sophiens Bruder nicht erkannt; nun sieht er mit einem Blick, was geschehen ist. Er legt auf sich selber an, um mit sich ein Ende zu machen. Doch er hat noch nicht abgedrückt, als der Alte ihm entsetzt in den Arm fällt, so daß der knallende Schuß ihm nur in die Schulter fährt. Mit einem unwilligen Blick sieht er den Alten an, fühlt, wie ihm das Bewußtsein schwindet, und sinkt ohnmächtig neben Sophiens Bruder zusammen.

Ich übergehe die Stunden dieser schrecklichen Nacht, Sophiens Zustand, die durch einen reitenden Boten herbeigeholt ward, die allgemeine Verwirrung, die das Haus erfüllte. Der Arzt kam zuerst, durch denselben Boten aus der Stadt beschickt. Er fand die Wunde des Bruders hoffnungslos, so bewußt dieser auch dalag und das Geschehene mit voller, umständlicher Klarheit zu berichten vermochte.

Sobald der unglückliche Theodor zu sich gekommen war, ließ er sich's nicht wehren, an das Bett des andern zu gehn, sich mit herzerschütternder Leidenschaft anzuklagen, Himmel und Erde gegen sich anzurufen. Er wollte durch-

aus bei der Pflege des Verwundeten behilflich sein; man wies ihn fort, seine eigne Wunde müsse geschont werden; er widersetzte sich und blieb. Erst als er Sophiens Wagen rollen hörte, die noch mitten in der Nacht sich aufgemacht, erhob er sich totenbleich und ging still hinaus. Er verlangte fort; er dürfe nicht länger unter diesem Dach verweilen, das über ihm zusammenstürzen müsse. Man konnte nicht umhin, ihn gewähren zu lassen. Gegen Morgen kam er nach der Stadt zurück, schon unterwegs von Fieberphantasien angefallen. Durch den Telegraphen ließ er seinen Bruder herbeirufen; dieser kam und fand ihn im heftigsten Fieber, von einer Krankheit geschüttelt, die noch am Morgen ausgebrochen war. Es schien, als solle er in ihr das Ende finden, das er sich herbeiwünschte.

Was sage ich viel davon; — nach langen Wochen wohltätiger Bewußtlosigkeit oder träumenden Dämmerns fing er wider alles Erwarten zu genesen an, seine Jugendkraft trug den Sieg davon. Man hatte ihm bis dahin verhehlt, daß Sophiens Bruder schon an jenem Morgen verschieden war. Als er es endlich erfuhr, erfuhr er auch, daß die Preußen in Holstein eingerückt, daß er selbst zur hessischen Division einberufen, der Krieg nun besiegelt und beschlossen sei.

Man hatte bei der politischen Erregung jener Tage die Aufmerksamkeit der Welt von diesem Zweikampf abzulenken, eine Untersuchung zu vermeiden gewußt.

Ich lege hier die Feder aus der Hand und überlasse es den letzten Briefen Theodors, vom Ausgang seiner Geschicke zu sagen, was noch zu sagen ist.

„Bornheim, bei der hessischen Division, 24. Juni 1866.

Sophie! O Sophie, der ich Glück und Leben geraubt habe! — Ich kann in diesen Kampf nicht gehn, in den ich mich stürze, um mein Ende zu finden, ohne ein Wort zu Dir, ohne Dir zu sagen — was unsagbar ist. Sophie — ich will Dir sagen: vergib mir! und finde die Worte nicht. Wie kannst Du mir vergeben, wie ist es möglich? Ein doppelter Fluch liegt auf meiner Stirn, ein Kainszeichen ist mir eingebrannt; — und Du, und Du — — und ich wollte Dich glücklich machen!

Könnt' ich Dir mein Leben — doch das ist nichts — könnt' ich Dir die Ruhe meines Grabes, nach der ich mich sehne, könnt' ich Dir all das Glück der ewigen Stille dahingeben, um Dir diesen Raub wieder zurückzukaufen! — Es ist vorbei, es ist alles umsonst. Ich lieg' hier und weine auf das Papier, weine wie ein Kind. Dahin haben mich meine Pläne geführt! — — Wenn Du in das Zimmer gehst, in dem ich bei Euch wohnte, — im verschlossenen Schreibtisch findest Du einen alten Brief an Dich, und ein trauriges Blatt: lies da, was ich Dir nicht sagen kann. Wär' ich damals geflohn! — Aber wir wissen nicht, was mit uns geschieht, furchtbare Geister lenken unsere Schritte.

O Sophie — vergib mir! Das ist der einzige Gedanke, den ich noch fassen kann. Du, die ich so liebte! — — Ja, Du wirst mir vergeben, wenn ich sterbe; mit tausend Händen such' ich den Tod, auf tausend Kugeln kann er mich bald erfliegen. Krieg — deutscher Krieg! — Sie haben mich nun auch zu meiner Fahne gerufen, sie blasen uns zusammen wie zur großen Jagd; ich geh' mit den andern hinein und erwarte den für mich gegossenen Tod.

Es ist alles Verhängnis; wir sind nichts, wir sind nichts. —

Laß mich in der letzten Stunde glauben, daß Du mir verziehn hast!"

„Am 4. Juli." (Am Tage nach der Schlacht von Königgrätz.)

„Mein geliebter Bruder! Es ist mir noch dumpf im Gehirn, aber ich muß Dir sagen — Dir, dem ich alles gesagt habe, was ich in mir erlebt — wie mir nun, nach dieser Nachricht, zu Mut ist. Wenn dieser Brief zu Dir kommt, hast Du's längst gelesen, weißt Du alles: das Unglaubliche, Unmögliche! Österreich am Boden; geschlagen die große Schlacht bei Chlum oder Königgrätz, oder wie sie nun heißen wird. Preußen wie ein Koloß in der Glorie, siegreich von Ort zu Ort, Böhmen, Norddeutschland zu seinen Füßen — und unsre Puppenkomödie hier im Reich, unser Zwergenkrieg — und hier nichts, dort alles — und ich, der ich wähnte, daß Hüben und Drüben sich gegeneinander vernichten, alles untergehn werde — der ich darum töten wollte — darum getötet habe ...

O Bruder! — Verflucht sei mein Geschick! Dämonen haben mich geäfft; ich sehe sie, triumphierend richten sie die Geisterblicke auf mich. Sie haben sich von meinem Blut, von meinem Herzen genährt, nun lassen sie mir das Bewußtsein hier im öden Hirn, und den Untergang. All meine wilden Träume, all meine Leiden und Verfinsterungen! Darum, nur darum! Und unter den zusammenbrechenden Trümmern dieses ‚deutschen Reichs', dieses Puppenspiels ein ruhmloser Tod.

Gott, dunkler, wolkenverhüllter, unausdenkbarer Gott!

Wer bin ich, und was hast du mit mir gewollt? — Wir liegen noch schlafend in der Wiege da, und schon ist das Los über uns geworfen, unser ganzes Erbe von Vätern, Urvätern her uns in die ahnungslose Brust gelegt, man weckt uns nur, um diese dunkle Erbschaft anzutreten. Ich war, eh' ich bin, und doch soll ich für jede Tat, die ich mich tun sehe, die ich an mir erlebe, verantwortlich sein! Es ist ein Widerspruch — wer den ausdenken kann! — Ich verwirre mich, da ich nur daran denke; Ich und Nicht-ich, Ewigkeit und Augenblick fließen mir ineinander — ich träume mich in den Tod, um es nicht mehr zu fühlen.

Tod — ja, wär' er erst da! — Wir sollen jetzt aufbrechen nach Osten zu. Dort erwartet uns der Feind — der Feind, bei dem jetzt alle Kraft, alle Hoffnung ist — und im besten Fall eine tapfere Schmach. Hier alles so klein, so kraftlos, so hoffnungslos! Wir werden untergehn, weil wir es verdienen. Leb wohl, leb wohl!"

„13. Juli Nachts, im großen Hauptquartier des Todes". (Geschrieben von unbekannter Hand, von Theodor diktiert.)

„Es geht mir gut, lieber Bruder; ich sterbe! Der Arzt versichert mir's, und ich fühle, daß ich ihm glauben darf. Diesen Gruß wollt' ich Dir noch schicken! Wir haben uns heut gegen die Preußen versucht; Laufach, glaub' ich, nennen sie den Ort; eine preußische Kugel hat mich dort aufs Feld gelegt. Ich soll mich bereit machen, sagt der Arzt, noch auf heute nacht. Gott sei Dank, ich bin bereit! Ich begehre nichts mehr, hab' nichts zu bedenken.

Bald wird nun Friede sein — und dann, vielleicht, kommen bessere Zeiten! Mir ist, als säh' ich so ein Licht

durch die Nacht. Es wird ein Riese sich aufrichten, wird seine Arme gebrauchen und eine Mauer, ein Dach aufführen, darunter sich wohnen läßt. Deutschland! Mein Vaterland! — Zeiten werden kommen, wo man Menschen meiner Art nicht mehr sehen, nicht mehr begreifen wird. Mögen sie kommen und mein Gedächtnis vernichten!"

„An Sophie. Leb wohl; — Du hast mir verziehen, hast mich's wissen lassen; — ich danke Dir noch, eh' ich sterbe. Gibt es irgendwo ein Glück, das Dir vergelten kann, was ich Dir getan, so wird es kommen — laß mich's glauben, ich hoff' es. Deinen Ring, den ich damals behalten habe, nehm' ich mit ins Grab; laß ihn mir! Es ist nichts und doch etwas. Segen über Dein Geschick, Sophie, und über Deutschlands Zukunft!

Vergib mir alles, vergib mir! — Rastlos hab' ich gelebt, ruhig werd' ich sterben. Gute Nacht, gute Nacht!"

Die Bande des Bluts

(1869)

I

Zu der Zeit, als das Taubertal noch nicht von der Eisenbahn belebt ward, die nach Wertheim an den Main führt, war in dieser guten kleinen Stadt ein Gasthof berühmt, dessen Name mir entfallen ist, dessen Lage und besondere Beschaffenheit ich noch im Gedächtnis habe. Wenn man die Tauberbrücke überschritten hatte — links fließt der kleine Fluß noch eine kurze Strecke dem Mainstrom zu, der ihn mit vornehmer Gleichgültigkeit aufnimmt und, wie wenn nichts geschehen wäre, seine Wanderung um den Spessart fortsetzt — wenn man diese Brücke überschritten hatte und in die Hauptstraße des Städtchens eintrat, so fand man bald das Haus zur rechten Hand. Es sah aus wie sein Besitzer: etwas breitschultrig, nicht hoch, immer sauber und immer freundlich, und von der gleichmäßigsten Tünche der Kultur bedeckt. Innen und außen war der Geist einer gewissen kühlen Heiterkeit, einer nicht gemütlich und nicht vornehm zu nennenden mittleren Temperatur. Kurz, es sah aus wie ein Gasthof in seinen besten Jahren. Ich würde ihn wahrscheinlich dennoch vergessen haben, wie man so manches vergißt, wenn sich in ihm nicht der Anfang einer sonderbaren Geschichte zugetragen hätte, die mich, so oft ich an sie denke, auch an die Einfahrt und den Speisesaal des Wertheimer Gasthofs erinnert.

In diesem Speisesaal — einem langen Raum mit heller Tapete und großen modischen Kupferstichen, wie der Geschmack des gebildeten Kleinstädters sie liebt — war zu der Zeit, von der ich rede, die lange Tafel schon zu ungewöhnlich früher Abendstunde fast leer geworden, da die Geschäftsreisenden, die das Wirtshaus zu füllen pflegten, nach allen Richtungen der Umgegend Fuhrwerke für die früheste Morgenstunde bestellt hatten, um alte und neue Kunden aufzusuchen. Es waren nur drei Fremde im Zimmer geblieben: ein junger Mann in elegantem Jagdrock und hohen Stiefeln, dessen aristokratisches, selbstgewisses Gesicht sogleich seine Herkunft verriet, und ein Paar, das die Augen dieses jungen Mannes schon seit einer Weile auf sich zog. Denn da er nichts zu tun hatte, beschäftigte ihn die Frage, wie dieses eigentümliche Paar zusammenhängen möchte. Sie saßen nicht weit von ihm am Ende des Tisches; ein Mann in mittleren Jahren, von schlanker Gestalt, geistreichen Zügen, deren lebhaftes Mienenspiel eine beständige innere Unruhe auszusprechen schien; neben ihm eine junge Dame, Mädchen oder Frau, die meist still auf ihren Teller sah mit etwas vorgebeugtem Kopf, und zwei lange dunkelbraune Locken über Hals und Brust niederfallen ließ. Sie war blaß, und umsomehr fiel auf, daß ihre Gesichtszüge unregelmäßig, eher sonderbar als schön, doch aber durch ihre geistreiche Disharmonie sehr anziehend waren. Neben der gewählten modernen Kleidung ihres Begleiters nahm sich die etwas zurückgebliebene Einfachheit ihres Anzugs, der sonderbare kleine Halskragen, die zerknitterten Manschetten umso fremdartiger aus; sie schien aus einer andern Luft als der Mann zu sein. Von Zeit zu Zeit wandte er sich zu ihr

und sprach halblaut, für den dritten unverständlich, aber mit mühsam verhaltener Lebhaftigkeit; sie sah dann immer kalt und blaß vor sich hin. Er machte sie auf diese und jene Speise aufmerksam; aber der junge Mann beobachtete, daß sie gerade von diesen Dingen nur mit Widerstreben nahm, daß sie sich überhaupt auf ihre stumme Art in Widerspruch setzte. Ein paarmal zuckte der andre mit den Achseln, und sah dann auch schweigend auf den Tisch. Die junge Dame hob den Kopf und warf einen Blick zu dem Beobachter hinüber, wobei dieser wahrnahm, daß sie zu ihrem dunklen Haar blaue Augen hatte, — ein Gegensatz, der die anziehenden Widersprüche ihres Gesichts vermehrte; sie ließ aber die langen Wimpern sogleich wieder sinken, mit einer Gleichgültigkeit, die dem schönen jungen Mann nicht gefiel. Es durchfuhr ihn der Gedanke, ob sie sich etwa zu ihrem Begleiter in einem zweideutigen Verhältnis befinde. Indessen die zurückhaltende, halb vertrauliche, halb ehrerbietige Art, womit der so viel ältere und elegantere Mann die Dame behandelte, widersprach dem durchaus. Er sagte sich, eher könnte es seine F r a u sein, die sich gegen ihre Neigung dem Willen von Eltern oder Verwandten gefügt und eine mißvergnügte Hochzeitsreise mit ihm angetreten habe. Der scheue, furchtsame Trotz, mit dem sie seine Gegenwart zu dulden schien, sprach dafür; auch ihre Blässe, ihr stummes Verhalten, ihre ganze Erscheinung. Sofort regte sich in ihm der ritterliche Trieb, sich der Unglücklichen anzunehmen und sie an diesem Seelenkäufer zu rächen. Es machte ihn nur wieder irre, daß sie so sehr bescheiden gekleidet dasaß; daß der Mann nichts getan haben sollte, sie wenigstens durch Putz und Tand in ihre neue Sphäre zu versetzen und das

innere Mißverhältnis damit zuzudecken. Auch überraschte ihn jetzt die Ähnlichkeit zwischen beiden, die er bisher übersehen hatte. Die auffallend gewölbte Stirn des Mannes, die nahe zusammengerückten blauen Augen, selbst ein eigentümlich melancholischer Zug, der bei ihm um die Lippen lag, wiederholten sich auf ihrem Gesicht. Nur daß er nicht ihr braunes Haar, sondern blondes hatte, von etwas unklarer Farbe, und sein Kinn sich den übrigen Formen regelmäßiger anschloß. Je länger der junge Mann das Paar betrachtete, desto entschiedener ließ er auch seine zweite Vermutung fahren und fragte sich, ob die beiden nicht vielmehr Bruder und Schwester seien. Eine gewisse Art der Vertraulichkeit von dem Mann zu ihr schien jeden geringeren Grad der Verwandtschaft auszuschließen. Dann verwunderte ihn wieder die stumme Unterordnung, mit aufgeregter Ablehnung verbunden, die das Mädchen von Minute zu Minute mehr zu erkennen gab. So konnten weder Bruder und Schwester, noch Vater und Tochter sich gegeneinander verhalten; es lag fast in jeder ihrer Bewegungen etwas Rätselhaftes, das er sich nicht zu erklären wußte.

Sie hatten endlich abgespeist, der Kellner trug die Reste fort und kam mit einer neuen Flasche Wein zurück. Der Herr, indem er einschenken wollte, hielt noch inne und fragte die Dame in etwas weniger gedämpftem Ton, ob sie auch schon zu Bett gehe, ob er sie auf ihr Zimmer führen solle. Er nannte sie du, aber nicht ihren Namen. Das Mädchen sah ihn mit einem unruhigen Blick von der Seite an, als sei es durchaus gegen ihren Wunsch, in ihrem Zimmer mit ihm allein zu sein. Sie antwortete — und ließ nun zum ersten Mal ihre wohlklingende Stimme

hören — sie sei nicht müde, könne noch nicht schlafen. Zugleich warf sie einen unwillkürlichen Blick auf den jungen Mann, wie um sich zu vergewissern, daß er noch dableiben und fortfahren werde, ihnen stumme Gesellschaft zu leisten. Sie zeigte dabei die ganze Schönheit ihrer großgeschnittenen Augen, die aus der Blässe des Gesichts hervorleuchteten. Der rätselhafte Mann neben ihr erwiderte nichts, füllte die beiden Gläser — die junge Dame schob aber das ihre zurück — und schien sich dann mit unbewußtem Gebärdenspiel seinen Gedanken zu überlassen.

Diese ganze stumme Szene hatte den jungen Zuschauer nach und nach lebhafter aufgeregt. Er fing an, sich für das merkwürdige Mädchen zu erwärmen, die Neugier stachelte ihn. Endlich rückte er auf seinem Stuhl und begann über den Tisch hinüber ein Gespräch. Zunächst zu dem Herrn gewandt, fragte er, ob ihm diese reizende Gegend schon bekannt sei, oder ob er sie zum ersten Mal sehe. Der andre erwiderte nach einer auffallend langen Pause: Nein, sie sei ihm bekannt. „Ich war noch nie hier," nahm der junge Mann wieder das Wort, „und ich bin ganz entzückt und erstaunt, wie schön das Tal ist! Das Maintal, mein' ich — und die ganze Gegend herum. Ich bin von Aschaffenburg quer durch den Spessart gewandert; gestern den ganzen Tag bei Sturm und Regen, stundenlang in der Irre, oft in Dickichte wie eingekeilt; keine andre Richtung als diesen kleinen Kompaß, den ich an der Uhrkette trage. Mir gefällt es so: ich schlag' mich gern mit halben Unmöglichkeiten herum! Aber wie es nun heut' allmählich hell und sonnig wurde, und ich über die Waldberge weg an das Maintal kam, und wie da die grüne Wasserschlange gleichsam ihre Muskeln zusammen-

zieht und sich an den Weinbergen, Dörfern, Städtchen, an den Wäldern und Ruinen vorüberwindet — da wurde mir dann doch so wohl, daß ich mich eine Stunde lang in die Sonne, ins Gras gelegt habe, um talauf und talab zu sehen und über die europäischen Touristen zu lästern, die den Rhein von Mainz bis Köln auswendig lernen, aber kaum aus der Geographie wissen, was für ein schöner Fluß um den Spessart fließt."

„Nein, es wissen's wenige!" antwortete das junge Mädchen halblaut, sah dann aber wieder stumm und blaß vor sich hin. Der Mann neben ihr antwortete nichts. Es schien, daß er das Gespräch beendet zu sehen wünschte. Indessen der junge Mann ließ sich nicht irre machen, er fuhr mit seiner lebhaften Beredsamkeit fort: „Da ich grade von Ruinen gesprochen habe — eine merkwürdige Entdeckung hab' ich heut' gemacht! Ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber von dreierlei, muß ich vorausschicken: von Jagden, Ruinen — und schönen Frauen," setzte er mit einem etwas freien Blick auf die junge Dame hinzu. „Von Jagden, weil ich Edelmann bin, von Frauen, weil ich zu Adams Nachkommen gehöre, von Ruinen, weil — weil meine Vorfahren einst auf zwanzig, dreißig Burgen gesessen haben, von denen keine mehr über dem Boden ist. Und so klettere ich denn überall im alten Gemäuer herum; — man ist halt ein lächerlicher, empfindsamer Mensch! Heut', wie ich über den Spessart herüberkomme, ein paar Stunden von hier, liegt mir so ein Getrümmer fast im Weg; ich also gleich drauf los. Man kann noch den Hügel hinauffahren bis ans Tor, der Weg ist erhalten. Oben find' ich einen alten Herrn, wie zum Ruinenhüter gemacht: graues Haar, graue Augenbrauen, grauer Rock, graue

Beinkleider — wie wenn er das Alter dieser zerfallenen Burg vorstellen sollte. Der wohnt in einem Zimmerchen neben dem Portal, — man kann's kein Zimmerchen nennen; auf einer steinernen Bank liegt seine Matratze, seine Fensterscheiben sind von grauem Papier, grau wie er selber ist. Man hat ihm da oben frei Quartier gegeben, mit einigen Fledermäusen wohnt er da allein. Wie ich mich nun aber ganz geduldig von ihm herumführen lasse, an den alten Mauerstumpfen hin, an den vertrockneten Brunnen, in die nackten, geborstenen runden Türme hinein, in das Burgverlies, dessen halbe Decke am Boden liegt, die andre will eben einstürzen — da kommen wir zuletzt an einen besonderen Bau, der gleich vorn am Eingang liegt, den der Alte aber bisher künstlich umgangen hatte. Alles wohlerhalten, die Außenwände grau und schmutzig, aber nicht zerstört; im Innern führt eine Doppeltreppe nach unten, und nach oben in die Wohnung. In wessen Wohnung? scheinen Sie zu fragen, mein Fräulein. Dasselbe fragt' ich den Alten. Denn als ich da oben eintrete und mein Führer die Fensterläden öffnet — es sind wirkliche, moderne Fensterläden da! — so erstaun' ich, wie wohnlich alles ist, daß man sich sofort einmieten könnte. Ein, zwei, drei Zimmer hintereinander, rund gewölbt, mit alten geschweiften Fensterbögen und riesigen Kachelöfen, aber sonst eingerichtet für Menschen unserer Art. Möbel aus der Napoleonischen Zeit, zurückgeschlagene Vorhänge an den Türen, Gardinen an den Fenstern. Eine Behaglichkeit — Sie glauben es nicht. Neben der letzten Tür noch ein andrer Ausgang, der seitwärts in eine altertümliche Kapelle führt. Auch hier alles wohlerhalten und schön! So daß ich bei mir dachte: wie seltsam, daß sich noch kein Lieb-

haber zu diesen Sachen gefunden und über den alten Burghüter weg seine Hand danach ausgestreckt hat! Der Alte schien aber nichts derart zu fürchten. Er versicherte mir, das Volk sei hier gutartig und fromm. Und als ich fragte, wer denn hier gewohnt habe oder wohnen werde, so lächelte er in sich hinein und antwortete: es hab' hier vorzeiten ganz verstohlen ein glückliches Paar gehaust, und der Ort sei wohl auch dazu gemacht; — und er führte mich ans Fenster und ließ mich auf das Tal hinuntersehn, das sich da ganz besonders reizend von Osten nach Westen zieht. Doch er verrate nichts weiter, weil es sich nicht gezieme. Seit jener Zeit sei die Wohnung vermietet, ohne daß man drin wohne; werde ihm bezahlt, werde dafür von ihm in Stand gehalten — und warum das alles, könne er mir nicht sagen, weil er es nicht dürfe."

Der Erzähler hielt inne, um die Verwunderung auf dem Gesicht der jungen Dame zu studieren, die ihm mit unbefangener Aufmerksamkeit zuzuhören schien und deren Züge sich dabei anziehend belebten. Als er dann auch einen zufälligen Blick auf ihren Begleiter warf, befremdete ihn dessen Aufregung. Die ohnehin schon auffallende Beweglichkeit seiner ganzen Gestalt hatte sich gesteigert, obwohl er sie offenbar zu bemeistern suchte; ein Teil seines Weins war verschüttet und seine Haare, von den Händen in Unordnung gebracht, hingen ihm kraus über die Schläfen. Endlich stand er auf und ging, etwas in sich hineinmurmelnd, um die lange Tafel herum. Die junge Dame sah ihm unruhig nach, doch, wie es schien, ohne zu wissen, was den andern aufregte. Dieser hatte die Hände über dem Rücken gekreuzt, blieb, als er zurückkam, dem jungen Edelmann gegenüber stehn, und indem er die hellblonden

Augenbrauen in die Höhe zog, schien er ihn anreden zu wollen. Es geschah aber nicht, er kehrte wieder um und schritt das Zimmer hinunter. Erst aus der andern Ecke fragte er, wie von ungefähr und aus Höflichkeit: „Und Sie bekamen nicht Lust, mein Herr, sich auch einmal in dieser wohnlichen Ruine einzuquartieren?"

„Warum nicht?" antwortete der junge Mann mit leichtfertigem Lächeln, „wenn sich die notwendige Ergänzung findet? In so einer alten Höhle kann man nur paarweise hausen wie Adam und Eva."

Der Mann in der Ecke machte ein sonderbares, finsteres Gesicht, zog die Stirn zusammen und ging stumm an seinen Platz zurück. Die Antwort schien ihm sehr mißfallen zu haben. Er warf dem jungen Herrn einen mißtrauischen Seitenblick zu; dann berührte er leise die Schulter der jungen Dame, die darüber zusammenfuhr. Sogleich zog er seine Hand zurück, als hätte er etwas Unziemliches getan, und sagte halblaut, etwas zu ihr vorgeneigt: „Es ist nicht mehr früh; du solltest nun doch schlafen gehn — und ich auch. Ich muß bekennen, daß ich müde werde!" — Indessen war auf seinem Gesicht eher alles andere als Müdigkeit zu bemerken. Das Mädchen erwiderte nichts, stand aber auf. Sie drehte sich um, ihre Mantille zu nehmen, die hinter ihr auf dem Fensterbrett lag. Der Mann kam ihr zuvor, hing sie ihr über die Schultern. Sie verzog die Lippen, als müsse sie sich Gewalt antun, sich diese kleine Galanterie gefallen zu lassen. Doch sie faßte sich, verneigte sich mit Anmut gegen den jungen Mann, der ihr Gute Nacht wünschte, und ging mit dem voranleuchtenden Kellner und ihrem rätselhaften Begleiter hinaus.

Der junge Edelmann blieb zurück und horchte noch unwillkürlich, bis von ihren Schritten nichts mehr zu hören war. Dann wandelte er in dem einsamen Zimmer auf und ab, um seine Grübeleien über den Zusammenhang dieser beiden Menschen wieder aufzunehmen. Er fühlte sich abenteuerlich angeregt, nach seiner Art sogleich romantisch gestimmt und in Phantasien vertieft. Der Kellner kam zurück und trug das große Fremdenbuch herbei, mit der Einladung, sich gefälligst einschreiben zu wollen. Während der junge Mann mechanisch die Feder nahm und seinen Namen und Charakter: Gustav von Felseck, Rittergutsbesitzer, mit großen Buchstaben hinmalte, fragte er, was für Herrschaften das seien? Der Kellner zuckte die Achseln. „Es läßt sich wenig darüber sagen!" gab er zur Antwort. „Der Herr hat es vor dem Abendessen sehr vornehm abgelehnt, sich und die junge Dame einzuschreiben: es habe bis morgen Zeit. Er hat eine etwas verdorbene Haut, wie Sie wohl gesehn haben, und scheint ein Schauspieler zu sein. Auch spricht er so ein Theaterdeutsch, so gewählt und richtig. Während die Dame — die spricht den Dialekt, wie er hier herum zu Hause ist; wird also nicht so weit her sein!"

Der Kellner lächelte bei dieser Bemerkung. Dann glaubte er aber zu sehn, daß dieses Lächeln dem Herrn von Felseck nicht gefiel, und starrte nun umso ernster in die Kerzenflamme hinein. Felseck erhob sich, legte die Feder aus der Hand, trank seinen Wein aus und ging, ohne etwas zu erwidern, vom Kellner geführt, in sein Zimmer hinauf.

Er hatte sich bald entkleidet, schlaffsüchtig wie er nach der langen Wanderung war, und wollte sich schon nieder-

legen, als er nebenan die Stimmen des seltsamen Paars wieder auftauchen hörte und horchend auf seinem Teppich stehen blieb. Die Stimme der jungen Dame schien ganz in seiner Nähe zu sein, nicht weit von der Wand, und die des andern sich aus einiger Entfernung zu nähern. Es kam ihm vor, als spreche der Mann in wachsender Erregung in das Mädchen hinein, und als erwidere diese ebenso erregt. Doch sie redeten beide so gedämpft, daß er bei aller Neugier nichts verstehen konnte. Dann glaubte er wieder deutlicher zu hören, wie das Mädchen dem andern das Wort abzuschneiden, den Streit als abgetan zu beenden suchte. Desto lebhafter schien dieser sie zu beschwören, bis zuletzt die Dame in ein halb unterdrücktes Weinen ausbrach. Auch das währte nicht lange; nach einer Weile entfernte sich ihre Stimme von der Wand, wurde aber lauter und aufgeregter, und die des Mannes zog sich wie eingeschüchtert zurück. Es war für den Lauscher ein wunderliches Gefühl, all diese Schwankungen eines leidenschaftlichen Gesprächs zu verfolgen und doch von dessen Inhalt nichts zu begreifen. Endlich stieß das junge Mädchen ein lautes „Morgen!" hervor, das nach dem Ton, in dem sie es ausrief, ihr letztes Wort sein sollte. Eine Tür knarrte und fiel ins Schloß; der andre hatte offenbar den Rückweg in sein eigenes Zimmer angetreten. Es ward nun still; nur daß Felseck die junge Dame noch eine Weile leise weinen hörte. Der weiche Ton, zu dem er sich ihr blasses Gesicht vorstellte, griff ihm ans Herz. Er fuhr fort zu horchen, bis auch dieses Weinen in der nächtlichen Stille unterging. Endlich legte er sich nieder und lag nun wie in einem Zwielicht zwischen Aufregung und Ermüdung da. Er dachte sich die großen blauen

Augen des Mädchens von Tränen feucht und gerötet; dachte sich unwillkürlich, schon im halben Traum, das Altarbild und die gemalten Fenster in der Kapelle der Burgruine dazu. Dann sah er sich neben ihr an dem riesigen, grünglasierten Kachelofen in einem der Burgzimmer stehn, und während er noch das Reizende dieser Situation zu empfinden suchte, schlief er schon ein.

Am nächsten Morgen stand er nachdenklich auf; lebhafte Träume hatten ihn in den Frühstunden eingesponnen, er mußte erst künstlich seine Vorstellungen sondern und die Verbindung wieder auflösen, die sich im Traum zwischen den unbekannten Fremden und jener Ruine zusammengewebt hatte. Als er in den Speisesaal hinunterschlenderte, um zu frühstücken, kam ihm der Kellner entgegen und erzählte, die junge Dame habe den Gasthof bereits verlassen, aber nicht in Gesellschaft ihres Begleiters, sondern allein und in sichtbarer Hast. Eine halbe Stunde später sei dann auch der Herr zum Vorschein gekommen, hab' aufgeregt nach der Dame gefragt, und sowie er gehört, daß sie ausgegangen, hab' er eiligst seine Rechnung bezahlt und sich entfernt, ohne seine Reisetasche mitzunehmen.

Felseck suchte zu verbergen, wie sehr diese Nachricht ihn beschäftigte. Er schüttelte nur lächelnd den Kopf, ließ sich sein Frühstück bringen und sah vom Speisesaal durchs Fenster in die Morgensonne hinaus, die die Straße hinunterleuchtete. Zerstreut fragte er, als der Wirt hinzutrat, was denn hier Schönes oder Merkwürdiges zu sehen sei? Er sei auf seiner Wanderung ein paar Tage zu früh nach Wertheim gekommen, wo er mit einem Verwandten eine Zusammenkunft verabredet habe, und nun bleibe ihm

nichts übrig, als sich inzwischen mit den Reizen der Gegend bekannt zu machen. Ob denn die Schloßruine der Mühe wert sei, die er gestern beim Einwandern auf der Anhöhe über der Stadt bemerkt habe? — Der Wirt zeigte sein überlegenstes Lächeln und wiederholte etwas gekränkt: „Ob sie der Mühe wert ist! Sie ist eine Perle, mein Herr; die zweite Ruine in Deutschland nach dem Heidelberger Schloß, von dem die Welt so viel redet, und es ist nicht einmal ausgemacht, daß sie an Umfang oder Bedeutung dahinter zurückstehen muß. Es ist eine malerische Ruine, mein Herr!" — Hierauf fing er an, seinem Gast den Unterschied zwischen malerischen und historischen Ruinen auseinanderzusetzen. Felseck hörte eine Weile zu, endlich überkam ihn seine gewöhnliche Ungeduld. Er ergriff seinen Hut, trat vor die Tür, verbat sich die Begleitung durch den Hausknecht, die der Wirt ihm anbot, da er gewohnt sei, seinen eigenen Führer zu machen, und wanderte durch das Städtchen zur Ruine hinan.

Das Wertheimer Schloß verdient in der Tat, daß man es besucht; die Mannigfaltigkeit seiner malerischen Überreste, die weite Ausdehnung, in der es sich an der Höhe hinzieht, die höchst glückliche Lage, da es zwei liebliche Täler und weite Berglande überblickt, machen es anziehender, als den meisten bekannt ist. Felseck, noch von gestern her in der Stimmung, in der man den märchenhaften Reiz des Verfallenen genießt, kletterte mit immer wachsendem Vergnügen in der ganzen weitläufigen Anlage umher. Hier und da fand er noch einzelne Teile erhalten und zu bescheidenen Wohnungen hergerichtet; anderes in der romantischesten Verwüstung, wild überwachsen, mit künstlich angebrachten Treppchen, auf denen man die

höchsten Zinnen erstieg und von der baufälligen Höhe in die Tiefe hinunterstaunte. Er sah dann auch über die Gegend weg, den Fluß auf und ab, und glaubte sogar in der Ferne das graue Gemäuer der gestrigen Burgruine zu entdecken. Seine Träume fielen ihm wieder ein, und vor allem das Mädchen, mit dem er sich in jenes abgeschiedene Idyll hinaufgewünscht hatte. Indem er an ihre Stimme, ihre Augen dachte, war ihm plötzlich, als sähe er eine Gestalt wie die ihrige — sie war schlank und groß — weiter unten zwischen den Bäumen an der Schloßmauer hervortreten. Sie schien hastig zu gehen, einen Weg zu suchen, und drehte mehrmals den Kopf zurück, als fürchte sie einen Verfolger hinter sich auftauchen zu sehn. Wenigstens stieg in Felsecks Seele sogleich diese Vorstellung auf. Er zögerte keinen Augenblick, faßte nur noch einmal den hellen Sommerhut, den die Dame trug, und die dunkle Mantille ins Auge, und kletterte eilig am Gemäuer hinunter.

Es war für ihn zu verlockend, diesem Rätsel etwas nachzugehn. Als er unten auf dem Rasen stand, war die Gestalt verschwunden; unterwegs hatte er aber nicht versäumt, ihren Weg mit den Augen zu verfolgen, und ging nun in der gleichen Richtung fort. Ein Pfad, der quer über den ehemaligen Schloßhof lief, senkte sich, nachdem er einen der alten Türme umgangen hatte, an der stark bebuschten und übertrümmerten Anhöhe hinunter. Hier schien der Weg das Schloßrevier verlassen und ins Freie hinausführen zu wollen; er kam aber nur bis an die Mauer, die, wenn auch halb eingestürzt, den alten Bezirk immer noch umgrenzte, und lief in einen erkerhaften Vorsprung aus, der eine der überraschendsten Aussichten auf das

Maintal gewährte. Hohes Holundergebüsch hatte sich hier angelehnt und über den Vorsprung eine breite Laube gewölbt, in deren Schatten man sich vor jedem Auge, nicht bloß vor dem der Sonne, verstecken konnte. Eben kam Felseck von der Höhe herab, als er die Dame in dieses Stein- und Laubdickicht verschwinden sah. Doch gleich darauf tauchte eine zweite unerwartete Gestalt auf. Der Mann, der die Dame gestern begleitet hatte, trat von der andern Seite aus dem geborstenen Mauerwerk hervor und eilte, ohne sich aufzuhalten, der Entflohenen nach. Er mußte sie also vor ihrem Verschwinden bemerkt haben. Es war unzweifelhaft, daß er sie verfolgte. Mit großen Schritten hastete die lange Gestalt über das Gerölle weg, den Hut in der Hand, die Haare in Verwirrung. Dann erreichte er das Holundergebüsch, und ohne sich umzuschauen, ob sonst noch etwas Lebendes in der Nähe sei, drang er in die grüne Dämmerung ein, bis er darin verschwand.

Felseck stand überrascht da, einige Augenblicke unschlüssig, was er beginnen solle. Die bekannten Stimmen wurden wieder laut; die junge Dame war offenbar an eine Stelle geraten, wo sie weder vor- noch rückwärts ausweichen konnte, und es schien, daß sich die rätselhafte Leidenschaft des andern gegen sie entlud. Dann ward es zwar wieder still; aber auch diese Stille kam dem aufgeregten Felseck unheimlich vor. Er trat leise auf das grasbewachsene Gestein und näherte sich dem Mauerspalt, der zu jenem Vorsprung führte, bis er im Schatten des Holunders stand. Hier blieb er stehn, den beiden ebenso unsichtbar wie sie ihm, aber gradezu gezwungen, jedes ihrer Worte zu hören. Nur um ihr beizustehn, wenn es

nötig wäre! dachte er für sich. Die junge Dame schwieg eben, aber der Mann, mit verhaltener und scheinbar gelassener Stimme, unterbrach die Ruhe.

„Ich höre wohl, was du sprichst, Johanna," sagte er, „aber ich versteh' es nicht! Warum zweifelst du denn an meinem Herzen, wenn ich doch alles tue, alles, was ich kann, dir meine Liebe zu zeigen."

Das Mädchen antwortete mit einem unbestimmten Laut voll Bitterkeit. Nach einer Weile setzte sie hinzu: „Liebe! — Wer mich so lange Jahre nicht geliebt hat, an den glaub' ich nicht."

„Ich sehe, du willst mir das Herz zerreißen!" fing der Mann wieder an, in einem seltsam tönenden, ausdrucksvoll melancholischen Silbenfall, fast wie wenn er in einer Tragödie auf der Bühne spräche. „Johanna, ich ertrag's nicht! — Warum mußt du vor mir fliehen?"

„Weil ich ein Mensch bin, und so lange Jahre hast du mich wie eine Sache, — nein, wie ein Nichts behandelt."

Der Mann seufzte tief auf. — „Wie kommst du hierher, ins Schloßrevier?" fragte er dann.

„Ich wollte fortgehn, irgendwohin; aber nicht auf der Landstraße, wo du mich finden konntest. So suchte ich mir hier oben einen andern Weg — und immer in der Irre, weil ich die Gegend nicht kenne."

„Und nun bleibt es dabei: du willst mich verlassen?"

Das Mädchen antwortete nicht. Sie schien ihm ihr Ja durch ihre Gebärde zu sagen.

„Und doch weißt du, Johanna, daß du mich dadurch töten wirst! Daß es mich selig gemacht hat, dich endlich wiederzufinden — und daß ich auf der Welt nichts besitze als dich!"

„Besitzen?" wiederholte sie; „wen besitzest du? Wie kannst du mich dein Eigentum nennen, wenn du mich nicht kennst? wenn du mich achtzehn Jahre lang nicht hast kennen wollen? — Sag mir nicht, daß ich dich töten werde; ach, das rührt mich nicht. Das alles spricht sich so leicht — und du hast's ja gelernt! — Es macht dich selig, daß du mich wiedergefunden. Und wenn es dich heut' morgen selig macht — kann's dich nicht an einem andern Morgen wieder unselig machen? Du hast meine Mutter verlassen, warum könnt'st du nicht auch mich verlassen?"

Der Mann antwortete wieder durch einen Seufzer. Sie ist sein Kind! sagte der Horcher vor sich hin. Es überkam ihn plötzlich das Gefühl, als müsse er sich entfernen; und doch fesselte ihn auch wieder diese Überraschung an den Boden an. Seine Aufregung, seine Neugier waren zu groß, er blieb stehn, wo er stand.

„Johanna!" rief der Mann nach einer Weile mit verzweifelter Stimme. „Ich hab' deine Mutter verlassen — aber du kannst deinen Vater nicht verlassen."

„Warum kann ich das nicht?" antwortete sie mit Leidenschaft. „Wer bist du? Ich weiß nichts von dir, als daß du meine Mutter unglücklich gemacht, ihr das verlorne Leben mit Gold und Silber abgekauft hast: das weiß ich, weiter kenn' ich dich nicht. Und wenn ich gestern schwach war und mich rühren ließ — heut' bin ich nicht schwach, heut' ist mein Stolz wieder da! Geh, laß mich; geh! Ich will keinen Vater haben, der mich nie geliebt, nie geküßt, nie belehrt oder gescholten hat — der mich nun in sein Haus nehmen will wie ein Bettlerkind, das ihm jemand über Nacht vor die Tür gelegt hat. Ich brauch'

deine Almosen nicht. Von meiner Mutter hab' ich diese zwei Arme geerbt, ich kann arbeiten, kann mir mein Leben schaffen; ich allein, ohne dich!"

„Aber ich lasse dich nicht!" rief der Vater aus. „Ich hab' mein Kind endlich wieder, und ich will's behalten!"

„Siehst du wohl, wie du sprichst?" erwiderte das Mädchen mit der bittersten Herbigkeit. „Du willst mich behalten! Ich bin deine Sache, die du gefunden hast! Weil dich einst meine Mutter geliebt, und weil du mich von fern, wie ein Gott aus der Wolke, durch dein Gold ernährt hast" — sie sprach diese Worte mit seltsam theatralisch gefärbter und doch unmittelbarer Leidenschaft — „weil ich dir dieses nackte, elende Leben danke, darum bin ich dein Kind, das du behalten willst? — Nein, sag' ich dir, nein! Ich verleugne dich, wie du mich verleugnet hast! Laß mir den Weg frei, stell dich nicht so hin. Meine Mutter ist tot, nun hab' ich keine Eltern mehr, hier auf Erden nicht, und ich will meinen Weg nun selber finden."

„Du nicht! du nicht!" rief ihr der andre in wachsender Aufregung zu. Die vernünftige Besinnung schien ihn zu verlassen; er ergriff offenbar des Mädchens Arm, denn mit einem lauten Ausruf stieß sie ihn zurück. „Du nicht! Ich lasse dich nicht!" wiederholte er. „Ich will's an dir gut machen. Du sollst mich nicht töten!"

„Ich dulde keine Gewalt!" rief sie aus. Doch indem er ihren Namen einmal über das andere leidenschaftlich hervorstieß, schien er die Hände von neuem nach ihr auszustrecken und ihr den Weg zu vertreten. „Willst du mich wahnsinnig machen?" sagte er. „Soll ich mich von meinem eigenen Kind verdammen lassen? Ich bin es dir schuldig — ich lass' dich nicht!" — Er warf das alles durcheinander

heraus. Felseck hielt sich jetzt nicht mehr. Mit ein paar raschen Schritten trat er vor und sah die beiden, auf dem engen Raum des zerfallenen Erkers, nahe aneinander. Das Gesicht des Mädchens war nicht mehr blaß, sondern erglüht, und eine Erregung in ihren Augen, wie er sie selbst nach diesem Gespräch nicht erwartet hatte.

Der Mann hielt ihre Mantille mit der rechten Hand; doch sowie er den Fremden eintreten sah, ließ er sie fahren. „Sie, mein Herr —!" murmelte er, völlig aus der Fassung. Die junge Dame dagegen warf dem Eindringling einen Blick zu, der nicht Befremdung, sondern Dankbarkeit aussprach. Indem sie ihre großen Augen noch weiter öffnete, trat sie, wie durch seine Erscheinung angefeuert, bis an den Mauerrand zurück und sagte zu ihrem Vater gewandt: „Rühr mich nicht mehr an, oder ich werf' mich hier die Mauer hinunter! Es ist ein Abgrund zwischen mir und dir!" Sie stellte einen Fuß auf die Mauer und schien bereit, ihre Drohung wahr zu machen. Das bröcklige Gestein wich bei der Berührung teilweise aus den Fugen, und ein Stück rollte unter ihrer Fußspitze weg und den Abhang hinunter.

Darüber zuckte sie zusammen und drückte die Augen ein. Der Schreck schien sie auf einmal schwindlig zu machen. Sie raffte sich wieder auf; aber schon war Felseck hinzugesprungen, hielt sie mit einem Arm und drückte sie an sich. Der andre, mit entgeistetem Gesicht, hatte gleichfalls die Arme nach ihr ausgestreckt; zwischen Angst und Scheu blieb er aber unschlüssig stehn, sah das Mädchen nun an Felsecks Schulter gelehnt und trat wieder zurück. „Johanna!" sagte er noch einmal, halb hingemurmelt, als mache er sich schon keine Hoffnung mehr. Statt aller

Antwort hob sie die Hände, wie um ihn abzuwehren, und warf ihm einen letzten Blick zu. „Es ist ein Abgrund zwischen uns!“ wiederholte sie. „Hast du keine Pflicht gegen mich gekannt, so kenn' ich auch keine gegen dich!“

Sie hatte sich inzwischen von Felsecks Arm leise losgemacht; ihr durch den Schreck blaß gewordenes Gesicht fing wieder an, sich zu röten. Der Vater sagte nichts mehr, legte sich nur die Hand über die Augen und wandte sich von ihr ab. Er gab sich Mühe, einen letzten Seufzer zurückzuhalten. Es gelang ihm nicht; man hörte noch die schmerzlichen Töne, während er sich entfernte. Seine Schritte klangen über den steinigen Boden; endlich wurden sie undeutlich und verwehten in der Ferne.

Felseck stand noch dem Mädchen gegenüber, das ein wenig von ihm zurückgetreten war, und sah sie mit der ganzen Wärme seiner Empfindungen an. „Mein Fräulein! Sie sind noch blaß; Sie zittern. Hier ist eine Art von Sitz in der Mauer; setzen Sie sich.“

„Es könnte sein, daß es gut wäre!“ antwortete sie matt, und nahm auf den Steinen Platz.

„Sie haben einen schweren Kampf zu kämpfen gehabt! Ihr Atem fliegt. Fürchten Sie nichts; ich bin hier, Sie zu schützen! Wozu sollt' ich's verhehlen: ich weiß alles. Ich hab' alles gehört.“

„Sie haben alles gehört!“ murmelte sie und blickte ihm nun forschend ins Gesicht. Indessen seine vornehmen Züge, seine von Mitgefühl leuchtenden hellbraunen Augen, seine offene Stirn schienen ihr Vertrauen einzuflößen. Nach und nach beruhigte sich ihr prüfender Ausdruck; sie sah still vor sich hin. „Übrigens muß ich Ihnen noch danken!“ sagte sie nach einigem Stillschweigen.

„Daß ich Sie hielt? — Dafür dankt man nicht! Kann irgend etwas auf der Welt selbstverständlicher sein? — Aber Sie sind unglücklich, mein Fräulein! Ich sage das so ohne weiteres heraus — verzeihen Sie mir — weil ich das leidenschaftlichste Mitleid mit Ihnen habe. Hier stehe ich, um Sie zu beschützen. Sie müssen mir erzählen, müssen mir offen anvertrauen, wie dies alles gekommen ist."

Seine beredte Stimme, seine Zuversicht schien auf das erregte junge Mädchen mit einer bestimmenden Gewalt zu wirken. Sie hob die ausdrucksvollen Augen zu ihm auf; ein Zug von Kindlichkeit verjüngte ihren melancholischen Mund. „Ach, es ist alles so schnell gekommen!" sagte sie, indem sie sich nun erst wieder zu entsinnen schien, wie vieles hinter ihr lag. „Gestern noch um diese Zeit—!" — Sie warf einen Blick nach der Sonne, die eben um die Ecke kam, und schien sich vorzustellen, wie ganz anders sie gestern noch die Morgensonne begrüßt hatte.

„Sie sind nicht von hier, mein Fräulein!" sagte Felseck mit einschmeichelndem Ton.

„Nein, ich bin nicht von hier! Weiter aufwärts am Main; da, wo der Fluß nach links abbiegt, um dem Spessart aus dem Weg zu gehn — da bin ich zu Hause. In Lohr; eine kleine Stadt; — Sie werden sie nicht kennen. Aber ich will auch nicht dahin zurück!" setzte sie plötzlich hinzu, als spräche sie mit sich selbst. „Nie, nie, nie! Bin ich nun einmal fort — mit ihm, und vor ihren Augen — so sollen sie's nicht erleben, daß ich allein zurückkomme."

„Sie sind a l l e i n, liebes Fräulein! Wenn ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann, gebieten Sie über mich! — Wer ist denn dieser Vater, und wie kamen Sie her?"

Das Mädchen sah ihn bei seinem Anerbieten wieder prüfend an; die lebhafte Glut in seinen Augen schien sie zu befremden; das herzlich teilnehmende Lächeln um seine Lippen löste aber ihr Mißtrauen auf. „Ich danke Ihnen, mein Herr!“ sagte sie mit einer gewissen Hast, wie um den mißtrauischen Blick wieder gut zu machen. „Ich danke Ihnen; aber Gott wird mir helfen. Wer dieser Vater ist? — Ach, ich hab' ihn gestern zum ersten Mal gesehn. Ich war an meiner Mutter Grab gegangen; denn seit einem Jahr, und etwas mehr, ist sie tot. Und seitdem lebt' ich allein, mit meiner Muhme Brigitte; wir helfen einander gegenseitig durch — zwei helfen sich besser. Ich entbehrte auch nichts; nur den einen Wunsch hatt' ich“ — sie errötete etwas — „zur Bühne zu gehn. Denn mir ist, und sie sagen's auch, als hätt' ich Beruf dazu! — Aber verzeihen Sie; warum red' ich davon?“

„Warum wollten Sie nicht davon reden?“ fiel er ihr ins Wort. „Ich errate, mein Fräulein: Sie haben diesen Beruf von dem Mann geerbt, von dessen Gegenwart ich Sie vorhin befreit habe.“

Sie ward abermals rot, die letzten Worte schienen sie zu verletzen. Mit einer gelinden Anstrengung ging sie darüber hinweg. „Wenn Sie es erraten haben,“ antwortete sie melancholisch, — „ja, es wird wohl so sein: von ihm hab' ich's geerbt. Sie sagen, er sei ein großer Schauspieler gewesen, in ganz Deutschland berühmt; und so geschickt, jeden Menschen nachzumachen, in der Stimme, im Gang, in allem. Wenn meine Mutter von ihm sprach, wie stolz konnte sie noch auf ihn sein — die schwache, gutherzige Frau, die er unglücklich gemacht und verlassen hatte!“ — Ihr Gesicht nahm wieder einen bittern Aus-

druck an, die Mißbilligung dieser Schwäche stand ihr in den Augen. „Als er noch jung und gefeiert war," fuhr sie fort — „ein Mann, dem die Frauen nachliefen, um ihn auch unter vier Augen Theater spielen zu sehn und sich von seinem Ruhm mitbescheinen zu lassen — da dachte meine gute Mutter, daß er sie heiraten werde! Und ging mit ihm in die Welt — da Sie doch alles gehört haben, warum soll ich's nicht sagen, was Sie schon wissen — und hielt sich für seine Frau, bis er sie verließ. Er! Er hatte ja so viele glücklich zu machen, wie sollt' er ihr treu bleiben!"

„Hm!" murmelte Felseck vor sich hin und errötete, als hätte sie das für ihn selber gesagt; als sei er auch ein Mensch von dieser Art. Doch er erwiderte nichts.

„So kam meine Mutter nach Lohr," fuhr das Mädchen fort, „mit ihrem Kind. Mit mir! . Niemand kannte sie dort, es wußte auch niemand, von wo sie gekommen war. Keinem Menschen hat sie je gesagt, wo sie mit — ihm gelebt hatte; sie ist weggestorben, und ich, ihre Tochter, weiß es noch heute nicht. Sie war so gut — sie konnte meinen Vater nicht hassen!" — Das Mädchen schwieg einen Augenblick; ein Zug auf ihrer Stirn und um den Mund gab zu erkennen, daß *sie* nicht so gutherzig gefühlt hatte. — „Für unsern Unterhalt war gesorgt! Seine Kunst hatte ihn reich gemacht! — Und der Mensch braucht ja nichts als sein täglich Brot; und das fiel uns ins Haus! Bis meine Mutter starb: da kam, als ich an ihrer Leiche saß, wieder so ein Geldbrief ohne Worte. Ich machte ihn nicht auf, ich schickte ihn als unbestellbar an die Post zurück. Man hat auch seinen Stolz, mein Herr! — Es war in der letzten Zeit eine Muhme zu uns gekommen — ach, ich erinnere mich, ich hab's Ihnen schon gesagt, daß

sie Brigitte hieß; verzeihen Sie mir, daß ich das zweimal sage. Mein Kopf ist so wüst! Mit der hab' ich dann gelebt bis auf den gestrigen Tag; und hätt' es Gott nur gewollt, daß dieser Tag nie gekommen wäre!"

„Warum werden Sie stumm?" nahm Felseck das Wort, da er das Mädchen jetzt schweigend vor sich hin starren sah. „Wollen Sie mir nicht sagen, Fräulein Johanna — Sie gestatten mir, daß ich Sie so zutraulich bei Ihrem Namen nenne — wollen Sie mir nicht sagen, was gestern geschehen ist?"

„Ach, mein Gott, was ist denn viel geschehn?" fing sie mit resigniertem Ton wieder an. „Da Sie das Ende ja wissen! — Ich war nach Mittag auf den Friedhof gegangen, an der Mutter Grab, um es mit ein paar frischen Blumen zu schmücken. Wie ich hinkomme, sitzt schon jemand da, und ich kenn' ihn nicht. Und blickt mich an, wie wenn er mich abzeichnen wollte; mit einem so traurigen und dann wieder verwunderten Gesicht, daß ich nicht anders kann, als ihn auch betrachten. Ich seh', daß er Tränen in den Augen hat — und alles war so merkwürdig an ihm; es war mir seltsam zu Mut. Da stand er denn endlich auf, hob den einen Efeuzweig zurück, der sich über den Grabstein gelegt und der Mutter Namen halb zugedeckt hatte; und nachdem er den stumm für sich gelesen, fragte er mich mit einem so tiefen Seufzer, ob ich nicht die Tochter dieser Verstorbenen sei? Auf einmal stürzen mir die Tränen aus den Augen, und ich kann ihm nicht antworten. Und so nimmt er mich bei der Hand und fragt mich, ob ich nicht Johanna heiße; und wie ich dieser Verstorbenen so ähnlich und wieder so unähnlich sei; — und ob ich ihm glauben wollte, daß mein eigener Vater

vor mir stehe. Ich hatte es erwartet, daß er das sagen würde. Aber nun faßte es mich mit Gewalt, und ich entzog ihm die Hand. Und wollte gehn — und vermocht' es doch nicht. Es ward mir ganz anders zu Mut, als ich mir's vorgestellt hatte! Wie oft hatt' ich mir in diesen Jahren gedacht, und mir's ausgemalt: wenn ich ihm, dem meine Mutter mich geboren, begegnen würde, und all meine Bitterkeit vor ihm ausschütten, und ihm seine Vaterschaft vor die Füße werfen! — Ach, mein Herr, es ist nun doch so ein wundersames Gefühl! Und wenn man so liebebedürftig ist, so ein leeres Herz hat —"

Sie brach in Tränen aus, sprang aber sogleich von der Mauer auf, als wolle sie sich von dieser Rührung nicht bezwingen lassen, fuhr sich mit einer Hand über die Augen und legte sich die andre mit leidenschaftlicher Anmut gegen die Brust. „Es ist nun einmal geschehn," rief sie aus; „aber nun ist's vorbei! — Wir Mädchen sind gutherziger, als wir selber wissen! Er hatte wieder meine Hand genommen, ich zog sie nicht weg, ich hörte alles geduldig an. Wie es ihn nun schon so lange getrieben habe, dieses Grab zu sehn; und wie er geglaubt habe, daß ich auch gestorben sei; und wie er sich anklagen müsse, daß er sich nicht schon längst um die Wahrheit bemüht habe. Und daß er ein weltmüder, melancholischer Mensch sei, von der Bühne fort, und der Menschen satt, — nur daß ihm jetzt wieder eine Sonne aufgehe, da er sein Kind finde, da er noch einmal lieben und geliebt werden könne. Von seiner Stimme klang das alles so gut! — Ich hatte jedes Wort vergessen, das ich ihm sagen wollte. Wir kamen an unser Haus, er ließ einen Wagen vor die Tür fahren, meine besten Sachen hineinwerfen, ich stieg ein wie im

Traum. Er sagte der Muhme, den Hausleuten, daß ich einen Vater gefunden hätte, und führe nun mit ihm in die Welt hinaus, und alles sei gut. Und ich hörte das an und glaubte es schon nicht mehr. Aber es lag über mir wie eine Wolke —— Ach, mein Herr! Wer weiß in jedem Augenblick, was er eigentlich tun und sagen sollte, wenn's in ihm selbst noch dumpf und dunkel ist!" — Sie trat an den Mauerrand vor und zeigte ins Tal hinaus: „Dort, dort fuhren wir her, wir zwei im Wagen, in den Abend hinein. Und ich hatt' eine Last wie tausend Zentner auf der Brust, und alles, was ich vergessen hatte, lag mir auf der Zunge! Er ist all die Jahre nicht mein Vater gewesen — ich will seine Tochter nicht sein! Was heißt das: ein Kind haben? Daran schuld sein, daß es geboren ist? Wenn man's nicht geliebt, nicht gepflegt, nicht beschützt und behütet und erzogen hat, ist's dann noch seines Vaters Kind? — Nein, bei allem, was auf der Welt heilig ist, dazu bin ich zu gut! Und nun ist das letzte zerrissen, was mich an ihn bindet; — muß es ein Vater sein, so gibt's ja noch einen andern, den ich liebe, an den ich glaube, zu dem ich mich retten kann!"

Sie hatte mit wachsender Erregung gesprochen; jetzt schien sie erst wieder zu empfinden, daß sie nicht allein war, und sah dem Fremden auf einmal glühendrot ins Gesicht. Es überkam sie offenbar das Gefühl, wie tief sie ihn in ihr Inneres hatte blicken lassen. „Ach!" sagte sie endlich unschuldig, „wie Sie sich wohl im stillen an meiner Offenheit, an meiner Redseligkeit ärgern! Es kam so über mich — alles drängt sich heraus. Ich weiß die Worte nicht zu wählen, mein Herr! Ich hab' nicht die

Erziehung gehabt, die man sich wohl wünscht. Und dann, wenn man erregt ist — —"

Sie brach ab, um den Fremden nicht länger aufzuhalten, setzte sich den Hut zurecht, fuhr sich über das Haar, das sie in Unordnung gebracht hatte, und schien gehn zu wollen.

„Wie können Sie nur so reden, liebes Fräulein!" erwiderte Felseck gerührt, indem er ihr in den Weg trat. „Wollen Sie damit sagen, daß ich Ihres Vertrauens nicht wert bin?"

Sie sah ihn an und schüttelte lebhaft den Kopf. Seine schönen Augen ruhten mit einer Wärme auf ihr, die sie sichtlich verwirrte. Langsam schlug sie ihren Blick nieder und ward wieder rot. Ihr Atem fing an, lebhafter zu gehn. Er nahm den Eindruck wahr, den er auf sie machte, und mehr und mehr von ihrer Anmut erregt trat er näher und fragte: „Wohin wollen Sie nun? Sie sind in der Welt allein, Fräulein Johanna. Sie dürfen nicht ohne Schutz sein. Nun, so wahr ich lebe, der Schutz ist da: ich verlasse Sie nicht! Sagen Sie mir: was wollen Sie nun beginnen?"

„Hier bleiben!" antwortete sie leiser.

„Hier auf dem alten Schloß?"

„Nein — hier in Wertheim — drunten in der Stadt. Es wohnt da eine alte Freundin meiner Mutter am Markt, die uns früher in Lohr besucht, die mich gern gehabt hat. Und doch dacht' ich gestern nicht einmal an sie; — aber heut' fällt sie mir ein. Zu der will ich gehn, und will mit ihr besprechen, ob ich hier bleiben kann."

„Hier — in dem elenden Ort! — — Dürft' ich Ihnen helfen, wie ich wollte! — Es ist in dieser Welt so un-

geschickt eingerichtet, daß der eine nichts für den andern tun kann, ohne daß man's mißdeutet. Aber glauben Sie mir, Johanna, daß ich Ihr Freund bin — daß ich wie ein Bruder für Sie fühle."

Sie erwiderte nichts. Nur durch ein leises Verziehen der Lippen gab sie zu erkennen, daß ihr das einfache Johanna mißfiel. Doch zugleich schien ihr der warme Ton seiner Stimme wohlzutun: denn sie blickte nach einer Weile zu ihm auf, und begegnete wieder seinen feurigen Augen. „Ach, es gibt so wenig Wahrheit auf dieser Welt!" sagte sie schwermütig zweifelnd.

„Es gibt wenig genug," antwortete er; „aber wer ein so klares, tiefes Auge hat wie Sie, der sollte sie leicht erkennen! Ich denke, auf meinem Gesicht muß es geschrieben stehn, daß ich wie der allerbeste Freund für Sie fühle."

„Wer weiß!" sagte sie mit schwachem Lächeln, doch ohne daß sie den Mut faßte, die Schrift auf seinem Gesicht nochmals zu lesen. Eine wachsende Bewegung übermannte sie. Das sonderbare Zusammensein mit diesem jungen, schönen, vornehmen Mann, der ihr so vertraulich gegenüber stand und wie ein brüderlicher Beschützer zu ihr sprach, nahm ihr den Rest der Unbefangenheit, die die tiefe Erregung ihr gegeben hatte. Sie zog die Mantille fester um sich her, und ohne aufzusehen setzte sie nach einer beklommenen Pause hinzu: „Sie wird sich nun bald zu Tisch setzen, die gute Frau! Es wird Zeit, daß ich hinuntergehe. Bin ich nur erst am Markt, so hab' ich sie schnell erfragt."

„Sie bleiben also dabei, zu dieser Freundin zu gehn?"

„Ja; zu wem denn sonst?"

„Zu niemand; Sie haben recht! Aber hier in Wertheim, liebes Fräulein, sollen Sie nicht sterben. In Ihren Augen steht eine andere Zukunft! — Mit diesen Augen werden Sie zur Bühne gehn, und ich, Ihr Freund, werde dafür sorgen."

„Ach!" sagte sie unwillkürlich, von diesem Gedanken überrascht. In ihrer Schwermut blitzte eine freudige Vorstellung auf.

„Ich werde zu Ihnen kommen, wenn Sie mir's gestatten, und werde Ihr Talent kennen lernen, und dann das meinige tun, Ihnen zu einem Dasein zu verhelfen, das Ihrer würdig ist. Sagen Sie nicht nein!"

Das Mädchen blickte mit unschuldig strahlenden Augen zu ihm auf und streckte eine ihrer Hände ein wenig vor, als wollte sie ihm damit danken. Er ergriff die Hand und küßte sie. Betreten zog sie sie wieder zurück und fuhr hinterdrein vor Überraschung zusammen. Er schien sie aber so gerührt zu betrachten, daß ihr jedes unruhige Gefühl verging. Sie schämte sich, daß sie ihr Erschrecken so verraten hatte. „Ach!" stammelte sie und suchte ihn wieder harmlos anzuschauen. „Sie sind zu gut, mein Herr; ich verdien' das nicht."

„Was tu' ich denn als meine Pflicht! Jeder Mensch soll dem andern helfen; ich denke, das liegt in der Natur! — Aber gehn Sie jetzt, liebes Fräulein; — gehn Sie allein. Sie sind mir schon viel zu lieb, als daß ich die Neugier und das Gerede der Menschen auf Sie lenken möchte! Nur so weit begleit' ich Sie, bis Sie den Weg nicht mehr verfehlen können. Sie sagen mir aber den Namen Ihrer Freundin, und unter deren Dach sehe ich Sie wieder: denn Sie werden mich nicht mehr los,

ich hab' mir das Wort gegeben, Sie wieder glücklich zu machen."

„O mein Herr —!" sagte das Mädchen bewegt und in neuer Verwirrung. „Was soll ich Ihnen darauf antworten! — Was ist das für ein Tag!"

Sie ging voran, strauchelte, faßte sich mühsam. Es war ihr unmöglich, ihre Empfindung zu unterdrücken. Sie nannte den Namen ihrer Freundin, ohne zurückzusehn. Dann zeigte sie mit der Hand auf den großen Torbogen, den sie wiedererkannte — dort führte der nächste Weg zur Stadt hinab — murmelte ein paar Abschiedsworte und ging, während er stehen blieb, mit schnellen Schritten voran.

II

Felseck war am Nachmittag nach Hause gekommen, von langer Wanderung über die Höhen ermüdet, von Sonnenschein, Jugend und rastlosen Phantasien durchglüht, und streckte sich in seinem Lehnstuhl am offenen Fenster aus. Er gestand sich von neuem, was er sich mittlerweile schon ein dutzendmal gestanden, daß ihn eine sonderbare Leidenschaft für dieses Mädchen gefaßt; daß er ein Mitleid mit ihr empfinde, das ihm rein und natürlich schien und ihn doch erregte, wie ihn nur je ein Abenteuer erregt hatte. Er fühlte wieder in sich seines Vaters Blut; das Bild dieses Menschen trat ihm unwillkürlich ins Auge. Eine hohe, vornehme Gestalt, mit dem Blick und dem Lächeln eines Don Juan, jeder Leidenschaft hingegeben, waffenlos gegen seine Triebe — bis er endlich als ihr Opfer gefallen war, von einem eifersüchtigen Gegner im Duell getroffen. Felseck sah ihn auf dem Sterbebett vor sich; die verfinsterten Züge, und wie er mit einer letzten Anstrengung sich halb aufgerichtet und den Sohn gewarnt hatte, nicht diesen Weg zu gehn. Unruhig stand Felseck auf; — wozu fiel ihm das ein? Er hatte bis heute sich und der Welt bewiesen, daß er sein Leben genoß, ohne diese verhängnisvolle Erbschaft anzutreten, ohne der gewissenlose, frevelhafte Sohn seines Vaters zu sein. So oft er auch schon diesen Dämon in sich verspürt hatte, noch

immer war er der Herr seines Bluts geblieben. Wozu kamen ihm nun diese Gedanken? — Er schüttelte sie ab, überließ sich wieder dem feurigen Mitleid, das er für das Mädchen fühlte. Ihr seltsam leidenschaftliches Wesen entsprach seiner eigenen Art. Er stellte sie sich vor; — es kam ihm die Empfindung, als sähe er sie plötzlich mit den Augen und dem Lächeln seines Vaters; — doch dieses wunderliche Gefühl verging, wie es gekommen war. Nebenan hörte er gehn, in demselben Zimmer, in dem er gestern nacht Johannas Schritte und ihr Weinen gehört hatte. Die ganze veränderte Lage stand ihm vor Augen. Er hatte es auf den Abend verschoben, sie aufzusuchen; mit Ungeduld sah er nach dem Himmel hinaus, ob die Zeit der Dämmerung noch nicht kommen wolle. Vor Träumerei und Erwartung fing er endlich zu singen an. Darüber hörten die Schritte im Nebenzimmer auf, und es ging laut eine Tür. Felseck vernahm es und summte noch sachte fort. Nach einigen Augenblicken klopfte es lebhaft an seiner eigenen Tür, und er rief verwundert: „Herein!" Es erschien eine lange, ernsthafte Gestalt in dem gewählten Anzug, der dem jungen Mann schon gestern abend aufgefallen war. Er erkannte Johannas Vater.

„Ich hatte auf Ihre Rückkehr gewartet!" sagte der Eintretende, nachdem er den überraschten Felseck durch eine förmliche Verbeugung begrüßt hatte. „Und doch muß ich Ihr Kommen überhört haben; bis eben Ihr Gesang — — Ich hätte nur ein paar Worte mit Ihnen zu reden, mein Herr."

„Sprechen Sie!" sagte Felseck, der seine Fassung wiedergewonnen hatte. Er lud den andern durch eine Bewegung ein, auf dem leeren Sofa Platz zu nehmen.

Durch eine ebenso verbindliche Bewegung lehnte dieser es ab, nahm nur die Lehne eines Stuhls in die Hand und sah dem jungen Mann ernst ins Gesicht.

„Ich habe gestern das Vergnügen gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen," fing er hierauf an. „Doch Sie wissen meinen Namen noch nicht. Gerhard; — ich weiß nicht, ob Sie diesen Namen schon kennen; es kommt auch nichts darauf an."

Felseck verneigte sich.

„Ich möchte kurz sein," fuhr Gerhard fort. „Sie haben sich meiner Tochter angenommen; ich danke Ihnen dafür. Aber ich ersuche Sie, es hierbei bewenden zu lassen und sich nun weiter nicht um sie zu bemühen."

„Wie verstehen Sie das, mein Herr?" fragte Felseck mit erzwungener Ruhe.

„Sehn Sie — ich weiß, Sie können mir einen Einwurf machen, gegen den sich wenig vorbringen läßt! Ich bin in einer so sonderbaren Lage, wie vielleicht noch nicht viele Väter gewesen sind: mein Kind will mich nicht, erkennt mich nicht an. Also werden Sie sagen: Geh! ich hab' nicht mit dir, nur mit dem Mädchen zu tun. Und das hätte viel für sich; man kann sagen, das formelle Recht wäre auf Ihrer Seite."

„Nun also —?" fiel Felseck ein, da der andre einige Augenblicke schwieg. Es machte ihm einen sonderbaren Eindruck, den wunderlichen Menschen mit einer so abgewogenen Fassung sprechen zu hören, als trüge er auf der Bühne eine auswendig gelernte Rede vor. Die lebhaften Züge des Gesichts waren still geworden, nur die Augenbrauen hoben sich zuweilen, um den Nachdruck der Worte zu verstärken. Auch die langen, weißen, gepflegten

Hände lagen auf der Stuhllehne, ohne sie zu schaukeln. Es war eine zeremonielle Ruhe in dem Menschen, die doch seine innere Gärung nicht verdecken konnte.

„Verstehn wir uns, mein Herr!" fing er wieder an. „Ich glaube, ich kenne die Menschen; wenigstens hab' ich sie viele Jahre lang zu spielen gesucht. Und wenn ich sie jetzt nicht mehr spiele, so studier' ich sie doch! Sie werden mir ansehn, daß ich etwa zwanzig Jahre älter bin als Sie; woraus folgt, daß ich vor zwanzig Jahren ebenso jung war. Damals" — seine Stimme fing an, ihre Ruhe zu verlieren, und er setzte die Stuhllehne in Bewegung — „damals war ich ein leichtfertiger, heißblütiger Mensch, der sich die Lust nicht versagen konnte, zum Unglück anderer Menschen glücklich zu sein. Es hat einen großen Reiz, durch seine Unwiderstehlichkeit der Urheber tragischer Schicksale zu werden! Der Genuß wäre nur halb so groß, wenn alles harmlos ausginge; wenn man nicht diese Gottähnlichkeit in sich fühlte, das Lebensglück eines andern Geschöpfes zu schaffen und zu vernichten! — Ja, so sind wir, mein Herr. Täuschen wir uns nicht. Sie selbst, indem Sie da vor mir stehn, denken Sie daran, wie Sie meine Tochter bereden könnten, Ihnen ihr bißchen Lebensglück zu opfern! — Nicht dieses Auffahren; wozu das? In Ihrem Gesicht seh' ich es geschrieben, daß Sie ein Mensch sind, der die Welt genießt und nicht viel fragt, was es kostet; daß Sie ebenso sind, wie ich war! Und darum will ich meine Tochter vor Ihnen schützen, und darum sag' ich Ihnen das alles ins Gesicht, mein Herr."

„Sie sind — — Und was bezwecken Sie damit?" fragte Felseck erregt.

Gerhard schwieg eine Weile; er schien die rechten Worte

zu suchen. „Ich verlange nicht Ihr Ehrenwort," gab er endlich zur Antwort; „denn das Ehrenwort eines Menschen ist eine Luftblase, wenn das Blut siedet! — Ich verlange von Ihnen, daß Sie meine Tochter nicht aufsuchen; nicht heut', nicht morgen, niemals. Seit einer Stunde weiß ich, wo sie wohnt, und daß Sie mit ihr — Freundschaft geschlossen haben, und daß sie Sie erwartet. Sehn Sie, dies alles weiß ich. Von wem? Von der Frau, zu der sie gegangen ist, der sie's in ihrer arglosen Unschuld vertraut hat, daß sie Sie erwartet. Aber Sie werden nicht zu ihr gehn, mein Herr! Sie werden mein einziges Kind nicht unglücklich machen."

„Was sollen diese Worte?" entgegnete Felseck beleidigt. „Wer in aller Welt denkt daran, Ihr Kind unglücklich zu machen?"

„Sie, Sie, mein Herr — Sie! Sie selbst denken daran! — Meine unerfahrene, unschuldige Tochter können Sie täuschen; mich, ihren schuldbewußten Vater, nicht! Ich weiß ja, wie es kommen wird! Mitleid, Teilnahme, Freundschaft, Rührung — all diese Kupplerinnen der Sinnlichkeit, der Sünde! Und die Unschuldigste ist am schnellsten verloren. Sehn Sie mich nicht mit diesem edlen Unwillen an, mein Herr! In diesem Augenblick glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen unrecht tue; im nächsten rührt sich die Lust in Ihrem Blut. Gehn Sie nur hin zu ihr! Indem Sie ihr schwören, daß Sie rein wie ein Bruder für sie fühlen, träumen Sie in einer dunklen Ecke Ihres Gehirns von der Wonne, sie im Arm zu halten! Indem Sie sie durch Ihr edles Mitleid zu Tränen rühren, entflammt sich an diesen Tränen Ihre Sinnlichkeit! Sie beteuern ihr, daß Sie sie für immer

verlassen wollen, um nicht ihre Ruhe zu stören, und suchen schon im stillen nach dem Wort, das sie überlisten soll. Unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie mich aus! Dieses Mädchen ist mein Kind, wenn es mich auch verleugnet; — Sie sollen ihr das nicht antun, was ich ihrer Mutter getan habe. Diesem Mädchen nicht! Suchen Sie sich Ihre Opfer in der weiten Welt; ich kann's Ihnen nicht wehren. Dieses Kind ist mein, dieses Kind ist mein, und Gott hat mir die Pflicht auferlegt, es vor Sünde und Elend zu bewahren!"

„Sind Sie zu Ende, mein Herr?" fragte Felseck nach einer Pause, von einer Erschütterung ergriffen, deren er sich nicht sogleich erwehren konnte.

„Wollen Sie diesen Ort verlassen, ohne sie wiederzusehn?" fragte Gerhard zurück.

Der junge Mann trat ans Fenster, tat ein paar Schritte über den Fußboden hin; dann blieb er stehn und sah dem Schauspieler beleidigt und stolz ins Gesicht. „Ich verzeihe Ihnen Ihre Äußerungen, mein Herr! Ihrer Erregtheit halt' ich sie zu gute. Was Ihre Tochter betrifft — die Ihre Tochter nicht sein will, und es in Wahrheit nie gewesen ist — so sehe ich keinen Grund, sie in ihrer Hilflosigkeit deswegen im Stich zu lassen, weil Ihre aufgeregte Phantasie es verlangt. Ich habe mich verpflichtet, diesem Fräulein Dienste zu erweisen, die ihr hier kein anderer Mensch erweisen kann — die sie wenigstens von einem andern nicht annehmen will. Wenn Ihre Vergangenheit Sie so mißtrauisch gemacht hat, daß Sie in jeder menschenfreundlichen Handlung den Anfang einer Schurkerei erblicken, so kann ich Sie bedauern, aber mir nicht meine Handlungsweise von Ihnen vorschreiben lassen! Und dies

— damit Sie nicht darüber in Zweifel sind — ist mein letztes Wort."

„Sie werden heut' noch zu meiner Tochter gehn?" fragte Gerhard eindringlich.

„Heut' oder morgen — wann ich es für gut halte. Ich ersuche Sie, verschonen Sie mich mit allen weiteren Fragen; ich würde es unter meiner Würde finden, darauf zu antworten."

„Unter Ihrer Würde!" wiederholte der Schauspieler mit einem bitteren Auflachen. „Würden Sie es also auch unter Ihrer Würde finden, junger Mann, sich mit mir zu schlagen?"

Felseck sah ihn verwundert an.

„Ja — sich mit mir zu schlagen! Sehn Sie, ich rechne so — —" Seine Stimme geriet in zitternde Bewegung. „Ich rechne so: entweder töte ich Sie, und meine Tochter hat vor Ihnen Ruhe. Oder Sie töten m i ch: so hab' ich wenigstens meine Schuldigkeit getan, für Glück und Ehre meines Kindes einzutreten."

Felseck stand einen Augenblick überrascht, durch die gedämpfte Leidenschaft dieses Menschen außer Fassung gebracht. Endlich erwiderte er heftig: „Aber Sie sind wahnsinnig, mein Herr! Weshalb sollte ich mich mit Ihnen schlagen? Was hab' ich Ihnen oder Ihrem Kind zuleide getan? Wenn es in Ihren Augen ein Verbrechen ist, daß ich mich dieses Fräuleins annehme, weil sie dessen bedarf und weil ich ihr nützen kann, so bin ich fest entschlossen, dieses Verbrechen noch zehn-, noch hundertmal zu begehn, aber es wird mir nicht einfallen, mich mit Ihnen zu schlagen."

„Nun ja! nun ja!" murmelte der Schauspieler vor sich

hin, schlug die Augen nieder, als sei er über einer knabenhaften Torheit ertappt worden, und nickte mit dem Kopf. „Sie sind theoretisch im Recht; die Theorie ist auf Ihrer Seite! Sie nehmen sich meiner Tochter großmütig an, meine Tochter erwartet Sie, und ich, als Vater ohne Kind, habe nichts dagegen zu sagen. — O, was unsere Jugend logisch ist!" setzte er mit einem verzweifelten Lächeln hinzu. „Und jetzt — jetzt sind Sie vollends entschlossen, zu meiner Tochter zu gehn?"

„Sie fragen mich das schon zum dritten Mal, und ich glaube, es wird absurd, wenn ich nochmals darauf antworte."

Gerhard fing das Wort „absurd" gleichsam mit den Lippen auf, wollte noch etwas erwidern, schlug sich aber nur mit der Hand vor die Stirn und drehte sich um. Er ging langsam zur Tür. „Es geschieht mir recht; es ist Logik drin!" murmelte er, indem er hier noch einmal stehen blieb. „Nun, so leben Sie denn wohl, mein Herr! Ich räume Ihnen das Feld!" Er warf einen Blick zurück, der den andern nur streifte, und mit einer neuen, förmlichen Verbeugung nahm er seinen Abschied. Sein Gesicht war inzwischen bleich und gewissermaßen leblos geworden. Dann öffnete er die Tür und entfernte sich mit geräuschlosen Schritten.

Felseck blieb in einer Art von Verwirrung zurück, die ihm, da er nun wieder allein war, das Blut in die Wangen trieb. Es war ihm peinlich, so still dazustehn und zu horchen; er trat auf den Teppich vor seinem Bett und ging hin und her. „Was will ich denn? Was ist denn Unrechtes geschehn?" murmelte er. „Wann hatt' ich denn je ein reineres Gewissen?" — Sein Blick fiel in den Spiegel,



er sah seine aufgeregte Röte und seine unruhigen Augen. Es fiel ihm auf einmal — trotz der hereinbrechenden Dämmerung — auf, wie blühend und schön er war. Das rostbraune Haar lockte sich an den Schläfen, fiel dann, da man es lange nicht geschnitten hatte, an den männlich gebräunten, vollen Wangen herunter. Durch die Lippen schimmerte das helle Blut; nirgends war noch eine Falte oder ein Fältchen zu sehn, die reinste Jugend lag wie ein farbiger Duft auf der frischen Haut. Er sah sich an, und indem er unbewußt — mit dem Lächeln seines Vaters — lächeln mußte, dachte er an Johanna, und wie sie nun dasitzen und in ihrer Einsamkeit auf ihn warten werde. Seine blühende Frische, ihr blasses, trauriges Gesicht flossen ihm durcheinander. Sein ganzes leidenschaftliches Mitleid kam wieder über ihn. „Ich bin es ihr schuldig!“ sagte er vor sich hin. „Ich bin es ihr schuldig!“ Der letzte Abendschein leuchtete rötlich gelb zum Fenster herein; die Dämmerung wuchs, er hörte das Avemarialäuten verhallen. Mit einer raschen Bewegung schüttelte er den letzten Rest von Befangenheit ab, griff nach seinem Jägerhut und machte sich auf, zu Gerhards Tochter zu gehn.

Er ging die Hauptstraße entlang, ohne dem Schauspieler, wie er im stillen gefürchtet hatte, irgendwo zu begegnen; fand ihn auch weder auf dem Marktplatz, noch vor der Haustür, zu der ein am Brunnen stehendes Mädchen ihn wies, und trat in das kleine Häuschen mit Herzklopfen ein. Auf dem engen Gang war es leer; aber von oben, über die Treppe herunter, hörte er eine laute, lebhaft tönende Stimme. Er erkannte bald, daß es Johannas Stimme war. Es tat ihm leid, sie nicht allein zu finden. Doch indem er die schmale Treppe hinaufstieg und lauschte,

bemerkte er, wie die schöne Stimme mit einer gewissen Feierlichkeit sich hob und senkte, schwoll und wieder in einem Flüstern verging, und er lächelte über seinen Irrtum. Sie deklamierte offenbar eine dramatische Szene. Ihr Vortrag wechselte, als stelle sie verschiedene Charaktere dar, und kehrte dann gleichsam wieder zum Hauptton zurück. Eine Weile hörte er zu, durch das Sonderbare dieser Situation bezaubert, von wachsender Sehnsucht zu dem Mädchen hingezogen, das ihm zugleich in dieser unsichtbaren Gegenwart doppelt reizend erschien. Zuletzt siegte die Ungeduld, sie zu sehn. Er öffnete die Tür, ohne zu klopfen, und sah nun die Überraschte in knieender Stellung mitten im Zimmer. Sie hatte sich von dem dramatischen Feuer der Hauptrolle hinreißen lassen und streckte die Hände flehend gegen einen unsichtbaren Mitspieler aus.

„Ach, wie Sie schön sind!" sagte Felseck unwillkürlich, von dem Ausdruck ihres Gesichts getroffen, der sie wirklich verschönte. Das junge Mädchen sprang auf. Sie warf ihm einen unwilligen Blick zu; sein plötzliches unangemeldetes Erscheinen schien ihr sehr zu mißfallen. Das ganze Mißtrauen, das sie am Morgen unterdrückt hatte, war wieder in ihren Augen zu lesen.

Er trat näher, warf ein paar entschuldigende Worte hin und fragte, was sie da deklamiert habe? Sie unterbrach ihn, indem sie ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche zog. „Wozu wollen Sie wissen, was ich deklamiere!" sagte sie herb. „Ich fürchte, Sie sind nicht besser, als die andern sind! — Lesen Sie diesen Brief. Lesen Sie ihn! Ich will wissen, was Sie dazu sagen, will sehn, was Sie für ein Gesicht dazu machen!"

Immer befremdeter blickte Felseck dem Mädchen nach den Augen, dann auf den Brief, und nahm ihn in die Hand. Während er das Blatt auseinanderfaltete, setzte sie hinzu: „Schon vor einer Stunde hab' ich ihn bekommen; und erwartete Sie, um ihn Ihnen zu zeigen. Denn ich will Sie so wenig betrügen, wie ich mich von Ihnen will betrügen lassen! Lesen, lesen Sie doch."

Felseck trat an das Fenster, zu dem der dämmerige Himmel noch hell genug hereinleuchtete, und las, von einer sehr großen, männlichen Hand hastig hingeschrieben, folgende Worte:

„Meine Tochter! Ich soll Dich also nicht wiedersehn; Du willst es so; gut, ich gehorche. Ich nehme das als die Logik der Ereignisse hin, als mein gerechtes Schicksal. Du hast nun Ruhe vor mir! Aber für meine letzte Pflicht halte ich es, Dich zu warnen, eh' ich Dich verlasse. Dieser Mensch, der sich zwischen uns gedrängt hat, den Du heute abend erwartest — Johanna, denke an das Schicksal Deiner Mutter! — Es ist ein schreckliches Gefühl für mich, diese Worte niederzuschreiben; ich, Dein Vater, zu Dir. — Johanna, traue diesem Menschen nicht! So wahr ich mich und die Menschen kenne, er will Dich unglücklich machen. Hüte Dich vor seiner Freundschaft, seinem Mitgefühl! Du bist jung, darum ist er gut. Ich bin Dir's, ich bin's Deiner Mutter schuldig, Dir diese Warnung zurückzulassen, eh' ich gehe."

Der Brief war einfach „Gerhard" unterschrieben und auf ein abgerissenes Blatt hingeworfen. Felseck bewahrte mühsam seine Ruhe, während er las. Endlich sah er auf und nahm nun wahr, daß das Mädchen die erhitzten Augen auf ihn gerichtet hielt, ihn gleichsam in ängstlicher Span-

nung betrachtete. Er verzog die Lippen zu einem bitteren Lächeln. „So leicht verliert man also Ihr Vertrauen, mein Fräulein!“ sagte er tiefgekränkt. „Ein paar geschriebene Worte eines verstörten Menschen genügen, meine natürliche Teilnahme an Ihrem Schicksal zu einem Verbrechen zu machen! Dann begreif' ich freilich, daß es besser ist, wenn ich wieder gehe.“

Er wandte sich bei diesen Worten wirklich zur Tür; die rasche, schmiegsame Gestalt des Mädchens trat ihm aber in den Weg. „Wenn ich Ihnen unrecht tue,“ sagte sie, „so lassen Sie mir Zeit, mich zu besinnen, es wieder gut zu machen! Bleiben Sie! — Warum traten Sie denn auch so ohne weiteres herein? Warum taten Sie das? — Ich will Ihnen um alles in der Welt nicht unrecht tun. Haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin ein unerfahrenes, unglückliches Mädchen, ich weiß nicht, was ich tun, was ich lassen soll!“

Ihr leidenschaftlicher Zustand, ihr Gefühl für den neuen Freund stand ihr aufs Gesicht geschrieben. Sie hatte die Hände ineinandergelegt und sah in unschuldiger Unruhe zu ihm auf. Felseck faltete den Brief wieder zusammen, steckte ihn mechanisch in die Tasche und blieb vor ihr stehn. „Sie nennen sich unglücklich, mein Fräulein!“ erwiderte er. „Ich glaube Ihnen und bin schon wieder in Versuchung, Mitleid mit Ihnen zu fühlen; — aber dieses Mitleid soll ja eine unreine und gefährliche Empfindung sein. Also wehre ich die Versuchung von mir ab! Übrigens verwundert mich das alles nicht: ich komme ja eben von einer ähnlichen Szene. Mit Ihrem Vater, mein Fräulein! Wie er Sie vor mir, so hat er mich vor sich selbst, vor seiner Feindschaft gewarnt. Er hat sich sogar

erboten, sich mit mir zu schlagen! — Sie sehn, in welcher gesunden, ruhigen Verfassung er ist. Aber — jeder Mensch vertraut, wem er will, und ich kann Ihr Vertrauen nicht erzwingen! Und so tun wir besser — in aller Ruhe und aller Freundschaft gesagt — unserm kurzen Verkehr hiermit ein Ende zu machen und jeder möglichen Gefahr ein für allemal auszuweichen."

Das Mädchen stand ihm fassungslos gegenüber. Sie bereute offenbar, daß sie ihr Mißtrauen gegen ihn ausgeschüttet hatte, wünschte es zurückzunehmen, und wußte nicht, wie sie es tun sollte, ohne zu viel zu tun. Alle Selbstbeherrschung hatte sie verlassen. Felseck konnte nicht umhin, es zu bemerken, und von der weichen Anmut ihrer Hilflosigkeit hingerissen, ergriff er ihre Hand. Sie entzog sie ihm nicht. „Warum geben Sie mir keine Antwort?" fragte er.

„Sie sollen nicht gehn! Ich will Ihnen alles glauben, was Sie sagen; — Sie sollen nicht gehn! Nein! Ich hab' nur diesen einen Freund, und den will ich nicht so von mir stoßen!"

„Werden Sie mich nicht wieder kränken, Fräulein Johanna?" fragte er zärtlicher, indem er ihre Hand nicht aus der seinen ließ.

„Ach, ich bin unglücklich! — Verzeihen Sie mir! — Die Unglücklichen, sagt man, sind argwöhnisch. Ich will Sie nie wieder kränken."

„Sehen Sie mir ehrlich in die Augen, Johanna!" — Sie versuchte es, ihn anzublicken; die innere Bewegung verwirrte sie, mit einem leisen Zucken ließ sie die Wimpern wieder niedersinken. „Wenn ich Ihnen in jedem Fall meine offene Meinung sage," fuhr er fort, „werden

Sie mir das nie mißdeuten? Wenn ich Ihnen die reine, brüderliche Zuneigung ausspreche, die ich für Sie fühle, werden Sie darin nie etwas Unrechtes sehn?"

Sie schüttelte den Kopf statt aller weiteren Antwort. Es war ihr eine brennende Röte auf die Wangen getreten, die er auslegen mochte, wie er wollte. Endlich machte sie sich sanft von ihm los, da er ihre Hand noch immer festhielt, und wie sie ihm nun wieder frei gegenüber stand, kehrte ihr nach und nach die Fassung zurück. „Nein! Niemals! — Ich gelob' es Ihnen!" sagte sie laut. Die unschuldigste Freude strahlte ihr aus den Augen, daß er diese Last des Argwohns von ihr abgewälzt hatte. Sie fing wieder an zu lächeln; die Sorglosigkeit der Jugend ging ihr übers Gesicht. Sie zündete die einzige Kerze an, die sich im Zimmer befand, stellte sie auf den Tisch, und lud ihn mit einer reizend mädchenhaften Gebärde ein, sich auf dem kurzen, verschossenen Sofa niederzusetzen. Das Absonderliche der Situation schien ihre theatralische Phantasie anzuregen, statt sie zu beunruhigen. Er hatte kaum ein Wort von der Szene, bei der er sie überrascht, von ihren Absichten und Talenten fallen lassen, als sie sich freiwillig erbot, ihm eine Probe ihrer Kunst zu geben. Er solle ihr dann sagen, ob sie Befähigung habe. Es war unverkennbar, daß es sie drängte, doppelt vertrauensvoll und hingebend zu sein. Sie trat in die Mitte des Zimmers zurück, während er sich in die Sofaecke lehnte, und nachdem sie sich durch ein halb unbewußtes Reiben der Hände gleichsam Mut gemacht hatte, fing sie sofort mit lebhaftem Pathos an.

Es war eine Szene aus der Maria Stuart, die sie auswendig hersagte; die Szene zwischen den beiden Köni-

ginnen, die sich im Park von Fotheringhay begegnen. Johannas Mienenspiel drückte mit Leidenschaftlichkeit, noch ungezügelt, den Gegensatz der Charaktere aus, dort den Hohn, den Stolz, die absichtliche Beleidigung, hier den tiefen Seelenschmerz, die verhaltene Empörung, die endlich maßlos hervorbricht. Es schien ihr ein unsäglicher Genuß zu sein, alle diese Wechsel der Empfindung, diese Sprünge des Dialogs mit ausdrucksvollen Gebärden zu begleiten. Ihre Stimme tönte wie eine Art von Musik: es war noch zu viel Melodie, zu wenig Wahrheit und Natur darin. Felseck, der immer das Theater geliebt hatte, hörte bald heraus, wie seltsam sich in ihrem Vortrag die gewöhnlichen Manieren, die sie auf Provinzbühnen belauscht, mit einem ganz persönlichen Ringen nach wirklichen Naturlauten mischten, das in seiner noch ungeschulten Heftigkeit umso rührender, ja zuweilen ergreifend klang. Es war etwas Elementares, dunkel Beseeltes darin, das er nicht oft gehört hatte. Ihre schlanke, wirksame Gestalt entfaltete einen natürlichen Trieb zu plastischen Stellungen, der ihn in Erstaunen und Entzücken versetzte. Endlich hatte sie die ganze Szene, ohne auch nur einmal im Gedächtnis zu stocken, zu Ende gebracht, blieb in der triumphierenden Stellung der Maria stehn, die der abgehenden Elisabeth nachsieht, und schien ganz vergessen zu haben, vor wem sie spielte.

Felseck stand auf, von seinen Empfindungen übermannt, nahm ihre heiß gewordene Hand und küßte sie. Das rief sie auf einmal in die Wirklichkeit zurück, und errötend blickte sie ihn an. „Es steckt eine ganze, ganze Maria in Ihnen, und eine Elisabeth auch!“ sagte er begeistert. Sie schlug die Augen nieder und lächelte sehr

glücklich. — „Sehn Sie, Johanna, schon heute morgen hab' ich es Ihnen gesagt: Sie werden zur Bühne gehn, und ich, Ihr Freund, werde dafür sorgen!"

Sie antwortete nichts, aber mit dem zufriedensten Ausdruck sah sie vor sich hin. Sie schien nur zu lauschen, wie er ihr das nun weiter ausmalen werde. Die Freude, ihm gefallen zu haben, in seinen Augen eine Künstlerin zu sein, löste sie ganz in Weichheit auf. Felseck legte eine Hand auf ihren Arm und führte sie, sein Lob über sie ausschüttend, vertraulich durch das kleine Zimmer auf und ab. Sie widersetzte sich nicht. Er stellte ihr vor, wie leicht es ihr sein werde, sich unter guter Leitung zu vervollkommnen; was für Beziehungen er zu mehreren der deutschen Hofbühnen habe; daß es ihm nicht fehlen könne, sie einer von ihnen zuzuführen. Still hörte sie alles an. Auf einmal schien ihm dann die Stimme zu versagen. „Aber wie eifersüchtig werd' ich sein," murmelte er mühsam, „wenn ich Sie, Johanna, allen Versuchungen überlassen soll!"

Sie hatte mehrmals dankbar zu ihm aufgeblickt; nun seufzte sie vor sich hin. Der schmelzende Ton nahm ihm die letzte Besinnung. Er legte seine Hand auf ihre Schulter, und indem er fortfuhr, mit ihr auf und nieder zu gehn, drückte er sie zärtlich an sich heran. Dem Mädchen schien alle Widerstandskraft gelähmt zu sein. Sie glühte sehr, sie machte aber keinen Versuch, sich ihm zu entwinden.

Endlich stand sie still und sagte leise mit aufgelöster Stimme: „Warum tun Sie das? — Warum halten Sie mich?"

Es war ein sanfter Vorwurf in ihrem Ton, der in Zittern verging. „Ach, Johanna!" erwiderte er, seiner

Gefühle nicht länger mächtig, „ich kann Sie ja nie wieder von mir lassen; es geht nicht!"

Er zog sie an seine Brust, und während seine Lippen sich öffneten, um noch etwas zu sagen, suchten sie ihren Mund. Ein tiefer Seufzer, der dem Mädchen entfuhr, erstickte unter dem unaufhaltsamen Kuß. Felseck, den seine eigene Bewegung zittern machte, hielt sie umschlossen und fühlte, wie sie bebte. Plötzliche, große Tränen stürzten ihr aus den Augen; sie duldete aber seinen Kuß und gab ihn ihm widerstandslos zurück.

Endlich ließ er sie selber aus den Armen. Sie sah ihn an, trat dann, ohne Hast, wie in schmerzlicher Ergebung in ihr Schicksal, auf das Fenster zu. „Ach, wie unglücklich werd' ich nun sein!" sagte sie nach einer beklommenen Stille.

„Warum werden Sie das?" fragte er verwirrt.

„Weil nun alles vorbei ist! — Weil Sie und ich nun wissen, daß ich — — Weil wir uns nun auf ewig trennen werden."

„Johanna! Nein!" rief er aus. „Was reden Sie nur!" Er trat zu ihr hin, suchte ihre schlaff niederhängenden Hände zu fassen. Sie wehrte ihn ab. Auf einmal entfuhr ihr ein erschreckender Schrei. Die Augen durch das Fenster in die Nacht gerichtet, starrte sie auf die Laterne, die draußen auf dem Markt neben der Brunnensäule brannte. Eine lange männliche Gestalt stand hell beleuchtet darunter und sah, ohne sich zu rühren, zu Johannas Fenster herauf. Das Mädchen hatte im ersten Blick den Vater erkannt. Er mußte die beiden am hellen Fenster gesehn, Felsecks zärtliche Vertraulichkeit bemerkt haben. Mit einer verzweifelten Gebärde floh sie vom Fenster weg, ins Zimmer

hinein. Auch Felseck trat zurück, sehr bestürzt, und suchte nach Worten, ohne sie zu finden.

„Gehn Sie! gehn Sie!“ rief Johanna. „Das sollte das Ende sein! — Gehn Sie, überlassen Sie mich meinem Schicksal!“

„Wie kann ich das? — Sehn Sie nicht, daß es unmöglich ist?“ murmelte er verstört.

„O mein Gott!“ sagte sie und fing an, die Hände zu ringen. „Warum mußte auch das noch über mich kommen! — Gehn Sie, wenn Sie ein Herz für mich haben — gehn Sie so weit weg, daß ich Sie nie, nie, nie wiedersehe.“

„Johanna! Und wenn ich Sie nun liebe — wenn ich nicht von Ihnen lassen kann! — Was hat er denn gesehn, das er nicht sehen dürfte. Es hat uns beide übermannt, Johanna. Du liebst mich, ich weiß es. Es ist unmöglich, daß ich mich von dir trenne.“

„Unmöglich! Wie kann es unmöglich sein? Wo gibt's auf dieser Erde etwas Unmögliches? — Sie werden mich verlassen, heut' oder morgen — und darum beschwör' ich Sie, lassen Sie es heut' geschehn!“

Der ganze Jammer ihrer Seele stand ihr auf dem Gesicht, aber zugleich auch eine Festigkeit, ein leidenschaftlicher Wille, den er nicht erwartet hatte. Er wollte sich ihr nähern, sie beschwichtigen; sie warf ihm die Hände abwehrend entgegen, dann sank sie plötzlich auf die Kniee hin. „Wenn Sie ein menschliches Herz haben,“ sagte sie flehend, „so verlassen Sie mich! Ich will Ihnen glauben, Ihnen vertrauen, wie keinem Menschen auf Erden — aber ich kann Sie nun nicht wiedersehn! Ich fühl' es, ich bin zu schwach — mein Gott, wie riß es mich hin — mein

Gott, wie schnell ist's um einen Menschen geschehn! — Er, er hat mich gewarnt — und dort unten steht er nun vor der Tür — Gehn Sie, verlassen Sie mich! Mein Vater, meine Mutter stehen um mich her — —"

Sie warf die Augen herum, als sähe sie sie in leibhaftiger Gestalt, als ständen sie beide da, um sie zu warnen. „Gehn Sie — ich weiß nun, wie leicht ein Mensch sich vergißt! Es ist vorbei zwischen Ihnen und mir. Es gibt keine Freundschaft, keine Bruderschaft — nichts als ewige Trennung!"

Sie lag noch immer auf den Knieen; Felseck stand heftig erschüttert da, er hatte weder den Mut zu bleiben, noch zu gehn. Indem er noch mit sich kämpfte, hörte er ein Klopfen an der Tür. Das Mädchen sprang erschrocken auf. Sie schien zu erwarten, daß ihr Vater eintreten werde. Doch die Tür ging auf und nur die Hausfrau, Johannas Freundin, erschien. Sie hielt ein zerknittertes Briefchen in der Hand und reichte es, ohne eine besondere Miene dabei zu machen, dem Mädchen hin. Mit etwas beruhigtem, aber entfärbtem Gesicht nahm diese das Papier in die Hand, das mit einer Oblate oberflächlich verklebt war, riß es auf, und übersah mit ein paar raschen Blicken, was darauf mit Bleistift geschrieben stand.

„Ich habe Dich nutzlos gewarnt! — Mein eigenes Kind verbannt mich aus seiner Nähe, also kann ich sein Schicksal nicht aufhalten. Ich sage nichts mehr, als Lebewohl — ob mit oder ohne Tränen, kann Dir nichts bedeuten. Noch heute abend reise ich ab; meine Nähe soll Dich nicht mehr beunruhigen, da sie nicht helfen kann. Du hast den Eigenwillen Deines Vaters und das Blut Deiner Mutter: Du wirst den Weg gehn, den diese Erb-

schaft Dir anweist. Mag denn unser beider Schicksal sich vollenden!"

Johanna hatte ausgelesen, sah nun mit weit offenen Augen zu Felseck hinüber und schien die Gegenwart der dritten völlig zu vergessen. „Gehn Sie, auf Niewiedersehn!" sagte sie, nicht mehr in flehendem, sondern in aufgeregt gebietendem Ton. „Gehn Sie, gehn Sie, ich will es!"

III

Als Felseck, verwirrt und betäubt, auf den Marktplatz hinauskam, fand er Gerhard nicht mehr. Der ganze Platz war verödet. Er ging durch die Nacht auf und ab, endlich durch die toten Gassen dem Gasthof zu, wobei er nichts vernahm als seinen eigenen Schritt. Hier fand er den Wirt noch wach, erfuhr, daß der Schauspieler wirklich im bestellten Wagen vor wenigen Minuten abgereist sei, und stieg zu seinem Zimmer hinauf. Die Ereignisse dieses Abends, der jähe Abschied von Johanna gingen auf Schritt und Tritt neben ihm her. Er wandelte auf seinem Teppich hin und wider, um sich müde zu machen, entkleidete sich und legte sich nieder, um unter der Decke Schlaf zu suchen. Aber die warme Nacht, oder die Glut in ihm selbst — er unterschied es nicht deutlich — ließen ihn weder so, noch so zur Ruhe kommen. Sein ganzes Wesen war entzündet, er sich selber fremd; eine Leidenschaft war in ihm lebendig geworden, die er vergebens bekämpfte. Erschütterung, Verlangen, Mitleid, Zärtlichkeit durchfluteten ihn; so lag er in ewigem Wechsel der Empfindungen da. Er schlief endlich ein, aber um bald von einem aufgeregten Traum geweckt zu werden. Im Wachen spann er ihn fort, sah sich mit dem Mädchen am Altar, den Ring mit ihr wechselnd, in der Kapelle der alten Burgruine, die er gestern gesehn, von der er ihr am Abend

erzählt hatte. Dann führte er sie durch den öden, modrigen Gang nach vorn, zu den besonnten Zimmern, die sie nun gemeinschaftlich bewohnen sollten. Er zeigte ihr die schöne Aussicht durch die Bogenfenster, und wie weltabgeschieden sie hier leben würden, obgleich ihnen die Welt so nahe sei — und fühlte, wie ihn diese Vorstellung entflammte. Nur daß er unmöglich im Ernst an den priesterlichen Segen denken konnte, der ihn in seiner Welt zum Gespötte machen, mit seinen adelsstolzen Verwandten entzweien, seine ganze Laufbahn zerstören würde. Er fühlte das — und konnte doch nicht verzichten. Er sah das Mädchen wieder vor sich, in hinreißender Leidenschaft ihn abwehrend, wie durch den Geist ihres Vaters gegen die Verführung gefeit: ein umso heftigerer, dämonischer Zauber zog ihn zu ihr hin. Die Unschuld seiner Gedanken war verschwunden; ihm schien Gift durchs Gehirn zu fließen und alle seine Vorstellungen zu verwüsten.

Spät am Morgen stand er endlich auf, fiebernd, müde, und doch unfähig zu ruhen, von wilden Plänen erfüllt, aber noch ohne Mut, sie auf all ihren Abwegen zu verfolgen. Er machte einen Versuch, Johanna wiederzusehn; die Hausfrau erschien, eröffnete ihm mit kurzen Worten, daß das Fräulein niemand sehen wolle, ihn am wenigsten, und zeigte ihm ein Gesicht, daß er sogleich den Gedanken aufgab, sie für sich zu gewinnen. Um diese Hoffnung gebracht kam er wieder heim, saß in seinem Zimmer und brütete vor sich hin. Es graute ihm vor seinen eigenen Gedanken. Er drückte die Augen zu; Johannas Vater schien ihm gegenüberzustehn und drohend zu wiederholen, was er ihm gestern geweissagt hatte. Verwirrt, verstört sprang er auf, faßte den Entschluß, die Stadt auf der

Stelle zu verlassen. Er setzte sich hin und schrieb einen Brief an den Oheim, den er für morgen erwartete: eine plötzliche Nachricht rufe ihn ab; er müsse fort, hoffe auf eine spätere Zusammenkunft an einem andern Ort. Den Brief übergab er dem Wirt, und bestellte einen Wagen für sich, der ihn nach Lohr schaffen sollte; von da auf der Eisenbahn weiter — er wußte noch nicht wohin. Gegen Mittag fuhr er endlich ab, schon widerstrebend und unwillig, aber die Furcht vor sich selbst trieb ihn in den Wagen hinein. Die Luft war drückend und schwül. In etwas umdunstetem, blendendem Sonnenschein rollte er auf der hellen Straße zwischen den dunklen Fichtenhöhen hin und sah dann wieder den Main, den er verlassen hatte, überflimmert aufblitzen. Sein Blut überhitzte sich. Er ließ halten, als er an ein Dorfwirtshaus kam, und eine Flasche Wein herausbringen, um die Glut zu löschen. Doch der herbe rote Trank war wie Öl, das er ins Feuer goß. Das Bild des Mädchens stand ihm vor Augen, wie wenn er es greifen könnte. Er seufzte still vor sich hin. Sie betrügen! dachte er; sie gewinnen um jeden Preis! Das zum Lohn dafür, daß sie dich liebt!

Einige Fuhrleute zogen peitschenknallend vorbei, die Schellen ihrer Pferde klangen durch die heiße Luft mehrtönig zusammen. Einer der Männer erhob seine noch jugendliche Stimme und sang ein verliebtes Volkslied im fränkischen Dialekt. Felseck hörte zu. Plötzlich leerte er sein gefülltes Glas, warf es über die Hecke an der Straße, und rief den vor dem Wirtshaus stehenden Kutscher heran, wieder umzukehren! Er wolle nach Wertheim zurück. Er wolle sogleich zurück. Der verwunderte Kutscher tat, was der Herr ihm befahl. Er stieg wieder auf. Der

Wagen wandte sich um, und noch von dem Verhallen der Musik begleitet rollte Felseck seinem Verhängnis zu.

Es war später Nachmittag geworden, als er zum zweiten Mal in dem kleinen Haus am Marktplatz erschien, einen Brief in der Hand, den er mittlerweile auf seinem Zimmer geschrieben hatte. Die Hausfrau kam ihm verwundert auf dem Flur entgegen und wiederholte ihm ungefragt, daß das Mädchen nicht zu sprechen sei. Er hielt ihr den Brief hin und ersuchte sie, mit bleichem Gesicht, dieses Blatt an das Fräulein abzugeben, er werde die Antwort erwarten. Die gute Dame ging befremdet hinauf. Felseck, von seiner Ungeduld gezogen, folgte ihr, sobald sie verschwunden war, und stand oben auf dem letzten Absatz der Treppe, horchend, wie seine Botschaft drinnen aufgenommen werde. Doch er hörte nichts. Nach einer Pause, die ihn unmäßig lang dünkte, kam die Hausfrau zurück, erschrak, als sie ihn so nahe vor sich stehen sah, und murmelte etwas widerwillig, das Fräulein Johanna habe sich bereit erklärt, ihn noch einmal zu sehn. Felseck erwiderte nichts. Er ließ sie die Treppe hinuntergehn, dann trat er an die Tür zu Johannas Zimmer, die nur angelehnt stand. Er versäumte aber nicht zu klopfen. Die wohlbekannte Stimme rief äußerst schüchtern Herein. Als er eintrat, sah er sie auf dem alten verschossenen Sofa sitzen, in demselben einfachen dunkelgrauen Kleid, in dem er sie am ersten Abend kennen gelernt. Die Gestalt war etwas in sich zusammengesunken, wie wenn die plötzliche Überraschung seines Briefs sie in einen hilflosen Zustand versetzt hätte; die langbewimperten Augen hatte sie niedergeschlagen. Er blieb an der Tür stehn,

machte sie hinter sich zu und fragte mit Anstrengung: „Darf ich kommen, Johanna?"

Sie nickte so schwach, daß er's kaum wahrnehmen konnte.

„Sie haben meinen Brief gelesen, Johanna?"

Das Mädchen hob ein wenig das Blatt, das sie in den Händen hielt.

„Sie haben mich gestern nicht reden lassen, haben mich heut' nicht angehört!" fuhr er mit etwas zitternder Stimme fort. „Wenn ich Ihnen da geschrieben habe, daß ich nicht ohne Sie leben kann und daß ich Ihnen meine Hand anbiete, so ist es nichts anderes, als was ich Ihnen schon gestern hätte sagen wollen. Aber Sie ließen mich nicht zu Worte kommen."

Das Mädchen antwortete nicht auf diesen Vorwurf, sondern sagte nur mit schwacher Stimme: „Sie kennen mich ja noch so wenig! Wie können Sie — — Es wird Sie wieder gereuen."

„Lassen Sie das meine Sache sein!" erwiderte er. „Um einen Menschen so gut zu kennen als not tut, sind oft Jahre zu wenig und halbe Tage zu viel. Wenn Sie nur ähnlich fühlen können wie ich, wenn Sie den Mut haben, mir — mir Ihr Lebensglück anzuvertrauen, so sagen Sie mir ein Wort!"

Sie sah nun endlich zu ihm auf und verriet durch den ersten Blick, daß sie alles das fühlte, was er wollte. Seine liebeglühenden Augen schienen sie nicht zu erschrecken. „Ach, mein Leben, mein Herz waren so leer," sagte sie leise vor sich hin, als wolle sie ihm erklären, wie sie sich so schnell habe entzünden können. „Aber S i e — — Es ist ein Unrecht von Ihnen, sich mit so einem armen, unbedeutenden, unglücklichen Mädchen zu belasten!"

„Wollen Sie mich erzürnen?“ unterbrach er sie und trat auf sie zu. „Ich weiß, was ich tue, Johanna. Ich bin — — Es mußte so sein! Wenn Sie mich lieben können, so geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie mich nicht länger wie einen Schulknaben betteln.“

„Wie einen Schulknaben!“ sagte sie, in seine Seele hinein verletzt. Sie stand auf und streckte ihm die plötzlich zitternde Hand entgegen; er zog sie an seine Lippen. „Ach, wie ist nur das alles möglich?“ seufzte sie tief verwirrt, als er sie selber dann mit beiden Armen umschlang. Die dunklen Ringe zeigten sich nun erst, die sich ihr in der letzten, kummervollen Nacht um die Augen gelegt hatten. Er drückte seinen Mund auf diesen tiefen Schatten, flüsterte ihr zu und nannte sie seine Braut; — auf einmal lief es kalt über sie hin. Ein Schauder schüttelte die schlanke Gestalt. Sie hob die Hände, schien sich unsicher auf den Füßen zu fühlen, sah nach dem Sofa zurück. Es war rätselhaft, was sie erschütterte. Als sähe sie einen Geist, der sie erschreckte, bedeckte sie sich die Augen, wandte sich hastig und machte sich von ihm los. „Johanna!“ rief er und strebte ihr nach. Sie wehrte ihn ab, ohne etwas zu sagen, und mit einem tiefen Seufzer, der ihr über die blassen Lippen quoll, lehnte sie sich in die Sofaecke hinein.

„Warum entfliehen Sie mir wieder?“ sagte Felseck und stand vor ihr da.

„Ach — ich entfliehe ja nicht!“ antwortete sie.

„Kannst du mich nicht lieben?“

„Doch!“ sagte sie tonlos. „Ich verberg' es ja nicht.“

„Und was fürchtest du?“ fragte er, obwohl ihn selber seine Frage verwirrte.

„O mein Gott!“ war alles, was sie erwiderte. Sie sah auf den Boden hin.

Ihr Anblick erschütterte ihn. „Johanna — meine Braut!“ flüsterte er. „Warum durchzuckt dich das so; — es ist Wahrheit, bei Gott!“ In diesem Augenblick schien es ihm die reinste Wahrheit zu sein. Es war ihm, als könnte er sich ihr zu Füßen werfen. „Johanna — hör mich an!“

„Ich höre ja,“ murmelte sie halblaut.

„Ich kann nicht ohne dich leben! Es ist wie ein Schicksal über mich gekommen! — Aber das steht in dem Brief. Du hast ihn gelesen. Es steht auch drin — daß ich dir ein Opfer zumuten muß.“

„Ja!“ sagte sie und nickte.

„Ich muß dir erklären, was das heißen soll! — Ich bin noch kein freier Mensch. Die Verhältnisse — — Wenn du also Liebe genug für mich hättest, die Meine zu werden, ohne daß die Welt es erfährt — bis die Zeit für mich gekommen ist, offen vor meine Mutter, vor meine Verwandten mit dir hinzutreten.“

Sie unterbrach ihn nicht, sie horchte, was er weiter sagen werde.

„Nicht daß ich dir zumuten wollte, den priesterlichen Segen zu entbehren — wenn dein Herz ihn verlangt!“ — Nein, es soll alles geschehn, was sie will! sagte er zu sich selbst, um die Beklemmung von sich abzuschütteln, die sich ihm um die Brust legte. Ich belüg' sie nicht! — „Du hörst doch, Johanna. Ich mute dir das nicht zu. Nur das eine wär' mir unmöglich, das Geheimnis unsrer Liebe — unsrer Ehe — sogleich vor den Menschen aufzudecken.“

Er erwartete ihre Antwort. Sie blieb still. Es schien sich kein Widerspruch in ihrer Seele zu rühren, der Blick in eine dunkle Zukunft schien sie nicht zu erschrecken; aber langsame Tränen kamen ihr in die Augen und flossen ebenso langsam über die Wangen hin. So saß sie eine Weile da; plötzlich hob sich ihre Brust gewaltsam, und ein heftiges Schluchzen brach aus ihr hervor. Sie stand auf, beunruhigt, wie über sich selbst befremdet. „Ich will alles tun, was du willst," sagte sie hastig; „nur jetzt laß mich schweigen! Geh; laß mich allein! — Es ist über mich hereingebrochen wie die Nacht. Ich weiß nicht mehr, wer ich bin. Geh, ich muß mich fassen, mich auf mich selber besinnen!"

„Du willst dich anders besinnen!" fiel er ihr ins Wort.

„Nein! Nein! Wer sagt das? — Ich hab' keinen Willen mehr — nur den einen, daß du mich jetzt verlassen sollst. Es ist so viel in mir — das sich fassen muß! Hab' ich dir nicht vertraut? Nun vertrau' auch mir!"

Er stand widerstrebend da; doch ihr Blick, ihr wieder hervorbrechendes Schluchzen machten ihn waffenlos. Er wußte nichts zu erwidern. Ihr ganzes Benehmen, fremder, rätselhafter, als er's erwartet hatte, nahm ihm selber die Fassung. Sie hatte sich ihm genähert, faßte ihn an der Hand und führte ihn mit halbbewußter Hast zur Tür, nur noch mit einem aufgeregten Blick ihm den Abschied zuwinkend. Er widersetzte sich nicht. „Ich gehe, weil du es willst!" murmelte er verwirrt. „Ich lasse dir Zeit! Aber du bist, du bleibst mein!"

Sie nickte stumm und blieb stehn, während er die Tür öffnete und zögernd hinaustrat. Er sah nur noch, wie sie

sich die Hände vor die Augen legte; dann wandte er sich zur Treppe und stieg rasch hinab.

Der Abend sank schon über den Marktplatz herein, die Röte des westlichen Himmels leuchtete ihm entgegen. Ein frischerer Luftzug empfing ihn draußen und kühlte ihm etwas das durchglühte Gesicht. Er sah sich unter dem freien Himmel allein. Die Brunnensäule stand ihm im Weg; er lehnte sich gegen sie, wandte sich zurück und blickte nach Johannas Fenster hinauf. Hinter den kleinen Scheiben sah er es dunkler und dunkler werden, dann einen Lichtschein aufleuchten. Es war ihre Kerze, die sie anzündete. Er sagte sich das, und es war ihm, als erwachte er nun endlich aus einem phantastischen Traum. Die Kerze ging hin und her; Johanna schien durch ihr Zimmer zu wandeln. Ihre unsichtbare Gestalt schwebte vor seinen Augen. Es faßte ihn ein beklemmender, körperlicher Schmerz, daß er sie so verlassen hatte. Wie ein Knabe bin ich davongegangen! dachte er, indem er die Lippen bewegte. Er begriff sich nicht; er hatte sich nie so gekannt. Die ganze Leidenschaft durchfloß ihn wieder; ein Feuer, das ihn verzehrte, das, vom Bann ihrer Gegenwart befreit, umso höher emporschlug. Er riß sich endlich los, kehrte die Augen von ihrem Fenster ab und schritt durch die nächtlich dämmernden Gassen hin. Wilde Vorstellungen flogen wie Nachtvögel um ihn her. Es fiel ihm sonderbarerweise, ohne daß er es suchte, alles ein, was er je von Entführungen gehört und gelesen hatte. Die Luft deuchte ihm wieder heiß. So ging er langsam seinem Hause zu, den Hut zurückgeschoben, um die Stirn zu kühlen, die Augen am Boden hin, willenlos Gedanken hingegeben, die wie unlöschbare Flammen in den Winkeln seines Ge-

hirns aufzuzüngeln schienen, verschwanden und wieder emportauchten. „Ich will nicht; ich muß!" sagte er vor sich hin. „Johanna, du bist mein, ich kann dich nicht lassen!"

Er kam in den Gasthof und die Treppe hinauf und auf den Korridor, den eine entfernte Lampe schwach erhellte. Als er die Tür zu dem Vorzimmer öffnen wollte, das in sein Schlafgemach führte und unbewohnt war, wunderte ihn, daß er durch das Schlüsselloch Licht in diesem Zimmer bemerkte. Doch es mochte jemand von der Dienerschaft sein, der drinnen etwas zu tun hatte. Er öffnete — und blieb vor Überraschung auf der Schwelle stehn. Eine Gestalt wie aus dem Märchen saß auf einem Stuhl an der Wand: grau von oben bis unten, graues Haar, graue Augenbrauen, grauer Rock, graue Beinkleider; selbst die staubbedeckten Stiefel schienen grau zu sein. Felseck erkannte den Verwalter jener alten Burgruine, der ihm schon dort wie eine symbolische Märchenfigur erschienen war. Eine kleine Blendlaterne stand neben ihm auf dem Boden und beleuchtete ihn notdürftig von unten herauf. Der Alte schien auf Felseck gewartet zu haben, denn sowie er ihn eintreten sah, erhob er sich, machte ihm eine von den steifen Verbeugungen, die Felseck schon damals belächelt hatte, und nahm seinen grauen Hut in beide Hände.

„Ich hatte mir erlauben wollen, gnädiger Herr," sagte er äußerst ehrerbietig mit seiner etwas heiseren Stimme, „Ihnen als hohem Reisenden meine Dienste zur Besichtigung dieser Gegend anzubieten. Ich hab' oft die Ehre, hochgeschätzte Fremde umherzuführen und ihnen alles Merkwürdige dieser Gegend zu zeigen."

Felseck trat näher. „Erkennen Sie mich nicht mehr?"

fragte er mit zerstreutem Lächeln. „Ich hab' Ihre Ruine erst vor zwei Tagen gesehn, sie zwei Stunden lang mit Ihnen durchstöbert. Wenn das die Merkwürdigkeit dieser Gegend ist, dann werden Sie an mir wenig mehr verdienen."

„Ja freilich, ja allerdings, nun kenne ich Euer Gnaden!" erwiderte der Alte, indem er seine Brauen in die Höhe zog. „Ei, wenn ich das vermutet hätte; wenn ich das geahnt hätte! Ein so gelehrter, mittelalterlicher, wißbegieriger Herr! — Vom Kellner hatt' ich mir nur sagen lassen, es sei ein hoher Reisender da, Numero 25, der von meiner Dienstwilligkeit vielleicht Gebrauch machen werde. Und so bin ich heraufgegangen, dero Rückkehr zu erwarten, mich Ihnen als Cicerone dieser Gegend anzubieten. Vielleicht auch wegen jener Ruine und der drei schönen Zimmer — — aber ich fürchte, ich falle Euer Gnaden zur Last."

„Ich bin heut' allerdings nicht der Mann für Sie!" erwiderte Felseck und ging, von seiner innern Unruhe getrieben, im Zimmer umher. „Es tut mir leid, daß Sie sich herbemüht haben! Übrigens, wie können Sie Fremdenführer sein, da Ihre alten Knochen eher verpflichtet wären, sich zur Ruhe zu setzen?"

„Darauf ließe sich wohl allerlei erwidern!" sagte der Alte umständlich, mit einem eigenen Lächeln. „Es steckt noch mehr Leben in den alten Knochen, als Euer Gnaden die Gewogenheit haben ihnen zuzutrauen! Und da sich außerdem in meiner alten Ruine etwas verändert hat, da ich für die drei Zimmer, das bekannte kleine Asyl der Liebe — Euer Gnaden erinnern sich — einen neuen Herrn suche —"

Felseck horchte auf. „Einen neuen Herrn? Sagten

Sie nicht, diese Zimmer seien an einen unsichtbaren Besitzer vermietet, es könne kein andrer drin wohnen?"

„Dieses hab' ich gesagt," erwiderte der Alte; „aber tempora mutantur, wie es im Sprichwort heißt! Heut' morgen hat man mich wissen lassen, daß jener unsichtbare Besitzer — seinen Namen auszusprechen geziemt mir nicht — daß er plötzlich mit Tode abgegangen ist, ohne dieses sein ehemaliges Asyl noch einmal wiederzusehn. Und daß er mir die Möbel vermacht und mir somit freigestellt hat, selber in besagten Zimmern zu hausen. Aber ich bin kein junger Mensch, gnädiger Herr! Für mich ist das alte Kämmerchen neben dem Portal grade recht. In den schönen Zimmern mit den roten Vorhängen, mit den Himmelbetten, da sollte nur eine glückliche Jugend wohnen — so wie's ehemals war — so eine romantische Jugend wie Euer Gnaden, die das Leben zu genießen weiß."

Der Alte sah den jungen Mann bei diesen Worten aufmerksam an. Felseck machte eine plötzliche Bewegung, von dem Gedanken getroffen; doch er versank in sich und erwiderte nichts.

„Soll ich kein Glück haben mit Euer Gnaden?" fing der Alte nach einer Pause wieder an. „Wissen Sie mir niemand zu sagen, dem mit so einem Liebesasyl, wie Sie's damals nannten, gedient sein möchte? Sie sehn aus wie ein leibhaftiger Liebesgott, gnädiger Herr; steckt Ihnen nicht irgend eine kleine Phantasie im Kopf, die nicht für die neugierige Welt gemacht ist? Ich kannte einmal einen Herrn — in einer großen Stadt — der hatte an nichts in seinem Leben einen so großen Spaß, wie an der Zeit, wo er mit seinem Schätzchen oben im Kirchturm wohnte, beim Türmer; ein paar Wochen lang. Ich

war sein Helfershelfer, trug ihm alles hinauf: Bücher, Wein, gute Speisen, Gitarre und Flöte; o, sie lebten wie im Paradies. Und dann jener Unsichtbare, der nun gestorben ist! Was für Tage waren das, als der großmütige Herr mit seiner Schwarzäugigen angezogen kam und unser altes Getrümmer so lebendig wurde, wie's nur in Märchen und Geschichten steht! — Eh nun, er hatte auch seinen Grund, sich so ein heimliches Nestchen auszusuchen. Das Vögelchen, das mit ihm geflogen kam, war im Anfang scheu, seufzte kläglich und gebärdete sich. Aber das verging! — — Es lebe die Jugend! sag' ich. In der Jugend lebt man noch; später s p r i c h t man davon."

Felseck sah dem beredt gewordenen alten Herrn aufgeregt ins Gesicht, strich sich das Haar zurück, öffnete die Weste und ging mit langsamen Schritten durch das Zimmer hin. Er blickte so vor sich nieder und bemerkte nicht, daß die Augen des andern ihm beständig folgten, mit einem Ausdruck, der ihn wohl befremdet hätte. Nach einer Weile blieb er wieder stehn, ein ungewisses Lächeln im Gesicht. „Alter Versucher!" sagte er in flackernder Heiterkeit. „Es steckt mehr in Ihnen, als ich dachte! — Wenn ich nun so ein junger Liebesgott wäre, wie Sie ihn brauchen können, wer steht mir für Sie ein? Wer gibt mir die Sicherheit, daß Sie eine ebenso verschwiegene alte Ruine sind, wie Ihre Burgmauer da oben?"

Der Alte, so sehr er auf ein Entgegenkommen des andern gerechnet hatte, schien doch über diese heißblütige Art betroffen zu sein. Er hatte eine Bewegung zu unterdrücken, die dem Edelmann nur nicht auffiel, weil diesen seine eigene Gedankenjagd beschäftigt hielt. Indem er sich wieder faßte, antwortete er: „Gnädiger Herr! wär'

ich noch ein junger Fant, so möchte es eine sehr angebrachte Vorsicht sein, nach meiner Befähigung für stumme Rollen zu fragen. Ich will mich hier vor Euer Gnaden nicht rühmen; aber ich hab' manchen Herrn gehabt, der für seine Geheimnisse durchaus keinen Mitwisser brauchen konnte, außer mich allein. Es hat mir einer von ihnen — ich halt' es nicht für geziemend, Namen zu nennen — zuweilen im Scherz gesagt: Du bist wie ein Abgrund, alter Schurke; man kann alles in dich hineinwerfen, es kommt nichts wieder heraus! So war ich, gnädiger Herr — und so bin ich noch. Wollen Sie mich auf die Probe stellen, so werden Sie einen Mann an mir finden, der allerlei gelernt hat, der sich keine unnützen Skrupel macht" — dabei lächelte er, als verstehe sich das von selbst — „und der vier Ohren und keinen Mund hat."

Felseck warf sich auf den Stuhl, auf dem der andre vorhin gesessen hatte. „Sie scheinen mir so ein alter Biedermann zu sein, den man schwer von einem Spitzbuben unterscheidet!" sagte er mit wilder Laune.

Der Alte lächelte stumm.

„Wie heißen Sie?"

„Wachsmuth."

„Ich könnt' Sie einmal auf die Probe stellen, Wachsmuth; es könnt' einmal geschehn!" — Felseck sprang wieder auf und ging durch das Zimmer hin. Es entstand eine lange Pause, die der Alte nicht unterbrach. „Wer vertritt jetzt Ihre Stelle da oben?" fragte Felseck endlich. „Wer bewacht Ihre geerbten Schätze?"

„Eine alte Frau aus dem nächsten Dorf; eine zuverlässige Person, die ich kenne wie meine Tasche."

„Setzen Sie den Fall, ich käme dieser Tage mit —

mit noch jemand hinauf: so wär' es sehr überflüssig, diese Person in unsrer Nähe zu haben."

„Ich würd' sie nach Hause schicken," antwortete der Alte.

Felseck murmelte etwas in sich hinein, das der andere nicht verstand. Er zog dann, wie von einem neuen Gedanken überrascht, den Brief aus der Tasche, den Johanna gestern von ihrem Vater erhalten und ihm beim Eintritt gezeigt hatte. Langsam und zögernd schlug er ihn auseinander. Endlich sagte er, einen möglichst kalten Blick zu dem Alten hinüberwerfend: „Haben Sie besondere Talente, Wachsmuth?"

„Wie verstehn Sie das, gnädiger Herr?"

„Können Sie verschiedene Handschriften schreiben? Ich meine: nicht bloß Ihre eigne, sondern gelegentlich auch die von andern Leuten?"

Der Alte bemerkte die fieberhafte Erregung auf Felsecks Gesicht. Mit einem Blick auf den entfalteten Brief, wie wenn er aus der Entfernung dessen Inhalt erraten könnte, antwortete er ohne Besinnen, doch mit etwas erzwungener Ruhe: „Ich glaube, daß ich Euer Gnaden auch in dieser Eigenschaft gut bedienen werde! Man hat in allerlei Verhältnissen des Lebens allerlei Übung gehabt."

„Wie gesagt, es könnte sein, daß ich Sie auf die Probe stellte!" fing Felseck wieder an. Ich muß etwas tun! dachte er. Ich muß etwas tun! — Er richtete sich höher auf: „Sie sind hier im Ort bekannt. Kennen Sie auch die Frau Z..., die Witwe, die am Marktplatz wohnt?"

„Ich kenne diese werte Persönlichkeit nicht, Euer Gnaden; aber ich kenne ihr Haus."

„Beschreiben Sie es!"

Der Alte beschrieb es mit umständlicher Genauigkeit.

Felseck unterbrach ihn: „Es ist gut! — Sie wissen auch, daß sich bei dieser Witwe eine junge Dame einquartiert hat?"

Ohne zu antworten, schüttelte der Alte langsam den Kopf.

„Sie haben noch nicht davon gehört; — es kommt auch nicht darauf an. Diese junge Dame —! — Aber Sie erraten das schon. Dieser jungen Dame könnte es von Vorteil sein — wenn man ihr einen kleinen Brief zukommen ließe, der vielleicht" — er lächelte aufgeregt — „der vielleicht nicht ganz wahr ist."

„Ich verstehe!" antwortete der Alte, ohne sich zu rühren.

„Es käme übrigens nur auf einen Versuch an, ob Sie der Mann sind, für den Sie sich ausgeben!" — Felseck trat näher an die Laterne heran und las den hervorgezogenen Brief noch einmal durch. Dann riß er die Unterschrift, Gerhards Namen, ab, und den Brief selber in drei lange Stücke von oben nach unten entzwei, so daß es unmöglich war, aus einem dieser Streifen den Inhalt des Briefes zu enträtseln. „Wenn ich Ihnen dies Stück Papier in die Hand gebe," sagte er und hielt dem andern einen der Streifen hin, „getrauen Sie sich, heut' oder morgen dieselbe Handschrift zu schreiben?"

Der Alte wandte sein Gesicht einen Augenblick ab. Er hielt sich das Papier näher an die Augen, wie um es genauer darauf anzusehn; endlich erwiderte er: „Noch heut', gnädiger Herr! Diese Handschrift zu schreiben ist für mich keine Kunst. Wenn Sie mir die Ehre eines Versuchs erweisen wollen, so werden Sie mit mir zufrieden sein."

„Sogleich?" fragte Felseck und näherte sich seiner Tür.

„Sogleich, gnädiger Herr!“

Felseck stieß die Tür zu seinem Zimmer auf, ging voran und machte Licht. Dann bedeutete er dem ehrerbietig wartenden Alten, gleichfalls einzutreten. „Setzen Sie sich an diesen Schreibtisch!“ sagte er hastig. „Setzen Sie sich! Nehmen Sie die Feder und diesen Bogen Papier. Dieses Briefpapier. Es handelt sich um nichts als einen Versuch! Studieren Sie noch einmal Ihr Vorbild, und dann schreiben Sie, was ich Ihnen diktiere.“

„Ich bin ganz bereit,“ entgegnete der Alte.

Felseck setzte sich auf sein Sofa. Weit vornübergebeugt, die Hand im Bart, murmelte er mit halber Stimme: „Schreiben Sie! — — ‚Ich habe auf Dich verzichten wollen, habe Dich verlassen; aber ich fühle nur zu deutlich, daß es unmöglich ist. Nenne das Egoismus oder Liebe, mir gilt es gleich; ich muß tun, was ich nicht lassen kann. Da Du mir nicht freiwillig folgen willst, so muß ich meine väterliche Gewalt‘ — — Warum schreiben Sie nicht weiter? — Was haben Sie; zittert Ihnen die Hand?“

„Mir war etwas in die Feder gekommen,“ antwortete der Schreiber. „Darum hielt ich an; — um es auszuspritzen. Wollen Euer Gnaden nur fortfahren.“

„Schreiben Sie hin, was ich Ihnen sagte! — ‚So muß ich meine väterliche Gewalt gegen Dich aufbieten, und die Gerichte werden mich beschützen. Ich bin fest entschlossen, sage ich Dir, mit Güte oder mit Gewalt meine Rechte geltend zu machen. Also entscheide Dich! Übermorgen treffe ich wieder ein, und dann will ich sehn, ob Du mir freiwillig oder gezwungen folgen wirst.‘“

Der Alte hielt an, mit plötzlich gerötetem Gesicht. Es war, als ob er den Tisch von sich stoßen und auf den andern zustürzen wolle. Indessen Felseck, vor sich in die Luft starrend, nahm nichts davon wahr. Als er wieder aufblickte, sah er den grauen Mann mit der alten ruhigen Miene weiter schreiben, einen letzten, langen Schnörkel ziehen und die Feder aufs Tintenfaß legen. Durch ein kurzes Murmeln deutete er hierauf an, daß er fertig sei.

„Sie haben das alles geschrieben?" fragte Felseck, stand auf und trat an den Tisch.

„Nach Euer Gnaden Befehl; — ich sehe aber, es sind noch einige kleine Flüchtigkeiten, Unbehilflichkeiten drin. Wenn ich's zum zweiten Mal zu schreiben hätte, sollte dergleichen nicht mehr zu finden sein."

Felseck nahm den Briefbogen in die Hand, hielt die Schrift des Schauspielers daneben, und schüttelte vor Verwunderung den Kopf. „Es ist gut so; ich finde nichts daran auszusetzen!" antwortete er. „Sie sind ein gefährlicher Schurke; ein Schriftgelehrter."

Der andere lächelte.

„Es braucht keine **Unterschrift**!" sagte Felseck halblaut zu sich selbst. Mit etwas zitternden Fingern faltete er den Briefbogen zusammen, bis er die Form eines kleinen Billetts angenommen hatte, ließ einen Tropfen Siegellack auf die Öffnung fallen und drückte den Finger darauf. Eine Weile spielte er dann mit dem Billett zwischen zwei Fingern. Der Schweiß tropfte ihm an den Schläfen herab. „Wachsmuth!" sagte er zuletzt mit kalter Stimme.

„Gnädiger Herr!"

„Wachsmuth, ich nehme Sie in meinen Dienst. Von

diesem Augenblick an. Ich denke, Sie werden es meiner Großmut überlassen, wie ich Sie honoriere."

Der Alte verneigte sich steif.

„Sie können den Leuten sagen, daß Sie mich auf einige Ausflüge begleiten sollen."

„Wie Euer Gnaden befehlen!"

„Für heute nacht — in den Vorzimmern da ist Platz. Lassen Sie sich ein Bett hineinstellen — — Was machen Sie für ein sonderbares Gesicht?"

„Daß ich nicht wüßte," murmelte der Alte.

„Sie machten ein ganz absonderliches, finsteres, verzirkeltes Gesicht! — Lassen Sie dergleichen. Entschuldigen Sie sich nicht. Hier ist für heut' abend noch etwas zu tun: diese Probeschrift, sehn Sie — es ließe sich Gebrauch davon machen."

„Euer Gnaden haben nur zu sagen, was damit geschehen soll."

Felseck gab ihm das Billett in die Hand.

„Ich sehe wohl!" sagte der Alte und betrachtete es; „aber die Aufschrift fehlt."

„Die Aufschrift! — Wozu eine Aufschrift! Sie gehn mit diesem Stück Papier zu dem Haus am Marktplatz, das Sie mir vorhin beschrieben haben, und geben es ab. Für das junge Fräulein, das dort eingezogen sei. Auf weiteres lassen Sie sich nicht ein, lassen sich nicht sehn! Sowie Sie es in gute Hände gelegt haben, machen Sie sich davon. Und dann kommen Sie wieder her, um mir zu berichten."

„Alles dies soll geschehn!" erwiderte der Alte langsam und wandte sich mit dem Billett zur Tür.

„Ich werde unterdessen Befehl geben, daß man Ihnen

ein Nachtlager aufschlägt!" sprach Felseck hinter ihm her. Er stand in seiner geöffneten Weste, mit dem herunterhängenden Halstuch, den glühenden Lippen und Wangen, den brennenden Augen wie von einem Fest heimgekehrt, wie von Wein trunken da. Den Alten überlief ein schaudernde Gefühl; ohne Erwiderung kehrte er sich ab und trat über die Schwelle.

IV

Johanna und ihre Hausfrau saßen noch unten im Wohnzimmer der letztern auf; die Lampe stand zwischen ihnen auf dem weißbedeckten Tisch, brannte hell zu ihrer Arbeit und leuchtete durch die unverhängten Fenster auf den Marktplatz hinaus. Die Mehrzahl der Häuser war schon dunkel geworden; umso wärmer schien dieses Lampenlicht wie ein gelblicher Stern durch die Nacht, und fiel dem Schauspieler zuerst ins Auge, als er von der Straße auf den Platz hervortrat. Es kam ihm auf einmal selber fast gespenstisch vor, in dieser grauen Maske, in der er sich bei seinem Widersacher eingeschlichen hatte, über den öden Markt und zu seiner Tochter zu gehn. Der Brief zitterte in seiner Hand. Er blieb stehn und dachte, was für eine Zumutung es für ihn sei, diese Lüge, von seiner eignen Hand geschrieben, seinem eignen Kind ins Haus zu tragen, um es so seinem Schicksal in die Arme zu treiben. Die so lange unterdrückten Gefühle überströmten ihn. Er sah zurück, als könne er das Haus noch sehn, in dem er Felseck zurückgelassen hatte; die Maske war gleichsam von seinem Gesicht gefallen, in der ganzen Leidenschaft seiner eigenen Züge trat der Haß auf den Verführer hervor. Die grauen Haare schüttelnd, als wären sie auf seinem eignen Haupt gewachsen, und die Hände ballend, daß sie den Brief fast

zerknitterten, fühlte er eine Erleichterung, wenigstens Flüche vor sich hin zu murmeln, die in der Nachtluft ungehört wieder untergingen. Es währte aber nicht lange. Er stieß Seufzer aus und sah mit dem schmerzlichsten Ausdruck auf die Steine nieder. Ach, was heißt das alles? — Ich war so, wie er ist! Es gibt nichts Neues; es war alles schon da. Wenn man jung und vor Verlangen wahnsinnig ist, nennt man dergleichen nicht Schandtaten, sondern verliebten Betrug! — Dieser Brief da — wenn ich ihn abgebe — der wird sie trotzig machen, bis sie sich nicht mehr kennt. Und dann wird ihr Jüngling kommen und sagen: Wozu weinst du, ich mach' dich ja frei! Du entfliehst mit mir; ich weiß einen Platz, wo er dich nicht findet! — Und sie wird sich sträuben, weil sie tugendhaft ist. Und dann wird er sagen: was geschieht dir denn; nichts auf der Welt ist mir ja so heilig, wie deine Ehre! Und nachdem er das beschworen hat, trocknet sie sich die Tränen, sieht ihn vertrauensvoll an — und die Nacht und der Wagen kommen, um sie zu entführen. Und da steht sie dann mit ihm, da oben in der luftigen Ruine, in der hochzeitlichen Einsamkeit — und wo bleibt der Schwur! Er liegt zu ihren Füßen, er liebt sie ja, er kann ihn nicht halten!

Nein — er kann ihn nicht halten! wiederholte Gerhard mit Bitterkeit gegen sich selbst, legte sich die Hand an die Augen und weinte wie ein Kind. Er war aufgelöst. Seine Vergangenheit stand ihm vor der Seele.

Durch die Tropfen, die seinen Blick trübten, sah er das Lampenlicht gebrochen herüberschimmern; er glaubte den Kopf seiner Johanna zu sehn, es ging ihm wie ein

leiser, langer Stich durch die Brust. Ich hab' ja noch den Brief! sagte er nach einer Weile vor sich hin. Wer zwingt mich, ihn hinzutragen? Wenn ich nun zu ihr gehe und sage: Da bin ich, das da hat e r mir diktiert, der ärgste Verräter ist er, den die Sonne bescheint —? — Aber er lächelte schmerzlich über den Gedanken und wiegte langsam den Kopf. Wer bin ich denn? Nichts als ihr Vater, den sie verstoßen hat! — Und mit Recht, mit Recht; mit vollkommenem Recht! Ein Vater muß doch auch ein Mensch sein; das war ich nicht gegen sie. Und wenn ich mit dem Brief da komme und verklage den, den sie liebt — warum soll sie mir glauben? Nach mir wird e r kommen und mir ins Gesicht sagen, daß ich ein wahnwitziger Narr, daß ich ein Lügner bin, daß es nie Gemeinschaft gegeben hat zwischen mir und ihm. Und sie wird ihm glauben, nicht mir. Nein — den Becher muß ich bis zu Ende trinken! Spielen, heucheln, dienen, tun, was man mir sagt; unter meiner Maske ersticken — bis ich ihn habe, bis ich sagen kann: so, jetzt entlarv' ich dich — und so rett' ich mein Kind! — So rett' ich mein Kind! murmelte er in neuer Bewegung, unter neuen Tränen.

Es schien ihm ein tröstlicher Gedanke, für sein Kind zu leiden und mit den Qualen dieser Tage Vergangenes abzubüßen. Wie oft hatte er vordem Schmerzen gespielt, die er nicht empfand, oder vor der Menge die wehevolle Erhebung reiner Trauer gepriesen, ohne von ihr zu wissen. Nun stand er in dieser letzten Rolle da, wirklichen Kummer im Herzen, und fühlte, was für ein süß schmerzlicher Lebensquell darin floß. Eine dumpfe Seligkeit quälte und stärkte ihn. Er strich den Brief wieder glatt, ordnete sein verwirrtes Haar, und ging über den Platz auf das leuchtende

Fenster zu, mit einer Empfindung, als sei er in Wirklichkeit verwandelt und beginne sein Leben von vorn. Die Nachtluft, die Dunkelheit, seine eigenen Schritte, alles wirkte auf ihn ein. Er suchte leiser und leiser zu gehn, als er näher kam, er hätte sich in den unhörbaren Schatten seines Ich verwandeln mögen.

Ein hoher Gummibaum breitete sich hinter dem Fenster aus; nur zwischen seinen großen dunklen Blättern durch sah man ins Zimmer hinein. Gerhard stand hart am Fensterrahmen und hob sich auf den Zehen. Die beiden Frauen saßen sich still gegenüber; die Ältere auf dem Sofa, scheinbar gedankenlos strickend, Johanna auf einem altmodischen Stuhl, sanft über eine Näharbeit gebeugt, ohne sich zu bewegen. Sie war blaß, und ein schwerer, sorgender Zug stand ihr zwischen den Augen. Gerhard sah es; im stillen tat's ihm wohl, sie nicht heiter und glücklich zu sehn, und doch rührte es ihn auch tief. Er betrachtete sie, wie ein Verliebter sein Mädchen, Zug für Zug; die stark gewölbte Stirn, die durch die Brauen zusammengepreßten Augen, deren schönes Blau er jetzt nicht sehen konnte; die fast zu zierliche Form der Nase, von der Mutter geerbt, daneben die lange dunkelbraune Locke, die über den etwas verzogenen, regelwidrigen, und doch so sonderbar reizenden Mund ihren Schatten warf. Sie saß da, und war sein Kind! — Eine wundersame Trunkenheit übermannte ihn. Es fielen ihm all die Abende ein, an denen er so, oder ähnlich, irgend ein geliebtes, heißbegehrtes Mädchen belauscht hatte. Nun stand er a u ch da, aber ohne Taumel der Sinne. Nichts als Liebe im Herzen, aber ein rätselhaft reines, heiliges, noch nie empfundenes Gefühl, das ihn sanft überschauerte. Er ließ es über sich hinrieseln.

In einem langen Seufzer erleichterte sich endlich seine Brust. Der Schmerz seiner Verlassenheit war doch zu groß, die Seligkeit des Vatergefühls konnte ihn nicht ersticken.

Im Zimmer hatte man, wie es schien, diesen Seufzer gehört: Johanna stand auf und kam auf das Fenster zu. Er fuhr zusammen und wandte sich schnell zur Haustür, die noch offen stand. Die Hausfrau ging auf ihren schlurfenden Schuhen an die Zimmertür, öffnete und fragte, ob jemand da sei, und wer. Sich mit einiger Mühe fassend trat er vor, ohne sich das Licht ins Gesicht fallen zu lassen, hielt das Briefchen hin und murmelte, dies habe er an das Fräulein Johanna abzugeben und weiter nichts. Die Frau nahm den Brief. Sie schien ihn fragen zu wollen, von woher das komme. Doch da er nun auch sein Kind sich nähern sah, verließ ihn wieder die Fassung; er stammelte gute Nacht und schob die Zimmertür von außen wieder ins Schloß; dann schwankte er eilig hinaus. Alle Trunkenheit war erlöscht, nur noch die elende Wirklichkeit beklemmte ihn. „Vater ohne Kind!" stöhnte er vor sich hin. Er kam sich vor wie ein böser Geist, der nirgend zu Hause ist, der in einer Maske zwischen den Menschen herumschleicht, um sie zu täuschen, zu äffen. Es schien ihm unerträglich, wieder zu Felseck hinaufzugehn, seine Rolle weiterzuspielen, sich da oben im Vorzimmer gehorsam auf sein Bedientenbett hinzustrecken. Dann richtete ihn wieder der Gedanke auf: Du trägst das für dein Kind! Es geschieht dir recht; es ist Logik darin! — Du darfst nicht ruhen, bis du sie gerettet hast; du bist ihr Vater, du mußt sie beschirmen!

Als er hinaufkam, fand er Felseck schon halb entkleidet,

in seinem Lehnstuhl ausgestreckt; sein Gesicht zeigte, daß er mit Ungeduld gewartet hatte. „Hat man Sie gesehn?" fragte er, nachdem Gerhard berichtet, daß der Brief in den rechten Händen sei. „Hat die junge Dame Sie gesehn?" — Gerhard schüttelte den Kopf. „Es ist gut! es ist gut!" sagte Felseck, und entließ ihn mit einem kurzen Gute Nacht. Darauf schloß er die Tür. Doch hörte ihn Gerhard noch lange auf und nieder gehn und von Zeit zu Zeit mit sich selber sprechen. Es stand eine alte Bettstatt in dem Vorgemach, mit dem Notwendigsten kärglich genug versehn. Gerhard lächelte über sein Schicksal, entkleidete sich und legte sich hinein. Es kam kein Schlaf über seine Augen. Die Nacht ging in tausend Gedanken hin. Er suchte sich alles vorzustellen, was nun kommen, wie es enden werde. Erst gegen Morgen überschlich ihn eine tiefe Erschöpfung und streckte ihn in traumlosen Schlummer hin, aus dem ihn die späte Morgensonne weckte.

Felseck war schon fort, offenbar zu ihr; die Tür stand offen, der Inhalt seiner Reisetasche lag auf den Stühlen und dem Fußteppich ausgestreut, er schien sich mit besonderer Sorgfalt festlich gekleidet zu haben. Gerhard bemerkte es wohl. Er hatte nicht den Mut, gleichfalls in die Stadt zu gehn; der Spiegel in Felsecks Zimmer zeigte ihm, daß sein halb gemaltes Gesicht den hellen Tag nicht vertrage, daß er nur bei Lampen- oder Kerzenlicht einigermaßen vor Entdeckung sicher sei. Er ließ in beiden Zimmern die Vorhänge herunter, eine beruhigende Dämmerung entstand. So saß er dann, nachdem er etwas zu essen gefordert hatte, die langen, peinlichen Stunden untätig da. Es war ihm ein unbeschreibliches Gefühl, auf

die Rückkehr dieses Menschen von seinem Kinde zu warten. Gegen Mittag erst kam Felseck zurück, langsam, ein zerstreutes, träumerisches Lächeln auf den weichen Lippen, das einen Triumph verriet und doch noch etwas Unzufriedenheit zu bergen schien.

Gerhard enthielt sich, nach dem Erfolg zu fragen; er harrte, bis der andere selber sprechen werde. Felseck verschwand in sein Zimmer. Nach einer Weile trat er in die Tür und meldete kurz, heute abend bei Einbruch der Nacht werde er abreisen — zu zweien. Er wünsche, daß im Gasthof ein Wagen bestellt, aber die Sache so gewendet werde, daß sein neuer Diener selbst den Kutscher mache. Dies werde ja wohl mit einigen kleinen Mitteln zu erreichen sein! — Gerhard versicherte, daran zweifle er nicht. Der Herr brauche nur sein Gepäck zurückzulassen und dem Wirt zu sagen, daß er einen Ausflug vorhabe, von dem der Wagen zu der und der Zeit zurückkehren werde. Wenn er vollends eine Geldsumme bei dem Wirt deponiere, unter dem Vorwand, daß sie in dessen Schrank in besserer Obhut sei, so werde er gar kein Hindernis zu befürchten haben. Felseck nickte und ging hinunter, die Sache sogleich ins Werk zu setzen. Nach kurzer Zeit kam er wieder, mit dem Erfolg zufrieden. Seine schöne Gestalt schritt vornehm an dem Alten vorbei, den Kopf zurückgeworfen, die hellbraunen Augen voll Feuer und ein selbstvertrauendes Lächeln um den Mund. Er ging ein paarmal stumm durchs Vorzimmer hin, dann in sein eigenes Gemach hinein, die Tür hinter sich schließend. Es drängte ihn aber offenbar lebhaft, zu reden, denn er begann wieder mit sich selbst zu sprechen, aufgeregter und lauter als in der Nacht. Gerhard stand an der Tür, legte sein Ohr ans

Schlüsselloch und horchte. „Johanna! Johanna!" sprach Felseck von Zeit zu Zeit vor sich hin. „Es muß zum Ende kommen, so oder so! — Du bist mein! — Ich muß, muß siegen!" — Endlich ward er stumm und schien sich der Gewißheit seines Sieges zu überlassen.

So schlichen die Stunden vorbei. Die Dämmerung sank herein; Felseck ließ sich durch den Alten Wein und Speisen heraufholen, aß hastig, und befahl ihm, unterdessen die umhergestreuten Sachen wieder zusammenzuraffen und in die große Reisetasche zu packen, die bis auf weiteres zurückbleiben werde, wie sie auch ohne ihn — mit der Post — hergekommen sei. Gerhard gehorchte, ohne etwas zu sagen. Durch den Wein befeuert, fing Felseck die Champagnerarie des Don Juan heiter zu trällern an; aber sichtbare Tropfen standen ihm auf der Stirn, und zuweilen atmete er tief aus der Brust. Er sang endlich laut hinaus, wie um die innere Unruhe zu übertönen, drückte sich den Hut auf das krause Haar, und seinen Sommermantel nehmend ging er, hinter dem aufwartenden Kellner her, zum Wagen hinunter. Es war dunkel geworden, aber die Laternen in den Straßen brannten noch nicht, weil man wohl auf den Mondschein des Kalenders rechnen mochte. Indessen hatten sich schwüle Dünste zu Gewölk verdichtet und fast den ganzen Himmel übersponnen, so daß der aufgehende Mond, schwärzlich eingehüllt, nur einen matten, ungewissen Lichtschein verbreitete. Auf der Gasse zogen, von der Brücke her, einige Paare vorüber; mit sich selbst beschäftigt wie sie waren, gaben sie auf das Gefährt nicht acht. Gerhard erstieg seinen Kutschersitz, sah Felseck einsteigen und fuhr davon. Er hatte die Peitsche in der Hand; Erinnerungen stiegen

in ihm auf, wie er in jungen Jahren seinen eigenen Kutscher gemacht, um verliebte Abenteuer durchzuführen. So rollten sie über den Marktplatz und vor das niedrige Haus. Eine verhüllte Gestalt trat daraus hervor, in der Dunkelheit unerkennbar, und stieg auf den Wagentritt. Felsecks Arm streckte sich ihr entgegen und hob sie hinein. Gerhard hörte sie seufzen; am Ton erkannte er sie. „So in die Welt hinaus!“ sagte sie mit ihrer beweglichen Stimme. „Mußte es denn sein?“ — „Es mußte sein,“ erwiderte Felseck beschwichtigend, in zärtlichem Ton. — „Und fahren wir wirklich die ganze Nacht? kommen erst morgen ans Ziel?“ — „Die ganze Nacht; fasse dich!“ antwortete er. Sowie er das gesagt, hob er seinen Kopf, schob vorn eines der kleinen Schiebfenster auf und murmelte halblaut an Gerhards Ohr: „Du weißt, wohin!“ — „Ich weiß,“ gab dieser zurück. Die Wagentür stand noch offen, Felseck schlug sie zu und die Pferde zogen wieder an. Es schallte rasselnd durch die stillen Gassen, über die Brücke hinüber; bis die Landstraße erreicht war, das Pflaster zu Ende ging und auf dem glatten Damm der Wagen sanfter dahinrollte.

Der schwüle Nachtwind wehte Gerhard entgegen; feuchter Dunst flatterte vom Strombett herauf, die Bäume am Wege rauschten und streckten ihre geschüttelten Arme in die farblos schwärzliche Nachtdämmerung aus. Zerrissenes Gewölk zog darüber hin; auf Augenblicke erhellte sich's, wenn ein Stück der Mondscheibe in mattem Dunstglanz aus den Wolken hervorschien. Dann wieder tauchte am Weg ein spitzes Dach, ein Gehöft, eine Reihe zusammengebauter, lichtloser Häuser auf; der Wagen donnerte an ihnen vorbei und wieder in das unbewohnte Dunkel

hinaus. Die Straße krümmte sich, der Strom floß heran und rauschte, von den Rädern übertönt, sacht gegen das Ufer. Das Tal tat sich auf, irgend ein Licht schimmerte durch die Nacht. Es verschwand wieder, und nur die Finsternis naher Waldberge wälzte sich auf die Straße herab. Zwischen Fluß und Hügel eingeengt flog der Wagen dahin. Gerhard, das scharfe Auge auf den Weg gespannt, die Peitsche in der unruhigen Faust, trieb die Pferde, rascher und rascher zu laufen. Er sah, wie die Straße wie eingeschluckt unter ihm verschwand, und doch schien's ihm langsam. Zuweilen wandte er, wie zufällig, den Kopf zurück, warf einen Blick in den Wagen, und sah in der Ecke Johannas bleiches Gesicht. Sie schien zu weinen, dann wieder zu seufzen und Felsecks Liebkosungen von sich abzuwehren. Unterdessen rollte der Wagen nach rechts und links, von den ungleich anziehenden Pferden hin und her geworfen, von Gerhard unsicher regiert. Alles war ihm gleich, wenn er das Ziel nur erreichte. Der Mond brach endlich als blasse Scheibe durch, leuchtete vor ihm her und ließ die wohlbekannte Ruine auf ihrem Hügel hervortreten. Der breite, gewundene Fahrweg hinauf blinkte aus dem Gebüsch. Ein Licht erschien in der Höhe, schien ein Stern zu sein, glänzte dann aber deutlich aus dem Gemäuer hervor. Oben regte sich's und im Portal zeichnete sich eine dunkle Masse in die Helle hinein. Mauerwerk, Zinnen, Türme, alles wuchs heran, doch langsamer als zuvor: die Pferde zogen nun bergauf, mit Mühe, die Peitsche klang, ohne das frühere Feuer in ihnen zu wecken. Als käme ein ernstes, gespenstisches Gefährt, auf dem Bock der Tod, drinnen die übermütige Jugend, die nicht ahnt, wie der Tanz enden wird, so zog es den Berg hinan.

Endlich klangen Steine unter den Rädern, die Hufe schlugen Funken aus dem Fels hervor. Plötzlich ward es still. Der Wagen bewegte sich nicht mehr, die Pferde standen und schnoberten in die Luft; nur dieser Ton unterbrach das allgemeine Schweigen.

Johanna horchte verwundert auf; Felseck hob den Kopf und wartete eine Weile, daß der Alte die Wagentür öffnen und etwas sagen werde. Es rührte sich aber nichts. Unwillig die Lippe beißend stand er auf, öffnete selbst und trat ins Mondlicht hinaus. Der Kutscher war nicht zu sehn. Dessen Sitz war leer. Schon wollte er rufen, als die Gestalt des grauen Alten auf der Portalschwelle sichtbar ward, eine Blendlaterne in der Hand, deren Licht nur auf den freien Platz vor der Ruine fiel. Felseck ging beruhigt an den Wagen zurück; hier starrte ihm das befremdete Gesicht des Mädchens entgegen. „Es gibt einen kleinen Aufenthalt!" sagte er rasch. „Das eine Pferd ist etwas lahm geworden; wir müssen es einige Stunden ruhen lassen, damit wird's getan sein. Komm heraus, Johanna; benutzen auch wir die Zeit, uns etwas Ruhe zu gönnen."

„Ich bedarf's nicht! Ich bedarf's nicht!" antwortete sie verstört. Der unerwartete Aufenthalt schien ihre Beklemmung zu steigern. Sie sagte aber nichts weiter und gehorchte still. Er bot ihr seinen Arm, führte sie zum Portal. Als ihnen der Alte hier entgegentrat, grell von der Laterne beleuchtet, fuhr Felseck mit einer unwillkürlichen Bewegung zurück. Er glaubte einen andern Menschen zu sehn. Augen, Nase, Stirn schienen ihm verwandelt zu sein. „Wer sind Sie?" fragte er, ohne sich zu besinnen, was er fragte.

„Wer ich bin?“ fragte die etwas heisere Stimme zurück. „Kennen Sie mich denn nicht mehr?“

Johanna blickte den einen wie den andern voll Verwunderung an. „Was bedeutet das?“ sagte sie halblaut und zuckte an Felsecks Arm. Felseck faßte sich rasch, sah ihr wieder zärtlich ins Gesicht. „Nichts!“ antwortete er, „nichts! Er ist mir bekannt, dieser Mann; jetzt erkenn' ich ihn wieder!“ — Die heisere Stimme des Alten beruhigte ihn; die fremdartige Beleuchtung mußte ihn getäuscht haben. „Komm, komm!“ setzte er hinzu, da das Mädchen in wachsender Befremdung um sich blickte; „komm, die Luft ist kühl!“ Und obwohl der schwüle Wind, der Johannas Locken schüttelte, ihm widersprach, zog er sie in das Gemäuer hinein. Sie kamen die alte, steinerne Treppe hinauf, die zu den Gemächern führte; der Alte leuchtete vor ihnen her. Sie traten in die Zimmer ein, deren Türen alle geöffnet standen; in dem letzten brannten mehrere Kerzen auf einem runden Tisch. Wie von dem Lichtschein angezogen führte Felseck das Mädchen durch die Zimmer hin bis an diesen Tisch und machte, den Alten durch einen Wink zurückschickend, die Tür hinter sich zu.

„Johanna!“ sagte er, da sie sich nun in zitternder Unruhe von ihm losmachte und, die Augen auf ihn geheftet, dann an den Wänden entlangstarrend, zurücktrat. „Johanna! Was hast du? Setz dich und ruh dich aus.“

„Wo sind wir?“ fragte sie. „Dies ist keine Herberge. Wo sind wir? Warum führst du mich hierher?“

„Fasse dich, fasse dich,“ erwiderte er, ohne sie anzusehn. „In einigen Stunden, denk' ich, fahren wir weiter.“

„Wo sind wir, wo sind wir?“ wiederholte sie.

Sie trat an das Fenster; nun eilte er ihr nach und faßte ihre Hand. „Johanna!“ rief er leidenschaftlich aus und sank vor ihr auf den Teppich nieder. „Du bist meine Braut! bist mein! Ich will, ich kann dich nicht täuschen; sieh mich ruhig an; — heut' morgen hab' ich dich getäuscht. Um dich zu retten — deine Scheu zu besiegen. Ich sterbe, Johanna, wenn du mir nicht verzeihst! Ich kann dich nicht zu meiner Mutter bringen, es ist undenkbar, unmöglich. Ein Vorwand war's, um dich zu befreien. Hier lieg' ich und sterbe, wenn mir deine Liebe nicht verzeihen kann!“

„O mein Gott!“ stammelte sie und lehnte sich mit geschlossenen Augen gegen den Tisch, um sich aufrecht zu halten. Ihre Kniee sanken. Felseck sah es, richtete sich auf und suchte sie in seine Arme zu fassen. In demselben Augenblick zog ihn aber eine Hand zurück, daß er taumelte, und es rief eine Stimme neben ihm, die ihn entsetzte. Er sah sich um; das Mädchen öffnete erschrocken die Augen. Sie erblickte den Alten in doppelter Gestalt: die eine in der halbgeöffneten Tür, die andere dicht vor ihnen, wie aus dem Boden gewachsen. Das falsche graue Haar fiel mit einer Handbewegung von ihm ab. Johanna erkannte das Gesicht, die großen, glühenden Augensterne, die sich auf Felseck gerichtet hielten.

„Elender Knabe du!“ rief der Schauspieler mit der ganzen Gewalt seiner Stimme aus. „Ich nehme dich beim Wort: hier sollst du liegen und sterben, wenn dir meiner Tochter Liebe nicht verzeihen kann! — Aber nicht hier!“ verbesserte er sich selbst, und indem er Felsecks Arm ergriff, zog er den ganz betäubten Menschen einer andern

Seitentür zu. Sie war halb offen, mit einem Fußtritt stieß er sie auf. Die alte Kapelle ward sichtbar, in ihrer barocken altertümlichen Pracht; dämmerig von einer Lampe beleuchtet, die am Boden stand. „Sieh dich hier um!" sagte Gerhard ruhiger; „hier an dieser Stelle wirst du nicht den Mut haben, zu leugnen! Hier, vor Gottes Angesicht, und vor dem Angesicht meiner Tochter bekennst du, daß du sie durch eine höllische Lüge zu gewinnen gesucht hast, daß du mir den falschen Brief ihres Vaters diktiert hast — ahnungslos, wem du ihn diktiertest! Elender Mensch! Zu deiner Mutter hast du sie nicht bringen wollen — so hast du sie zu ihrem Vater gebracht! Ich bin's, der hier wohnt. Der hier damals gehaust hat — als er so ein Mensch war wie du! In dieser Kapelle hab' ich mich vor Johannas weinender Mutter auf die Kniee geworfen, den Heiland da oben angerufen, sie bei seinem Namen beschworen, nicht vor den Menschen, sondern vor Gott mein Weib zu sein. Vor Gott; — Gott ist ja stumm! Er verrät uns nicht, er deckt seine Nacht über unsre Freuden, er ruft uns nicht vor weltliches Gericht. Er begnügt sich damit, uns im langsameren Verlauf der Zeit elend und unglücklich zu machen; wie er mich gemacht hat — und ich sag' dir, auch du wirst ihm nicht entrinnen! — Willst du dein Schicksal sogleich herausfordern, so tu's. Hier steh' ich: stell dich mir mit gleichen Waffen gegenüber, wenn dir danach zu Mut ist. Du bist in mein Haus gekommen, diese Gastfreundschaft wenigstens will ich dir erweisen!"

Er sah Felseck erwartend an; doch das Mädchen hatte kaum die letzten Worte gehört, als sie sich mit einer leidenschaftlichen Gebärde zwischen die beiden warf. „Nein,

nein, nein!“ rief sie aus. „Das nicht, das nicht! Willst du mich unglücklich machen?“ — Sie wandte sich zu Felseck, der unter der Gewalt dieser Szene noch nach Worten rang, und sah ihn an, ob er irgend etwas zu erwidern hätte. Sein stummer, verstörter Gegenblick war Antwort genug. „O du!“ stieß sie endlich hervor, „nichtswürdiger als ich's sagen kann! Das war deine Liebe zu mir! — Ich verachte dich — ich verachte dich! — So reiß' ich alles heraus, was ich für dich fühlte!“ Sie hatte die Hand gegen sich selber ausgestreckt; mit einer erschütternden Gebärde griff sie in ihre Brust, als wollte sie wirklich den Inhalt herauszerren.

Felseck stand nach Atem ringend da. Um der Unwürdigkeit dieses Augenblicks zu entrinnen, zog er unter seinem Mantel eine Pistole hervor, die er für alle Fälle mitgenommen hatte, und warf einen wilden Blick darauf hin. Johanna, die ihn mißverstand, trat einen Schritt gegen ihren Vater zurück. „Wag das nicht!“ sagte sie außer sich. „Die Erleichterung soll dir nicht werden, dich aus deiner Erbärmlichkeit durch ein Duell zu befreien und meinem Vater eine Kugel in die Brust zu jagen. Wie er mich beschützt hat, so beschütz' ich ihn!“ Damit trat sie vor Gerhard hin, ihn mit ihrem Leib zu decken.

„Du irrst!“ murmelte Felseck und setzte die Pistole auf sich selber an. Das Mädchen stieß einen Schrei aus; plötzlich hinzutretend riß sie sie ihm aus der Hand. „Was wollen Sie tun? — Das sollen Sie nicht! — Gehn Sie — auf Niewiedersehn! — Gehn Sie — spotten Sie über mich, daß ich so leicht zu betrügen war — ich kannte Sie nicht. Gehn Sie und verlernen Sie's, wenn Sie noch können, so ein Teufel zu sein!“

Ihre Stimme schien ihn vollends zu erschüttern. Er sah ihr ins Gesicht, seufzte tief, auf einmal wandte er sich dann zur Tür. Sein Blick flog, als erwache er aus einem furchtbaren Traum, den er diese Tage geträumt hatte. „Sie haben recht!" sagte er halblaut, als er auf der Schwelle stand. „Sie haben recht! — — Alles kam, wie er's vorhergesagt! — — Meines Vaters Blut ... Ich gehe. Ich will's versuchen!"

Er sagte nicht, was; es stand ihm aber im Gesicht geschrieben. Er schwankte gegen die Tür, fast ohne Besinnung. Endlich raffte er sich zusammen und schritt aufrecht hinaus.

Gerhard sah ihm nach. Sobald Johanna Felsecks Schritte verhallen hörte, brachen sich alle verhaltenen Gefühle in ihr Bahn. Krampfhaftes Schluchzen fuhr ihr durch die Brust. Sie hob die Hände und warf sich an der holzbekleideten Wand der Kapelle laut weinend hin.

Der Vater blickte sie stumm von der Seite an. Er winkte dem Diener, zu gehn. Dann trat er ihr etwas näher, indem er die Tränen, die ihm selber in die Augen drangen, mit mühsamer Fassung erstickte. „Johanna!" sagte er. „Es tut mir weh, dich so seufzen zu hören!"

Das Mädchen lag still und rührte sich nicht, nur daß ihr Schluchzen sie schüttelte.

„Johanna! Es ist mir gelungen, dir ein wenig zu helfen! — Weine nicht so laut. Was kann denn wohl glücklicher sein, als aus so einem Netz befreit zu werden — und wenn's auch ein Vater wäre, der uns draus befreite? — Und was kann süßer sein, Johanna, als seinem Kind zu helfen? — — Aber ich sage das alles, als hätt' ich noch ein Kind."

„O mein Vater!“ fiel sie ihm ins Wort, ohne ihn anzusehn.

„Mein Vater! Wie süß das klingt! — Es klingt, wie wenn du mich nun nicht mehr verleugnen wolltest.“

„Ich dich verleugnen!“ sagte sie erschrocken. „Da du mir das Leben gerettet hast — — O mein Gott!“

Das Gefühl des Geschehenen übermannte sie wieder. Sie drückte die Locken mit beiden Händen gegen ihr Gesicht und schien sich in Tränen auflösen zu wollen.

„Johanna! — Mein liebes Kind!“ — Sie zuckte zusammen, lag dann wieder still. — „Johanna, hör mir zu! — So wie du da liegst, kannst du nicht ewig liegen: früher oder später stehst du wieder auf. Was soll dann mit dir geschehn? Soll ich dich wieder so allein in die Welt hinauslassen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Es war nichts als die elende Erbsünde der Menschen, elende, gemeine Selbstsucht, daß ich dich zwingen wollte, bei mir zu bleiben! Dazu hatt' ich kein Recht. Aber wenn du mich ‚deinen Vater‘ nennst, Johanna — dir wenigstens von fern zu helfen, dazu bin ich da! — Wenn du einstweilen zu meiner Schwester gehen wolltest — die dich aufnehmen wird wie ein eignes Kind. Und wenn du mir dann das Glück vergönnen wolltest, für die Pflege deines Talents zu sorgen — daß es grade wächst, daß es in die Sonne kommt; daß du lernen und spielen kannst, ohne mit Entbehrung — — oder mit Gefahren — —“

„O mein Vater!“ war alles, was sie sagte.

„Mein Kind, meine Johanna! — Es ist so ein seltsamer Genuß in diesen Worten; man könnt' sie fort und fort wiederholen! — — Antwortest du mir nicht? Willst du mir nicht sagen, was du dazu denkst?“

Sie richtete sich auf. Mit einem noch nassen Blick auf ihn fragte sie: „Und du? — Wo willst du dann bleiben?“

Er sah um sich her, und durch die offene Tür in die Zimmer hinein. „Wohin ich schon lange getrachtet hab’: hier! — Es war immer mein Traum, hier einmal Ruhe zu finden, fürs Leben und fürs Sterben. Darum hielt ich so Jahr für Jahr an der Laune fest, dieses Asyl zu besitzen. Ich bin ein sonderbarer Mensch, Johanna, dem nicht mehr viel daran liegt, mit den Menschen zu leben. Was mich in meiner Jugend reizte, reizt mich nicht mehr! Es gab nur noch eins — — Aber du sagst mir ja, daß ich dein Vater bin, wirst mir auch vergönnen, es durch meinen Beistand zu sein. Das gibt meinem Leben noch einen Zweck — eine Heiligkeit! Und wenn ich dann von hier an dich denke — und an deine Mutter, deren überschwengliche Liebe mir so viel verziehen hat — —“

Seine weiche Seele verlor die Kraft, er wußte nicht, wie er den Satz beenden sollte, ohne die mit den Worten zugleich hervorstürzenden Tränen zu zeigen. So trat er an die Tür, die zu den Gemächern führte, und abgewandt setzte er mit letzter Selbstbeherrschung hinzu: „Dann — dann ist alles gut; dann entbehr’ ich nichts mehr.“

„Vater! Vater! — Es ist kein wahres Wort an alledem!“ rief Johanna aus, eilte ihm nach und hielt ihn schon mit beiden Armen umschlungen. „Er konnte mich betrügen — du kannst es nicht! — Vater! nimm mich bei dir auf, behalt mich! Laß mich dein Kind sein bis in den Tod! Lieber Vater, vergib mir!“ Sie hielt ihn fest, mit innigster Gewalt; ihre Tränen rollten auf seine Brust. „Ich hab’ einen Vater gefunden — ich lass’ ihn nicht

wieder los! Hier ist dein Kind, das du dir gerettet hast. Es bleibt bei dir! Es will keine andre Liebe als deine!"

„Still! o still! Wie rasch doch die Jugend ist!" unterbrach er sie mit einem Lächeln, das seine unmäßige Rührung verschleiern sollte und sie ganz verriet. „Du wirst nicht immer so reden; es kommen andere Zeiten! — — O mein Kind, mein Kind! Ich träume. Wer weckt mich auf? Achtzehn Jahre stehn ja zwischen dir und mir!"

„Was für achtzehn Jahre?" sagte sie mit einem Gesicht, das zugleich von Innigkeit und Beschämung glühte. „Laß das alles ausgelöscht sein, Vater, bis auf diesen Augenblick! Ich kenne das Vergangene nicht mehr — ich fühl's gar nicht mehr. Ach, laß mich glauben, Vater, ich fang' wieder an. Und du. Von vorn!"

„O, du hast recht!" sagte er plötzlich, und hielt sie nun wie erlöst in seinen Armen. — —

Sie traten nach einer Weile ans Fenster, sahen durch den hochgewölbten Bogen, den der Vorhang verdeckte, in das vom Mondschein gebleichte Tal hinaus. In der Stille drang ein dumpfer Schall zu ihnen herauf; der Wagen, der sie gebracht hatte, rollte unten auf der Landstraße hin, schon in der Ferne. Johanna hörte es wie ihr Vater. Sie stand an ihn gelehnt und horchte still, indem ihr noch einmal Tränen, aber ohne Seufzer, über die Wangen flossen.

„Leidest du um ihn?" fragte Gerhard, ohne sie anzusehn. „Dein Herz —?"

„Nein!" sagte sie gefaßt und schien das letzte, das sich noch in ihr rührte, zu überwinden. „Nein!" wiederholte

sie und blickte mit leidenschaftlicher Freude zu ihm auf. „Was ist mir denn geschehn? Ich hab' einen Irrtum verloren und einen Vater gewonnen!"

Sie nahm seine Hand und küßte sie. „O nicht doch! nicht doch!" flüsterte er verwirrt, zog die Hand zurück, und ließ zugleich das ganze Glück dieses Augenblicks über sich herfließen.

Die Königin von Kastilien

(1868)

Im Jahr 1453, an einem unruhigen, bewölkten Tag stand Don Beltran de la Cueva, der jüngste der königlichen Leibpagen, an einem Fenster des Schlosses zu Valladolid, um der Hinrichtung des stolzesten Edelmanns von Kastilien, des Don Alvaro de Luna, zuzuschauen. Das Volk drängte sich in großer Stille unten auf dem weiten Platz um das Blutgerüst, auf dem es den langjährigen Beherrscher Kastiliens von Henkershand sterben sehen sollte. Denn Don Alvaro hatte als Jugendgenosse und Günstling des Königs Juan II., des schwächlichsten Monarchen seiner Zeit, das Reich mit beinahe fürstlicher Machtvollkommenheit verwaltet; die Krone hatte nicht auf seinem Haupt, aber — in diesen Zeiten beständiger Empörung und Parteiung — auf seiner mannhaften Faust geruht. Nach vielen Schicksalswechseln sah er sich nun von seinen Feinden besiegt, von seinem wankelmütigen König ihrer Rachsucht ausgeliefert und durch die scheinbare Heiligkeit eines Richterspruchs verurteilt, als Tyrann und als Usurpator des königlichen Ansehens den Tod des Schafotts zu erleiden. Am Fuß des Blutgerüstes erschien der Herold, von Trompetern begleitet, und rief mit lauter Stimme aus, daß Don Alvaro de Luna, Connetable von Kastilien und Großmeister des Ordens von St. Jago, seine Verbrechen gegen Thron und Reich unter dem Schwert

des Henkers büßen werde. Dann erschien der Zug, Alvaro in ritterlicher Tracht, von Priestern begleitet, hinter ihnen der Scharfrichter, in den Scharlach seines blutigen Handwerks gekleidet und das riesige Schwert geschultert, vor dem das Volk rechts und links in unwillkürlicher Bangigkeit zurückwich.

Don Beltran de la Cueva, der oben im Fenster stand, sah das Richtschwert in der durch die Wolken brechenden Sonne blitzen, daneben das schwarz verhängte Gerüst und den Block in der Mitte, und dachte sich, indem ihm ein Schauder über die Haut lief, an Alvaros Stelle. Mit Erstaunen nahm er wahr, wie ruhig der Mann zwischen den Priestern das Gerüst hinanstieg, wie gelassen er sein angegrautes Haupt entblößte und einen letzten, nachdenklichen Blick zu dem Schloß hinaufwarf, in dem er noch vor wenigen Tagen im Namen der Krone von Kastilien geherrscht hatte. Beltran, der in seinem schönsten Kleid, den Degen an der Seite, ein Barett mit wallendem Federschmuck auf den rötlich-blonden Locken, auf dieses Schauspiel hinuntersah, faßte unwillkürlich an seinen eigenen Hals. Er fühlte, vielleicht zum ersten Mal in seinem jugendfrohen Leben, den ganzen Wert und die ganze Ungewißheit des Daseins. Unter ihm wogte die zuschauende Menge wie ein vom Wind bewegtes Kornfeld hin und her; es war ihm, als werde nun von der nächsten Straßenecke ein Schnitter im roten Kleid mit einer riesenhaften Sense hervortreten und dieses ganze Feld von Menschenhäuptern abmähen. Indem er so hinunterstarrte, sah er mit wachsender Verwunderung, daß Don Alvaro selber von der ganzen Furchtbarkeit dieses Augenblicks nichts zu empfinden schien. Es überlief ihn, zu sehn, mit welcher

Ruhe Alvaro sich niederbeugte, um den Haken zu betrachten, an dem sein Kopf befestigt werden sollte; wie er die Schleife aus dem Busen zog, um sich mit ihr die Hände binden zu lassen; wie er dann würdevoll niederkniete und vor dem Kruzifix leise zu beten begann. Hierauf senkte er seinen entblößten Hals, das Richtschwert fiel, und Don Beltran hörte die Stimme des Henkers, die dem Volk mit spanischer Feierlichkeit verkündete, daß Don Alvaro de Luna vom Leben zum Tode gebracht sei.

Die schweigende Menge hatte sich nach einer Weile verlaufen, der Leichnam war hinweggetragen, das ganze furchtbare Bild wie eine Erscheinung des Traums verschwunden; nur Beltran starrte noch immer auf den verödeten Platz zu seinen Füßen hinab. Er fühlte seine jugendliche Seele sonderbar erschüttert und dachte, über sich selbst erstaunt, wie seltsam es sei, daß er diesen Mann mit diesem schauderhaften Untergang beneiden könne. Das Leben des mächtigen, königlichen Alvaro, der das Reich gegen die übermütigen Vasallen geschützt, der seinen eigenen König überglänzt hatte, schien ihm durch ein solches Ende wunderbar abgeschlossen: so stolz, so erhaben über das Volk, das ihn angaffte, und so auf einen Streich großartig ausgelöscht. Er nahm sein Barett vom Haupt, mit dessen Federn er sonst gerne eitel und träumerisch gespielt hatte, und während er die bunten Farben glänzen sah, dachte er, wie viel schöner es sein müßte, so im Tode noch von Männern und Jünglingen beneidet, als im Leben, um ein paar schlanker Glieder willen, von tändelnden Frauen geliebt zu werden. Ein phantastisch schwermütiger Tiefsinn überkam ihn, ein ihm ganz neues Gefühl. Der männliche Ehrgeiz, der sich sonst an irgend

einer schönen, leuchtenden Lebensflamme zu entzünden pflegt, wuchs in Beltrans Brust aus dem Schauder dieses blutigen Anblicks auf. Er sah Don Alvaro immer wieder vor Augen, wie er das Schafott gleich einem König hinanstieg, wie er den Block betrachtete und einen letzten, würdevollen Herrscherblick über die Menge warf; und sein Barett zerknitternd leistete er sich einen stillen Schwur, allen Nichtigkeiten zu entsagen und womöglich wie Alvaro zu leben, um wie Alvaro zu sterben.

Don Beltran de la Cueva hatte bis auf diesen Tag gleich der übrigen höfischen Jugend dahingelebt: mit dem Ehrbegriff des kastilischen Adels erfüllt, nach Auszeichnung begierig, aber doch müßiggängerisch den Vergnügungen ergeben, in denen der Hof des Königs Juan den elenden Zustand des Reiches zu vergessen suchte. Bei den Turnieren, Quadrillen, Banketten und Tanzfesten zu Valladolid war Beltran trotz seiner Jugend einer der eifrigsten und auffallendsten Teilnehmer: denn seine Schönheit konnte keinem Auge entgehn. Schon von weitem machte ihn die in Spanien seltene rötliche Farbe seines Haares kenntlich, das sich zu goldhellen Locken kräuselte; auch überraschte unter den vielen dunklen Gesichtern seine helle Haut, seine strahlenden, dunkelblauen Augen, seine von jeder Erregung leicht gerötete Wange. Er war von schlankem Wuchs, wiewohl nicht groß; die träumerische Weichheit seiner Züge erhöhte den Reiz, der an sich schon der Jugend eigen ist, und nur wenn die Narbe zwischen seinen Augen, die ihm von einem Unfall in der Knabenzeit geblieben war, sich in irgend einer Aufregung rötete, so entstand ein finsterer Zug, der noch unentfesselte Leidenschaften zu verraten schien. Beltran hatte sich bisher an

leichten Eroberungen genügen lassen, wie sie einem schönen Pagen an einem üppigen Hof entgegenkommen; von großen Taten zu träumen, hatte ihn nur in müßigen, hingedämmerten Stunden gereizt. Aber seit dem Morgen, an dem er Don Alvaros letzte Stunde gesehen hatte, fand er sich wie aus einem fröhlichen, nichtigen Traum erwacht. Er liebte es von nun an, einsam zu sein und sich in die Rätsel und Aufgaben des Lebens zu versinnen. Er scherzte und lachte seltener. Ein inneres Widerstreben schien ihn von allen liebebedürftigen Frauen fernzuhalten. Zur Verwunderung des ganzen Hofes schloß er sich an ältere Edelleute an, mischte sich in ihre Gespräche, suchte sich über den Zustand des Reichs und was ihm in seiner Zerrissenheit not tue, zu unterrichten. Wo er Don Alvaros Namen zwischen zwei Lippen fand, gesellte er sich dazu, um von dessen verkannten Verdiensten, von seiner königlichen Art reden zu hören. Zuweilen weckte ihn bei Nacht die Erinnerung an jene furchtbar feierliche Stunde auf, und er lag bis zum Morgen in ernsten Gedanken da. Es erschien ihm dann als das einzige Ziel des Lebens, die Ehre zu lieben und als die Richtschnur aller Gedanken anzusehn; und wenn die Nacht ihn in seinen Phantasien kühner gemacht hatte, träumte er sich an Alvaros Stelle und wünschte sich, königlich zu leben und zu sterben.

Unterdessen sank das Reich, das kein Alvaro mehr regierte, in immer tiefere Verwirrung. Die großen Herren von Kastilien gebärdeten sich wie Monarchen, brachen die königlichen Burgen, drückten die Städte und herrschten von ihren festen Schlössern über das ganze Land. Der König Juan II. starb, und sein Sohn und Nachfolger, Enrique IV., schien dazu geboren, sich die Krone vollends

vom Haupt sinken zu lassen. Er kam als ein gelehrter Mann auf den Thron, sprachenkundig, gern mit Büchern allein, aber unfähig, über Menschen zu herrschen. Er liebte es sehr, die Laute zu spielen und zu singen, und in seiner dämmerigen Schloßkapelle die Bet- und Singstunden abzuhalten, während sein Günstling, der Marquis von Villena, und dessen Genossen das Gold des Landes im Bankettsaal verpraßten. Sein geschwächter Körper neigte zu Anfällen plötzlicher Erschlaffung; seine melancholisch frömmelnde Gemütsart hatte ihm nur einen männlichen Lebenstrieb übrig gelassen, den Hang zur Jagd, dem er sich in den kastilischen Bergen und Wäldern mit Leidenschaft hingab. Oft zog er hier mit wenigen Begleitern umher; darunter auch Don Beltran, an dessen nachdenklichem, in sich gekehrtem Wesen er Gefallen zu finden schien. Er wechselte nicht oft ein Wort mit ihm, aber es machte ihm Vergnügen, auf seinen anmutigen Gesichtszügen zu verweilen. Einmal sagte er ihm mit einem Anflug von Scherzhaftigkeit, daß er in seinen dunkelblauen Augen eine große Zukunft lese; daß er ihn dereinst noch zu einem hohen Herrn machen werde, wenn er die Krone behalte. Endlich eines Tages, als er mit ihm allein hinausgezogen war, um in den Wäldern von Valladolid zu jagen, führte er ihn an eine einsame Kapelle in der Wildnis, deren Glöcklein er zuweilen zur Abendzeit selber andächtig läutete, setzte sich auf eine Steinbank und erzählte dem Don Beltran, daß er ihn zu einem ehrenvollen Dienst zu berufen denke. Er wünsche sich wieder eine Königin ins Land zu führen, da er mit seiner ersten Gemahlin, der Donna Blanka, so glücklich gewesen sei. Und da ihm der Himmel bisher keine Kinder vergönnt habe, so hoffe er

in einer zweiten Ehe auch dieser Gnade noch teilhaftig zu werden. Er habe also beschlossen, seinen Bruder, den Infanten Alfonso, nach Lissabon zu schicken, um durch diesen Stellvertreter um die Hand der schönen Infantin Juana von Portugal zu werben. „Wär' ich so schön wie du, mein Freund," setzte der König mit melancholischem Lächeln hinzu, „so würde ich selber hingehen und mir ihr Herz nicht als Monarch von Kastilien und Leon, sondern als schöner Jüngling zu erobern suchen. Aber ich schicke dich statt meiner; du sollst den Infanten begleiten. Du sollst der erste sein, der das Herz der stolzen Donna Juana für uns Kastilianer erwärmt und ihr Mut macht, zu uns zu kommen. Und wenn sie sich so weit herabläßt" — fuhr er scherzend fort — „dich zu fragen, wie ich dir gefalle, so sollst du ihr Gutes von mir sagen und ihr erzählen, daß zwar der Marquis von Villena ein wenig über mich und über Kastilien herrscht, aber daß ich bereit bin, diese Herrschaft an eine andere abzutreten, und daß man mich ebenso fähig finden wird wie Herkules, mich einer stolzen Omphale zu unterwerfen."

Beltran, durch diese plötzliche Vertraulichkeit seines Königs verwirrt, küßte ihm die Hand und versprach ihm, indem er gleichfalls zu scherzen suchte, daß er als guter Kastilier alles tun werde, um das Herz der Infantin zu erwärmen. Der König verließ diesen Gegenstand und sank in seine schweigsame Art zurück. Nach einigen Tagen ward aber zur Reise des Infanten Alfonso nach Portugal gerüstet, und Don Beltran beauftragt, den Prinzen als erster Kavalier zu begleiten.

Beltran hatte mittlerweile die Welt, und insbesondere die kleine Welt des Hofs, mit offenen Augen betrachtet.

Er wußte, daß der Infant keineswegs der ergebenste Diener seines königlichen Bruders war, vielmehr im Verdacht stand, nach dessen Krone zu trachten, und er hielt es für gut, sich auf der Reise in beobachtender Ehrfurcht zu verhalten. Sie kamen nach Lissabon, und es zeigte sich bald, daß er sich in seinem Argwohn nicht getäuscht hatte. Der Hof von Portugal verhehlte durchaus nicht, wie erwünscht es ihm sei, diese Verbindung mit der Krone von Kastilien zu knüpfen; aber Beltran glaubte mehr als einmal zu bemerken, daß der Infant in vertraulichem Zwiegespräch bemüht war, der Prinzessin Juana seinen Bruder mit geringschätzigem Achselzucken oder mit boshaftem Spott zu schildern. Auch fiel ihm eines Tags durch einen Zufall ein Brief in die Hand, worin der Prinz an den König über Juana schrieb und ihm mit heuchlerischem Bedauern mitteilte, die hochfahrende Infantin habe sich über das ihr zugeschickte Bild des Königs sehr wenig schmeichelhaft ausgesprochen und sei überhaupt von einem beleidigenden Widerwillen gegen ihren zukünftigen Gemahl erfüllt.

Beltran hatte in den Brief nur einen flüchtigen Einblick nehmen können; in seiner machtlosen Stellung durfte er auch nicht hoffen, diese prinzlichen Ränke zu entlarven. Aber er hielt es wenigstens für seine Ehrenpflicht, zu tun, was er könne, um der Infantin eine bessere Meinung von seinem König einzuflößen. Bisher hatte er, in seiner stolzen und zurückhaltenden Art, ihre Nähe eher gemieden als aufgesucht, auch den Ruf von ihrer Schönheit aus jugendlichem Eigensinn übertrieben gefunden; doch jetzt nahm er sich vor, sich ein wenig bei ihr in Gunst zu setzen und Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung zu

gewinnen. Der Zufall kam ihm zu Hilfe, ehe er's dachte. Eines Tages, als er sie in ihrem Gartenhäuschen am Tejo aufsuchen wollte, um ihr einen auffallend schönen Falken als Geschenk seines Königs zu überreichen, fiel ihm auf, daß er keine ihrer Dienerinnen im Vorzimmer fand, sondern durch die nur angelehnte Tür ungehindert eintreten konnte. Er ging weiter, hörte erregte Stimmen, und als er bei der nächsten, halboffenen Tür auf die Schwelle trat, sah er den Infanten Alfonso vor der Prinzessin auf den Knieen liegen, während diese ihm mit heftigen Gebärden befahl, sich zu erheben und sie zu verlassen. Einen Augenblick stand Beltran wie versteinert da, durch diese plötzliche Aufklärung des ganzen Handels außer Fassung gesetzt. Als er dann Miene machte, sich geräuschlos zurückzuziehen, hatte sich der Prinz schon erhoben, murmelte noch einige verstörte Worte und ging, ohne den Zuschauer in seinem Rücken wahrzunehmen, durch eine andere Tür hinaus.

Beltran stand noch, mit seinem Falken auf der Faust, an der Schwelle, als Juana ihn anrief und mit einer Handbewegung aufforderte, sich zu nähern. Sie las auf seinem Gesicht, daß er wußte, was geschehen war, und suchte durch ein huldreiches Lächeln darüber hinwegzugleiten. Von der Erregung noch blaß und in dieser Blässe überraschend schön, fragte sie ihn mit äußerer Ruhe, was der Vogel auf seiner Linken bedeute. Sie schien sehr erfreut, als der schöne Kavalier sie um die Erlaubnis bat, ihr diesen Jagdgefährten als einen Gruß seines Königs darzubringen. Sie nahm ihn auf die Hand. Beltran beugte sich nieder, um den zu ihren Füßen liegenden Hut des Infanten aufzuheben, und mit einem Blick auf diesen verräterischen Zeugen setzte er hinzu, daß er überhaupt

sich glücklich fühle, der Liebesbote eines so zärtlichen und vertrauensvollen Fürsten zu sein. Kein Monarch verdiene so wenig wie der seine, ungetreue, verräterische Diener zu haben. Die Prinzessin sah ihn aufmerksam an; nun erzählte er ihr mit scherzender Offenheit, was für einen Auftrag der König ihm mit auf den Weg gegeben, und daß er sich schon lange danach sehne, ihn zu erfüllen und der Herold der edlen Eigenschaften seines Fürsten zu sein. Er sah dabei auf ihre weißen Hände nieder, weil ihr Blick ihn zu verwirren anfing, und begann eine warme Lobrede auf den König, in der die Wahrheit nicht geradezu verleugnet, aber durch die zarteste Auslegung, durch Wort und Ton in ein verschönerndes Licht gerückt war. Die Infantin betrachtete unterdessen sein ritterliches, glühendes Gesicht und sein leuchtendes Haar, und schwieg.

Endlich, als er ausgesprochen hatte, nahm sie seine Hand und drückte sie sanft. „Ihr seid ein Diener, der zugleich ein Freund ist!" sagte sie. „Ihr seid ein guter Lobredner, Don Beltran; Ihr könntet, wenn es sein müßte, die Nacht vergolden!" — Sie stand auf, ging im Zimmer umher, indem sie den Falken streichelte, und kam dann, die schwarzen Augen auf ihn geheftet, zu dem Ritter zurück. Mit einer huldvollen Gebärde forderte sie ihn auf, sich neben sie auf die Kissen zu setzen, und fragte, was er denn von sich selber zu sagen wisse. Sie wünsche, ihn den Don Beltran mit der gleichen Ausführlichkeit schildern zu hören; „und ebenso wahr," setzte sie mit freundlichem Spott hinzu.

Beltran, durch ihr Benehmen ermutigt, küßte ihr die Hand und beteuerte, er stehe zu sehr im Dienst der Ehre, um die Wahrheit zu fälschen. In diesem Augenblick,

während er noch ihre warme Hand in der seinen hielt, trat ihm durch eine seltsame Ideenverknüpfung Don Alvaros letzter Blick auf das schwarze Gerüst vor die Seele, und alles, was er damals empfunden hatte. Er ließ die schöne Hand der Infantin fahren und blickte auf ihre stolze, etwas üppige, lebensvolle Gestalt. „Ich will Euch sagen, Donna Juana, wer ich bin!“ fing er endlich an. Und da sie ihn fragend ansah, erzählte er ihr Don Alvaros Ende, und wie der Eindruck dieser Stunde ihn verwandelt habe. Wie es seitdem sein einziger Wille sei, der Ehre zu dienen. Wie ihn ein hochfliegender Ehrgeiz erfülle, mehr als er sagen könne; wie gleichsam Alvaros Geist ihn hinter sich her ziehe, als müsse er sich ein ähnliches Leben zu erkämpfen suchen, auf die Gefahr hin, ein ähnliches Ende zu finden.

Donna Juana hatte ihm wieder schweigend zugehört; zuweilen gedankenvoll auf den Boden starrend, zuweilen mit einem langen Blick in seine dunkelblauen Augen versenkt. „Ich verstehe Euch, Ritter,“ sagte sie endlich, indem sie zu scherzen suchte. „Ihr wünscht am Hof zu Valladolid Alvaros Rolle zu spielen! Ihr habt Euch vorgenommen, Euren vielgepriesenen König und — und Eure zukünftige Königin zu beherrschen!“ — Beltran sprang erschrocken auf und warf sich in einer unwillkürlichen Bewegung der Infantin zu Füßen. „Steht auf!“ sagte sie ernst, indem sie ihm die Beteuerung abschnitt, die ihm auf der Zunge lag; „wollt Ihr a u ch irgend einem dritten ein Schauspiel bereiten? — Steht auf und fürchtet Euch nicht,“ setzte sie lächelnd hinzu. „Ich werde Eure Zukunftspläne nicht verraten, Don Beltran. Und da ich nun weiß, was für ein gefährlicher Geist

in Euch steckt, so werde ich mich vor Euch zu schützen wissen."

Sie stand damit selber auf, und um ihre innere Bewegung zu verbergen, warf sie ihm noch ein gnädiges Lächeln zu, sprach einige gleichgültige Worte von anderen Dingen und entließ ihn. Beltran, in dem diese Unterredung alle Jugendgefühle entzündet hatte, kehrte sehr aufgeregt in seine Wohnung heim. Er wiederholte sich alle ihre Worte, wunderte sich sehr, daß er bisher an ihrer Schönheit hatte zweifeln können. In jedem müßigen Augenblick sann er darüber nach, wie er noch einmal so vertraulich in ihre Nähe gelangen könnte. Indessen die Infantin, statt ihn heranzuziehen, vermied es vielmehr, ihn zu sehn. Sie hielt sich einige Tage fast ganz allein, erklärte dann ihren Entschluß, die Hand des Königs von Kastilien anzunehmen, und widersetzte sich nicht, als der König, plötzlich erkrankt, sie ersuchen ließ, die Vermählung durch einen Stellvertreter zu gestatten. Wenige Tage darauf stand Don Beltran hinter dem Infanten Alfonso am Hauptaltar der Kathedrale von Lissabon und sah zu, wie Alfonso der Prinzessin, die seine Liebe verschmäht hatte, im Namen des Königs von Kastilien den Ring an den Finger steckte und mit ihr niederknieend den Segen des Erzbischofs empfing.

Unterdessen eilten schon die Sendboten voraus, die in Valladolid und in allen Städten der Grenzprovinzen den bevorstehenden Einzug der neuen Königin ankündigen sollten. Der König Enrique, von seinem Krankenlager auferstanden, machte sich mit großem Gefolge auf, um ihr entgegenzureiten. Er nahm unterwegs, zur Verwunderung seiner Ritter, das Abendmahl, wie wenn es zum

Sterben ginge, hielt sich auf dem Ritt noch einsamer und menschenscheuer als sonst, und schien mehr einem lebensmüden Pilger gleich, der sich in die Zurückgezogenheit eines Klosters flüchten will, als einem König in der Blüte seiner Jahre, der in die erste Umarmung einer schönen Gemahlin eilt. Seine alte Neigung zu plötzlicher Bewußtlosigkeit kam wieder häufiger über ihn. Die Briefe seines Bruders hatten ihn um jede Hoffnung gebracht, sich Juanas Neigung zu gewinnen; er war darauf gefaßt, sich von ihr verachtet zu sehn, und seiner weichen, schwachen Seele fehlte der Mut, diese Gesinnung in ihr zu bekämpfen. Als er vor den Toren von Tordesillas, unter dem Geläute aller Glocken, ihr an der Spitze seines Zuges blaß und fast demütig entgegenkam, erschrak Juana über diese unkönigliche Gestalt. Sie war schon mit Don Beltrans Hilfe vom Pferd gestiegen, ehe noch der König Zeit gewonnen hatte, herbeizueilen. Jetzt stand sie ihm mit dem ganzen Stolz ihrer fürstlichen Erscheinung gegenüber, maß ihn mit einem langen Blick und hielt ihm dann nur die blasse Stirn zu einem flüchtigen Kusse hin. Der König, durch diesen Empfang vollends verstört, wagte sie an diesem Tag nicht mehr zu berühren. Als er gegen Abend an ihrer Seite durch die geschmückten Straßen von Tordesillas ritt, schmetternde Trompeter und Fahnenschwenker vor ihnen her, so verwunderte sich die ganze Stadt, wie in sich versunken der Fürst neben seiner starr hinausblickenden Gemahlin vorüberschwebte, wie finster der Infant Alfonso lächelte, — und mit welchem königlichen Anstand der schöne Don Beltran, als wäre e r der eigentliche Held des Festes, hinterdrein ritt.

Auch während der rauschenden Feste, die in Torde-

sillas und Valladolid dem Einzug folgten, konnte es keinem offenen Auge entgehn, daß weder der König noch die Königin an der Festfreude anders als mit den Lippen Anteil nahmen. Die Königin erschien selten anders, als mit bleichem Gesicht; ihre Augen glänzten überwacht oder senkten sich müde, bei Tafel verschmähte sie es meist, die Speisen zu berühren, und stieg einmal eine Röte in ihren Wangen auf, so war es, wie wenn hinter durchscheinendem Marmor eine verborgene Flamme glühte. Sie hatte schon auf der langen Reise von Lissabon nach Tordesillas eine Veränderung ihres Wesens nicht zu verhehlen vermocht; ihre Umgebung bald durch aufgeregte Heiterkeit entzückt, bald in tiefer Verschlossenheit von sich abgestoßen. Aber in Valladolid schien die Erkrankung ihrer Seele mit jedem Tage zu wachsen. Sie lag, wie ihre Dienerinnen bemerkten, zuweilen nächtelang in schlafloser Unruhe und verstohlenem Seufzen da. Dem König verbarg sie nicht, wie sehr sie ihn verachte; sie hielt ihn von sich fern, als wäre auch er nur ein Stellvertreter, und der melancholische Enrique nahm dieses Los wie ein Verhängnis hin. Mit dem Infanten verkehrte sie gleichgültig und kalt; nur zu Beltran zeigte sie zuweilen, wie an jenem Tag in Lissabon, ein plötzlich hervorbrechendes, überfließendes Vertrauen, um ihn dann am nächsten Tag wieder durch den herben Stolz der Königin zu erkälten.

So war eine geraume Zeit seit ihrer Ankunft in der Hauptstadt verstrichen; Beltran sehnte sich, den Hof zu verlassen, an dem ihn die verschiedensten Gefühle bedrängten. Er hatte sich schon vor der Abreise nach Lissabon mit dem Verlangen getragen, an die Grenze zu gehn und an dem ständigen kleinen Krieg gegen die andalusischen

Mauren teilzunehmen. Jetzt erwachte dieser Wunsch von neuem; er erbat sich vom König die Erlaubnis, nach Cordova zu ziehen. Mit halb erleichtertem, halb erschwertem Herzen machte er sich noch an demselben Abend auf, um der Königin zu sagen, daß er gehe. Sie hatte sich, wie sie zu tun pflegte, in ihren Garten begeben, wo sie lustwandelte und die Kühle der Dämmerung genoß, und Don Beltran ging zwischen den blühenden Granatbüschen hin, indem er rechts und links nach ihrer Erscheinung spähte. Er war eben an den großen Rasenplatz vor der Terrasse des Lustschlosses gekommen, als er ein widerwärtiges Schauspiel sah, das ihn zum Stehen brachte. Jeronimo, der Narr des Hofs, ein zwerghafter, buckeliger, fratzenhafter Mensch, stand von Damen und Rittern umringt, die an ihm zerrten, und die größte der Frauen, eine Hofdame von sehr üppiger Schönheit, riß eben sein buntes Kleid entzwei und schlug ihm mit beiden Händen ins Gesicht. Der Narr schrie auf und suchte sich loszumachen; nun trat auch der Infant Alfonso hinzu, der bisher unter den Zuschauern gestanden hatte, griff nach Jeronimos Ohr und rief, während er den Narren mißhandelte: „Wirst du noch einmal Spottverse auf uns machen, verwachsener Spion? Wirst du noch einmal das Kammerfenster der Donna Ines besingen?"

Damit schlug er Jeronimo gleichfalls ins Gesicht. Sowie Don Beltran dies sah, eilte er hinzu; eine plötzliche, heftige Erregung riß ihn hin. Er war in Gefahr, sich gegen den verhaßten Prinzen zu vergessen, als auf der Terrasse eine Gestalt erschien, deren Anblick ihn zur Besinnung brachte. Die Königin trat zwischen den grün überrankten Pfeilern der Terrasse hervor und stieg die Stufen herab.

„Was ist geschehn?" fragte sie, indem sie den zittern-

den Jeronimo betrachtete, den seine Peiniger losgelassen hatten. „Ist das ein M e n s ch, den diese Damen und Herren wie ein Tier mißhandeln?"

Die Gesellschaft schwieg; nur Don Alfonso trat vor und erwiderte leichthin: „Ihr seht, es ist nichts, als ein Narr, der von schönen Händen seinen Lohn empfängt: er hat gelästert."

„Das ist Narrenart!" gab die Königin kalt zurück, und winkte dem Jeronimo, sich ihr zu nähern. „Ist es Sitte in Kastilien, daß man auf Narrenwitz mit Faustschlägen antwortet? — Ich werde dich schützen, Jeronimo; komm hieher, zu mir!"

Der Unglückliche gehorchte, noch an allen Gliedern zitternd, kniete unbeholfen vor ihr nieder und stammelte: „Gute Königin!"

Juana sah mitleidig auf ihn herab. „Tränen in den Augen!" sagte sie und betrachtete seine verzerrten Glieder. „Du sollst mir dienen, mein Freund. Fasse dich. Wenn dir die Zunge so lose hängt, bei mir soll sie ihr Narrenrecht nicht verlieren: ich fürchte keine Zunge. — Steh auf!" setzte sie huldvoll hinzu.

Der Narr, vor Bewegung außer sich, warf sich hin, um ihren Fuß zu küssen. Sie verwehrte es ihm, zog ihn in die Höhe und hielt ihm gnädig ihre Hand zum Kusse hin. Dann winkte sie ihm, die Terrasse hinaufzugehn und in den Palast zu treten. Jeronimo stand auf, verneigte sich tief, die beiden Hände auf die Brust gelegt, ein dankbarer Seufzer entfuhr ihm; gleich darauf war er in der Tür des Palastes verschwunden.

Unterdessen stand die Gesellschaft schweigend da und erwartete, was die Königin weiter fragen oder befehlen

werde. Juana bemerkte nun erst den Don Beltran, der seitwärts im Schatten eines Lorbeerbaums stehen geblieben war. Auf einmal erheiterte sich ihr Gesicht; sie warf nur noch einen Blick über die andern hin und entließ sie alle mit einer kurzen Gebärde. Dann rief sie Beltran zu sich heran. Ihre Augen glänzten etwas fieberhaft; durch eine leichte Röte verrieten sie, daß sie geweint haben mußte. Auf ihren Zügen lag eine melancholisch verschleierte Lieblichkeit, ein hingehauchter Schmelz, den sie selten trugen, und der den aufgeregten Beltran umso inniger rührte. „Es ist gut, daß ich Euch sehe," sagte sie mit ungewohnter Herzlichkeit. „Euer Anblick erinnert mich wieder, daß es noch Menschen gibt; und ich hatte mich sehr nach einem Menschen gesehnt! Ich will jetzt nicht wissen, was der arme Schelm, der Jeronimo, verbrochen hatte; es widert mich an. Kommt hinein, Don Beltran! Ihr sollt mir ein wenig Gesellschaft leisten. Ich bin sehr einsam geworden: denn meine Elena, meine alte Zuchtmeisterin in Lissabon, die mich herbegleitet, an diesem Nachmittag hat sie mich verlassen. Die Glückliche kehrt nach Lissabon zurück. Aber was red' ich!" brach sie auf einmal ab. „Jeder ist da, wohin ihn das Schicksal stellt. Ich bin eine gute Kastilierin geworden; zweifelt nicht daran! Tretet ein und laßt mich auf eine halbe Stunde vergessen, daß in diesem Augenblick der Wagen, der meine Elena und meine Jugend trägt, nach Portugal rollt."

Sie ging ihm voran; Beltran folgte ihr in tiefer Bewegung in ihr traulichstes, vom letzten Abendlicht beschienenes Gemach, in dem sie vor einem großen, vergoldeten Käfig stehen blieb. „Seht diesen Falken!" sagte sie und zeigte auf den Vogel, der mit schläfrigem Blick

auf der Stange saß; „er frißt aus meiner Hand, ich hab' ihn gezähmt. Kennt Ihr ihn noch?"

Beltran erwiderte nichts und faßte Juanas Hand, um sie zu küssen. „Meine Königin!" sagte er endlich mühsam, „dies ist der schwerste Tag meines Lebens; denn ich soll Euch verlassen."

„Mich verlassen!" fuhr sie auf und sah ihn erschrocken an. „Wohin? Was wollt Ihr?"

„Dahin, wo man Lorbeeren pflückt," erwiderte er mit schwermütigem Lächeln. „Es scheint, ich verliere die Kraft, mich darauf zu freuen; bei Eurem Anblick vergess' ich, daß ich mich noch vor einer Stunde unter die Mauern von Granada sehnte. Ich dachte, ich sei es meinem Glauben schuldig, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, und meiner Ehre, an Alvaros große Taten zu denken."

Die Königin starrte bei diesem Namen, indem sie den Kopf unwillkürlich senkte, auf den Boden hin und stand in tiefen Gedanken. „Ich erinnere mich, Alvaro ist Euer Vorbild," sagte sie nach einem längeren Schweigen. „Unterbrecht mich nicht. Ihr wollt ihm nacheifern — und darum seid Ihr mir wert. Aber es schmerzt mich, daß ich Euch verliere."

„O meine gütige Königin!" erwiderte Beltran. „Vielleicht ermeßt Ihr dann, was i ch empfinde. E u ch geht e i n Ritter von Hunderten; i ch soll nun ohne Königin leben."

„Spottet Ihr?" sagte Juana und sah ihm selbstvergessen ins Gesicht. „Ein Ritter von Hunderten? Der einzige, der mir einer ist. Nehmt sie mir alle und bleibt!" — Auf ihren Lippen schwebte noch ein Wort, sie hielt es aber zurück. Sie wandte sich ab und trat wieder an

den Käfig, um in die Augen ihres gezähmten Falken zu starren. Endlich kam sie und blickte ihn vorwurfsvoll an. „Ihr wart nicht ehrlich, Don Beltran!“ sagte sie mit dumpfer Stimme. „Warum erkühntet Ihr Euch, an jenem Abend in Lissabon mich durch einen unwahren Lobgesang zu täuschen?“

„Durch welchen Lobgesang?“ fragte Beltran verwirrt.

Die Königin hielt die Augen auf ihn geheftet, bis er ihren Blick nicht mehr ertrug, und sagte langsam: „Warum habt Ihr mich hieher gelockt? Warum wart Ihr ein so verräterischer Diener, mich unglücklich zu machen?“

Beltran warf sich bei diesen Worten ihr zu Füßen hin; er wußte nichts als einen tiefen Seufzer zu erwidern. Sie ließ ihn liegen; allmählich übermannte sie ihre innerste Empfindung und sie seufzte auch. „Es ist nun zu spät,“ sagte sie, in ihren Sessel gesunken, vor sich hin. „Geht und verlaßt mich. Geht. Mir ist, als würd' ich Euch auf diesem Stern nicht wiedersehn; und ohne ein Zeichen meiner Huld sollt Ihr nicht von mir scheiden. Beltran! Tragt diese Kette, die mich aus Portugal hieher begleitet; sie hat all meine goldenen Tage gesehn!“ Indem sie eine feine, goldene Kette mit einem Kreuz von Smaragden sich vom Halse nahm und dem noch immer Knieenden umhängte, setzte sie leiser hinzu: „Nein, dankt mir nicht; ich hab' ja Euch zu danken. Seit ich unser portugiesisches Meer verließ, war Euer Gesicht mein Trost, Euer Wort Balsam für meine Seele. Ihr hört, ich sage alles, was ich weiß; — Ihr wißt ja, Don Beltran“ — sie suchte zu lächeln — „Sterbende sagen alles, und Abschiednehmen ist Sterben. Werdet glücklich, Beltran; glücklicher als Eure Königin! Wärt Ihr ein Bote von meiner Mutter, um

mich heimzuführen! Hier — hier — hier erstickt mich die Luft; Fieberschauer wühlen mir im Blut — ich hasse Kastilien; Ihr seid der einzige, den ich nicht hasse."

Beltran, von jedem ihrer Worte gemartert, erhob sich und bedeckte ihre Hand mit stummen Küssen. „Euch haff' ich nicht," wiederholte die Königin mit schmelzender Stimme. „Geht, und jagt der Ehre und Euren Träumen nach, und gedenket mein! Ihr seid noch zu hohen Dingen aufbewahrt; ich kenne Euch wohl, Beltran. Was in Euren Augen glüht, das verheißt so viel! Ihr könntet König sein und eine Welt beglücken. Ihr wart mir — — Aber diese Zunge singt ein zu lautes Schwanenlied. Lebt wohl, Don Beltran! Wir müssen viel begraben, viel verlassen. Verlaßt mich und geht!"

Sie hatte ihm ihre Hand entzogen; indem sie ihre letzten Kräfte sammelte, trat sie zurück, um ihm den Abschied aus der Entfernung zuzuwinken. Beltran stand bis ins Mark erschüttert da. Die plötzliche Enthüllung verwirrte ihm die Sinne. Er warf sich ihr von neuem zu Füßen hin. „O meine Königin!" stammelte er. „Ich hab' Euer Unglück verschuldet. Ihr tötet mich. Ich kann Euch nicht verlassen."

„Weh mir!" seufzte sie auf. „Verlaßt mich und geht!"

„Ihr reißt mir das Herz aus der Brust. Hier zu Euren Füßen laßt mich sterben."

„Nein, nein," sagte sie verloren vor sich hin. „Sagt mir noch ein holdes Abschiedswort und geht!"

Beltran hob sein Gesicht voll Zärtlichkeit zu ihr auf und erwiderte mit seiner tönenden Stimme: „Herzliebste Königin!"

„Das klingt süß," sagte sie, indem sie zusammenfuhr;

„könnt' es in einem ewigen Echo — — O Beltran! Beltran!"

Er hatte ihre Hand ergriffen, sein heißer Mund küßte sie ohne Ende. Juana ließ es ruhig geschehn. Endlich sagte sie, indem ihr die Lippen bebten: „Liebster! Ihr schenkt nur der H a n d diesen süßen Trost; wollt Ihr mich nicht auf die Lippen küssen?"

Beltran umschlang sie und legte Mund auf Mund. Sie gab sich eine Weile mit geschlossenen Augen dieser Seligkeit hin; dann vergingen ihr die Sinne, sie sank in ihren Sessel zurück.

Dieser Augenblick hatte über beider Schicksal entschieden; die lange verhaltenen Flammen schlugen ihnen über dem Haupt zusammen. Juana erwachte, und Beltran glaubte an ihrem Busen zu vergehn, von Seligkeit und ahnungsvollem Bangen erschüttert. Alvaros blutiges Bild trat einen Augenblick zwischen ihn und die Augen seiner Königin und schreckte ihn auf; dann zerfloß es wieder, und der berauschte Beltran kehrte an ihre Lippen zurück. Es war schon dunkle Nacht geworden, als Juana sich endlich seinen Armen entwand. Sie begriff, daß inzwischen die Welt sich nicht wie ihr Schicksal verwandelt hatte; daß sie noch Königin von Kastilien, und daß Beltran gekommen war, von ihr Abschied zu nehmen. Den Schauder in ihrem Gewissen niederkämpfend, umschlang sie ihn noch einmal und sagte, indem sie ihm mit dem Blick der leidenschaftlichsten Hingebung in die Augen sah: „Du gehörst nun mir. Wirst du mich nie verlassen?"

„Niemals!" erwiderte Beltran, und fühlte, wie ihm bei diesem Wort das Herz erbebte. „Niemals!" wiederholte er und ruhte mit den Lippen auf ihrer Hand.

„Wirst du es nie bereuen, daß du mich liebst?" fragte sie und blickte ihn fast ängstlich an. „O Beltran — ich liebe deine Ehre wie dich selbst. Ich hasse den König, ich verachte die Welt; aber dich will ich anbeten können, wie einen Heiligen. Stiere nicht vor dich hin; du sollst deine Ehre nicht um mich vergessen! Mein mußt du sein, mir angehören mit Leib und Seele, wie ich dir; aber deine hohen Träume sollen darum nicht untergehn. Du sollst neben mich treten wie ein König, sollst höher stehn, als Alvaro stand; glaub mir, ich will nicht ruhig schlafen, eh' ich das nicht wahr mache. Darauf sinnen will ich Tag und Nacht! — Beltran — ich bin eine Sünderin und will es sein; die Menschen nennen es so; aber so wahr ich mit meinem Schicksal gerungen habe, und so wahr du mein erwählter König bist — wir wollen hinauf, hinauf, Beltran, dem Äther zu, bis wir hoch wie Adler über den summenden Menschen schweben!"

Sie hielt die stolzen Augen schwärmend auf ihn geheftet; Beltran, von Liebe und Anbetung trunken, drückte sie an seine Brust. Ihre hoffnungsvollen Worte schienen ihn von aller Bangigkeit zu erlösen. So trennten sie sich, von der Nacht und nahenden Schritten aufgeschreckt. Beltran schwankte hinaus, und nachdem sie die Kerzen auf ihrem Tisch mit eigenen Händen angezündet hatte, setzte sich Juana in einer Ecke nieder und legte die beiden Hände wonne- und kummervoll vor ihr heißes Gesicht.

Eine Weile hatte sie so gesessen, als die Tür nach überhörtem Pochen geräuschlos aufging und Jeronimo auf die Schwelle trat. Der zwerghafte Mensch hatte die eine Hand fest auf seine Brust gelegt, als gelte es, darin ein Geheimnis zu verschließen, trug seine verwachsene

Gestalt vorsichtig wie mit Spinnenschritten vorwärts und blieb endlich vor der aufgeschreckten Königin stehn. Sie starrte ihn fragend an; sogleich ließ er sich steif und feierlich auf ein Knie vor ihr nieder, und während er einige zusammengefaltete Pergamente aus dem Busen zog, sagte er: „Hier, gute Königin! Dies hier ist Euer, Ihr mögt damit tun, was Ihr wollt."

„Was bedeutet das?" fragte Juana und stand auf.

„Ich soll Euch dienen, habt Ihr mir gesagt!" erwiderte der Narr mit einem sonderbar traurigen, zerknirschten Gesicht. „Dies ist der Anfang, und möge meine Königin über ihren Knecht gebieten!" — Damit legte er die Papiere in ihre Hand und fing auf einmal an, laut zu weinen.

Juana betrachtete seine wunderlichen Gebärden und sein faltiges, greisenhaft kindliches Gesicht; dann fragte sie: „Was ist dir, Narr? Ist dies Narrenart? Oder erlaubst du dir, vor deiner Königin unfeine Possen aufzuführen?"

Jeronimo schüttelte den Kopf. „Laßt mich peitschen," sagte er, „tretet mich mit Füßen; aber laßt mir noch das Leben, um Euch zu dienen! Ich bin kein Narr, o Königin, sondern ein elender Mensch; ein böser Schurke, der, um dem Infanten zu gefallen, Euch nachgestellt hat, wie es Spürhunde tun. Ich hab' Tag und Nacht an Euren Fersen gehangen, Euch behorcht und bewacht, um alles, was Ihr treibt, zu verraten; — und das hab' ich für Don Alfonso getan, der der größte Verräter unter dem Himmel ist! Und ich verdiene den allerhärtesten Tod, wenn Ihr mich nicht wollt leben lassen, um Euch als Euer treuester Knecht zu dienen."

Die Königin sah überrascht auf die jämmerliche Gestalt

herab. Endlich erwiderte sie: „Was für Treue sollt' ich nach solcher Bosheit erwarten? — Warum so schlecht, Jeronimo?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Narr und weinte. „War ich gut, so lachten sie mich aus; ein buckliger Narr sollt' ich sein und weiter nichts. Sie schlugen den Zwerg Jeronimo, sie hetzten den buckligen Jeronimo, sie verspotteten den zärtlichen Jeronimo; — der andre, der Narr, der Dieb, der Schelm Jeronimo, der ward gelobt und gefüttert und half dem buckligen Jeronimo: denn er gab ihm zu essen und zu trinken, er schafft' ihm Kleider, er schützte ihn vor der Peitsche. Und darum tat ich, was sie wollten, o Königin — bis auf diesen Tag, wo du wie ein Engel vom Himmel gekommen bist, um mir zu helfen. Ich hab' dich verraten, du hast mich geschützt und getröstet. Darum laß mich dir treu sein bis in den Tod! bis ich gen Himmel fahre, wo wir alle grade wie die Kerzen gehn und keiner mehr über bucklige Narren spottet.“

Indem er so sprach und nach dem Saum von Juanas Kleide griff, um ihn zu küssen, starrte die Königin auf die beschriebenen Blätter in ihrer Hand und fragte endlich: „Was sollen diese Papiere, Jeronimo? Was bringst du mir da?“

Jeronimo sah sie mit klugen Augen an: „Was ich Euch da bringe? Die Geheimnisse meines verräterischen Herrn, der mich mißhandelt hat, und der meine Königin verderben will! In diesen Briefen, die ich heut' nacht befördern sollte, steht es ja geschrieben, daß Don Alfonso König von Kastilien werden will; daß alles verabredet ist, um den König und Euch gefangen zu nehmen und vom

Thron zu stoßen. Und weil ich ahnte, daß das im Werk war, und weil ich Euch dienen wollte, hab' ich die Briefe in meiner Kammer gelesen; und wenn sie nicht alle wahr und von des Infanten eigener Hand geschrieben sind, so sollen mir diese beiden Hände in rotem Feuer verkohlen!"

Juana hatte die Blätter entfaltet und hineingesehn; ein rascher Entschluß fuhr ihr über das glühende Gesicht. Ihre Rettung, die Zukunft des Mannes, den sie liebte, die Vernichtung ihres erbitterten Feindes, alles stand ihr auf einmal vor der Seele. Sie blickte in Jeronimos Augen, die sich ängstlich auf sie geheftet hielten, und sagte rasch: „Ich werde dir danken wie eine Königin. Willst du schweigen wie das Grab, Jeronimo, und meinem Wink gehorchen?" — Der gerührte Narr küßte ihr Gewand. „Ich will dir gnädig und freundlich sein," fuhr sie fort; „jetzt geh! verlaß mich! Diese Briefe sollen uns alle retten und den Verräter verderben!"

Jeronimo nickte ihr zu. Er stand auf, verneigte sich, wieder die Hände auf der Brust, und ging tief aufatmend zur Tür hinaus. Die Königin aber, sowie sie sich allein sah, warf sich vor dem Kruzifix, das sich über ihrem Betschemel erhob, auf die Kniee nieder. In verworrenen Gedanken flehte sie den Erlöser an, ihr die Sünde, von der sie nicht lassen könne, um ihrer unsäglichen Liebe willen zu vergeben; und stand endlich halb beruhigt wieder auf, um das, was ihr zunächst am Herzen lag, noch in dieser Nacht zu vollbringen.

Durch die erhellten langen Gänge, die ihre Wohnung von der des einsamen Königs trennten, ging sie, in ihren Mantel gehüllt, ganz allein dahin und kam an den dämmernden Vorraum der Kapelle, in dem der König Abends

und Morgens zu sitzen und seinen Kirchensängern oder dem priesterlichen Gebet zu lauschen liebte. Eine leise Glocke ertönte eben; Juana trat in die angelehnte Tür und blieb geräuschlos stehn, um den einsiedlerischen Beter, ihren Gemahl, zu betrachten. Den Kopf gesenkt saß er auf einem niedrigen Sessel da, schien auf die Betglocke zu horchen oder sich in geistlichen Gedanken zu ergehn. Der Vorhang, der diesen schwach beleuchteten Raum von der Kapelle trennte, war halb zurückgezogen; durch die Öffnung glänzten die goldenen Leuchter vom Altar und der Goldgrund des hohen Altarbildes herein. Die Königin stand in unwillkürlicher Andacht still. Endlich verklang die Glocke, der König richtete sich auf und sah Juanas unerwartete Gestalt. „Madonna —!" sagte er verwirrt.

Juana trat auf ihn zu, statt des Stolzes von ehedem weiche, sanfte Züge im Gesicht, und mit einem Blick in seine melancholischen Augen, der ihm in die Seele ging, zog sie jene Blätter hervor und hielt sie gegen das trübe Licht der Lampe. „Erlaubt," sagte sie, „daß ich zum ersten Mal von meinem Recht als Eure Königin und Freundin Gebrauch mache, Eure Ruhe störe, um für Euer irdisches Heil sorgen zu helfen. Diese Papiere werden Euch sagen, was ich meine, und die Kühnheit rechtfertigen, mit der ich mich in Eure Nähe zu drängen wage."

„Wie redet Ihr?" antwortete der König in tiefer Beklemmung. „Wenn ich erstaunen muß, Euch hier zu sehn, bin i ch schuld daran? Hab' ich Euch denn Grund gegeben, diesen — unerwarteten Besuch für eine Kühnheit zu halten?" — Er sah, daß ihr Antlitz sich verfinsterte, brach verschüchtert ab und nahm die Blätter stumm in die Hand, um sie bei der Lampe zu lesen. Nach einer Weile ver-

färbte er sich, zitterte und seufzte. „Der Bruder! Der einzige Bruder!" sagte er vor sich hin.

Zuletzt las er nicht weiter, ließ die Papiere niederrollen, sank auf seinen Sessel und fragte mit der schwermütigsten Stimme: „Und von wem habt Ihr diese schrecklichen Blätter?"

Juana fuhr bei dieser Frage zusammen; sie fühlte, daß die Antwort über ihr Leben entschied. „Von wem?" sagte sie. „Von dem treuesten Eurer Diener, von Don Beltran. Ihm habt Ihr's zu danken, daß dieser Verrat durch seine Kundschafter entlarvt ward, eh' er Euch vom Thron in den Kerker gestoßen hatte. Ihm hab' ich es zu danken, mein Gemahl, daß mir heut' vergönnt wird, Euch meine Anhänglichkeit zu beweisen."

Der König stand auf und betrachtete sie in wachsender Verwirrung. Diese plötzliche, furchtbare Enthüllung, die Gegenwart seiner stolzen Gemahlin, ihr verwandeltes Wesen, das alles auf einmal überlastete sein schwaches Gemüt. „Don Beltran?" fragte er zerstreut, den Blick auf ihre verführerische Gestalt gerichtet. Sie nickte; nun legte er die Hand an seine Stirn, wie um sich auf die ganze Kette von Wundern zu besinnen, die diese Frau zu dieser Stunde zu ihm zu führen vermocht hatten. „Juana —!" rief er endlich aus. „Ihr verachtet mich nicht!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ihr enthüllt mir meinen Bruder als den abscheulichsten Verräter; war er's auch an meinem Herzen, Juana? Betrog er mich, wenn er mich glauben ließ, daß ich von Anfang an Eurer Seele zuwider war?"

„O mein Gemahl!" erwiderte sie, mit einer peinlichen

Beklemmung kämpfend, und suchte ihm in einem Blick zu sagen, was sich ihr nicht auf die Zunge fügen wollte.

„Ihr haßtet mich nicht?" fragte der König leise.

Sie schüttelte wiederum beteuernd den Kopf.

„O dieser Verräter!" sagte er schwermütig vor sich hin, und warf dann einen neuen, fragenden Blick auf die Königin. „Juana, hat er nicht auch Euch zu täuschen gesucht? Hat er Euch nicht gesagt, daß ich Eurer Liebe oder Achtung nicht würdig sei? Hat er nicht, wo er konnte — o nun erkenn' ich ihn erst! — hat er Euch nicht im voraus mir zu entfremden gesucht? Sagt es mir, Juana, und gebt mir das Leben wieder!"

Er sah sie in ängstlicher Erwartung an. Die Königin, von der Innigkeit seiner Stimme und seiner Augen gequält, beteuerte ihm mühsam, so sei es, er errate alles. „Nun verstehe ich erst seine ganze Verräterei!" setzte sie tonlos hinzu. „Was soll ich tun, mein Gemahl, um wieder gut zu machen, was ich in diesem meinem Wahn an Euch verschuldet habe? Ich sah in Euch den König, den Euer Bruder vor mich hinzeichnete. Könnt Ihr mir's vergeben, daß ich Euch verkannte?"

Enrique hatte ihre Hand ergriffen; er drückte sie mit noch schüchterner Zärtlichkeit an seine Brust. „Juana!" sagte er nach einer Weile. „Meinen verräterischen Bruder kann ich in die Verbannung schicken; meinen treuen Beltran kann ich mit königlichen Gnaden überhäufen; aber was hab' ich für Euch, Juana, als mein Herz? Und was kann Euch dieses Herz bedeuten, wenn seine Liebe Euch nicht glücklich macht? Ich wollte Euer königlicher Sklave sein, Juana, wenn es Euch gefiele. Ihr habt mir weh getan, weil Ihr all meine Ergebenheit verschmähtet,

ohne mich noch zu kennen. Wolltet Ihr mir dafür nun ein wenig Liebe schenken, so soll das Zucken Eurer schwarzen Wimpern hier und in ganz Kastilien gebieten."

„O mein Gemahl!" erwiderte sie verwirrt. Sie sah sein empfindsames Lächeln, und wie bereit er war, vor ihr auf die Kniee zu sinken. Er stand vorgebeugt da, ein zärtliches, gutes Wort von ihr erwartend. In ihrer Seele empörte sich ein edles Gefühl gegen diesen Betrug; ein Widerwille, sich gegen den weichherzigen Mann ihrer Übermacht zu bedienen. Indem sie ihn ansah, stellte sich Don Beltrans königliche Gestalt neben ihn, alle ihre Sinne entzündend. Die blauen Augen des Geliebten schienen auf ihr zu ruhen, seine goldhellen Locken ihr entgegenzuleuchten, seine Arme sie zu umschlingen. Sie erinnerte sich der Verheißungen, mit denen sie ihn entlassen hatte; des stillen Schwurs, den sie sich geleistet, alles für ihn zu tun, sei es, was es sei. Von ihren Gefühlen hingerissen, warf sie den Schauder von sich ab, der ihre Entschlossenheit lähmte, um die Gunst dieser Stunde zu benützen. „Erhebt Euch, Enrique!" sagte sie, da der König nicht länger seinem Verlangen widerstand, vor ihr niederzuknieen. „Noch seid Ihr mein Sklave nicht — obwohl Ihr es werden sollt. Ja, hütet Euch, mein Gemahl: ich nehm' Euch beim Wort, und bei Sankt Jago, Ihr werdet meine Herrschaft fühlen! — Ich will versuchen, Euch zu lieben," setzte sie leiser, mit unterdrücktem Widerstreben hinzu. „Laßt mir Zeit, Enrique; Ihr wißt, ich war lange an Euch irre — und ein stolzer Baum fällt nicht auf den ersten Schlag. Vergönnt mir, daß ich Euch für heut' verlasse, um mich über die großen Erschütterungen dieses

Tages und den Wechsel meines Schicksals still für mich zu fassen."

Sie hielt ihm die Hand entgegen, zum Abschied glänzten ihre Augen ihn tröstlich an. Der König, in zärtlicher, wiewohl gedämpfter Freude, drückte ihre Hand von neuem an sein Herz und versprach ihr lächelnd, sich in der Geduld zu üben und jedem ihrer Wünsche gehorsam zu sein. Dann nahm er die Lampe, da sie zur Tür trat, und leuchtete ihr hinaus.

„Juana!" sagte er auf der Schwelle mit einem Blick auf die Briefe, die noch am Boden lagen: „und diese Sorgen da?"

„Laßt uns sie auf die rechten Schultern wälzen," erwiderte sie rasch und erglühte einen Augenblick; „auf die Schultern des Mannes, der uns gerettet hat, den Euch Gott geschickt hat, um über Euch zu wachen!"

Der König nickte ihr zu. „Don Beltran!" sagte er vor sich hin; eine Erinnerung an seine ersten Ahnungen über die große Zukunft dieses Jünglings dämmerte in ihm auf. „Gute Nacht, Juana!" setzte er mit zärtlichem Lächeln hinzu, da sie ihm noch einmal zum Abschied winkte; dann sah er ihr nach, bis sie in der Windung des langen Ganges verschwand.

Am Morgen nach diesem schicksalsreichen Abend erfuhr das Volk von Valladolid zu seiner Verwunderung, daß der Infant Don Alfonso samt seinem Vertrauten Don Pedro de Zuñiga auf Befehl des Königs nach Segovia geführt werde, um dort in strenger Haft gehalten zu werden; daß der bisherige Günstling des Königs, der Marquis von Villena, den Hof zu verlassen denke, und daß der junge Don Beltran berufen sei, an seine Stelle

zu treten. Bei diesen Nachrichten jubelte die große Menge unverhohlen, daß nun die Herrschaft des Reichsverderbers Villena zu Ende gehe. Andre schüttelten den Kopf über Beltrans unerfahrene Jugend und grübelten über diesen rätselhaften Umschlag der Dinge. Bald erfuhr man und konnte es mit eigenen Augen sehn, daß die Königin, die sich bisher so sichtbar von ihrem Gemahl entfernt gehalten hatte, ihm näher und näher trat; daß sich ein Bund zwischen ihnen befestigte, als dessen unzertrennlicher Genosse der neue Günstling erschien. Don Beltran, den man vor einem Jahr noch unter den königlichen Pagen erblickt hatte, ward jetzt stets an der Seite der Königin als ihr Ritter und Freund gesehn. Man überschüttete ihn mit Ehren; in wenigen Monaten stieg er zum Mayordomo der Krone von Kastilien empor. Das Glück dieses Menschen und sein Einfluß schien wunderbar. Der bis dahin melancholische und freudlose Hof lebte wieder auf; in den verödeten Tanzsälen feierte man Feste, auf denen die Königin in ihrer fürstlichen Schönheit strahlte; im Prado sah man wieder die alten Reitergefechte und Quadrillen, bei denen Don Beltran den Preis ritterlicher Kraft und Anmut davontrug. Der König befolgte in allem den Willen der Königin und Beltrans. Er hielt den Jüngling fast wie einen Sohn oder Bruder. Sein Glück über die Aussöhnung mit seiner Gemahlin schien grenzenlos zu sein. Das Volk von Kastilien sah dem allen mit immer wachsender Befremdung zu, bis es endlich begriff, was geschehen war: daß König Enrique „der Schwache“ auch der „Blinde“ sei, und daß der schöne Beltran über Leib und Leben der Königin gebiete.

Indessen während das Volk diesen Zustand mit der

Ergebung hinnahm, mit der es den öffentlichen Heimlichkeiten seiner Herrscher zuzuschauen pflegt, rührte sich bald der ganze trotzige Adel des Königreichs, um mit diesem Ärgernis die Flamme der Unzufriedenheit zu schüren und sich einen Vorwand zur Empörung zu schmieden. Don Alfonso erfuhr kaum in seiner Haft, daß eine solche Stimmung sich regte, als er mit den großen Vasallen in geheimes Einverständnis zu treten und eine neue Verschwörung zur Entthronung seines Bruders anzuzetteln suchte. Die mißvergnügten Granden, von Neid auf den allzu glücklichen Beltran gestachelt, kamen ihm bereitwillig entgegen; niemand eifriger als der gestürzte Günstling, der Marquis von Villena, mit dem sich der Erzbischof von Toledo, der Großmeister von Calatrava und eine Reihe der mächtigsten Grafen, Barone und Prälaten verbanden. Es schien ihnen unmöglich, daß ein Jüngling, ein Frauenknecht wie Beltran einem so furchtbaren Bündnis widerstehen könnte. Sie brachten auch den König von Aragon auf ihre Seite, und erhoben dann laute Klage vor dem Thron über den verderblichen Einfluß des neuen Günstlings, über die wachsende Verwirrung im Lande, über das schlimme Beispiel, das sich von oben verbreite, während sie gleichzeitig verlangten, daß der König seinen Bruder Alfonso zum Thronerben des Reichs erklären sollte.

Die Antwort auf diese Forderung war nach einigen Tagen die Nachricht, die Königin Juana sei einer Tochter genesen, und der in allen Städten verkündete königliche Befehl, die Neugeborne als Thronerbin von Kastilien anzuerkennen. Auf diese Verordnung rottete sich ein großer Teil der Verschworenen zusammen. In einer neuen Beschwerdeschrift an den Monarchen schleuderten sie die

heftigsten Anklagen gegen Don Beltran, der die Person des Königs und sein Haus erniedrige, beherrsche und Vorrechte der Majestät an sich reiße. Wenn der König diesem Zustand nicht ein Ende mache, erklärten sie offen, so würden sie mit bewaffneter Hand ihre Rechte schützen. Kaum aber hatten sie durch diese Drohung erreicht, daß der schwache Enrique seinen Bruder aus der Haft entließ und ihn unter der Bedingung, sich dereinst mit der jungen Prinzessin zu vermählen, zu seinem Nachfolger erklärte, so warfen die Verschworenen vollends die Maske ab. Sie vereinigten sich, Alfonso in ihrer Mitte, unter den Mauern der hunderttürmigen Stadt Avila, um hier das seltsamste aller Schauspiele aufzuführen. Auf einem Gerüst, das in der nahen Ebene aufgerichtet war, sah man eine Statue des Königs Enrique, mit allen königlichen Insignien bekleidet, auf einen prächtigen Thronsessel niedergesetzt. In Gegenwart einer ungeheuren Menge von Adel und Volk ward hier eine Art von Gericht über den König gehalten und er zur Strafe für seine Vergehen zum Verlust der Krone verurteilt. Man ließ die Sentenz mit lauter Stimme verlesen, riß darauf von der Statue allen Schmuck der Majestät herab, warf sie vom Thron, hob den lebenden Infanten Don Alfonso hinauf und rief ihn zum König von Kastilien aus.

Don Beltran kehrte eben von einer Jagd mit dem König in gewohnter Heimlichkeit in die Arme seiner Königin zurück, als er von ihren zornglühenden Lippen erfuhr, was sich auf dem Feld vor Avila begeben hatte. Alvaros Schicksal, das ihm so oft vor Augen geschwebt, schien ihm nun gewiß zu sein. Wenn diese Empörung siegte, so war sein Haupt dem Henker verfallen und dasselbe Richt-

schwert, das Don Alvaros Hals durchschnitten hatte, auch für den seinen geschliffen. Indessen Beltran, dessen unerfahrene Jugend man so laut verachtet hatte, riß sich mit einem raschen Entschluß aus Juanas Armen empor. Er rief die Führer der Truppen zusammen, die ihm in der Nähe der Hauptstadt zur Verfügung standen, verpflichtete sie durch Mittel jeder Art zur Treue, bewog den König, sich an ihre Spitze zu stellen, damit die Heiligkeit der Majestät mit zu Felde ziehe, und mit einer Schnelligkeit, die niemand erwartet hatte, führte er sein zusammengerafftes Heer den Anführern entgegen. Unter den Mauern von Olmedo kam es zur Schlacht. Beltran rief, als er in den Kampf ritt, statt irgend eines Heiligen den Geist Alvaros als Bundesgenossen an. Sein Jugendfeuer, seine wilde Tapferkeit riß die Seinen mit fort. Das Heer der Empörer ward zersprengt, der Infant in die Flucht getrieben, eine lange Reihe erschlagener Vasallen bedeckte das Feld.

Der König Enrique hatte mit unerwartetem, ausdauerndem Mut an der Spitze seiner Reiter gefochten; nach gewonnener Schlacht jauchzten ihm die Truppen als ihrem Monarchen zu. Das lange Kämpfen hatte ihn ermüdet. Mitten auf dem Schlachtfeld setzte er sich unter einem Baume nieder, seinen Liebling Beltran neben sich, und erwartete den ersehnten Schlaf. Die eben untergehende Sonne beleuchtete die umherliegenden Toten, ihre Waffen und Harnische, und glänzte auch über ein blutbespritztes Pergament, das einem der feindlichen Ritter aus dem Brustharnisch hervorgeglitten war und sich neben ihm am Boden entfaltet hatte. Der König bückte sich, um es aufzuheben; Beltran kam ihm zuvor und reichte

es ihm hin. Eine Weile blickte Enrique auf die hie und da von Blutstropfen ausgelöschte Schrift. Dann hielt er das Blatt mit einem unbeschreiblichen Blick seinem Begleiter hin, um ihn die ersten Zeilen lesen zu lassen. Mit großen Buchstaben stand obenan geschrieben: „Erklärung, daß die sogenannte Prinzessin Juana des Königs Tochter nicht ist, und daß man uns zwingen will, den Nachkommen des Don Beltran de la Cueva die Krone von Kastilien aufzusetzen." Beltran las diese Worte und saß über das ganze Gesicht erglühend da. „Genug davon!" sagte der König mit seiner sanften Stimme, zog sein Schwert aus der Scheide, schnitt das Pergament mitten durch und ließ die Stücke zur Erde fallen. Dann lehnte er sein müdes Haupt an den Baum zurück; in wenigen Augenblicken schlief er ein.

Indessen saß Beltran, durch diesen Vorgang bis ins Innerste erregt, schlummerlos neben ihm und fühlte, wie sich die Siegesfreude in seinem Herzen vergällte. Er empfand einen Widerwillen gegen sich selbst, wie er ihn noch nie empfunden hatte. Sein ganzes Leben seit dem Tag, wo er Alvaro hatte sterben sehn, zog, während die Nacht hereinsank, an ihm vorüber. Er dachte, wie wunderbar seine verwegensten Träume sich erfüllt hatten, in wie hastigem Flug er an der Grenze der Möglichkeiten angelangt war. Ein ganzes Reich lag seiner Jugend zu Füßen; seine Feinde waren niedergeworfen, die schönste und stolzeste Frau in Spanien hing an seinem Blick, und der Mann, der an seiner Seite schlief, ließ ihn vertrauensvoll über sein Land wie über sein Weib gebieten. Aber dieser letzte Gedanke vergiftete seine Brust. Er fühlte, welchen Weg er gewandelt war, um diese Höhe des Lebens

zu erreichen. Statt sein Herz als das unantastbare Heiligtum der Ehre zu bewahren, hatte er es an den Feind aller Ehre, an den Betrug verkauft. Betrug mußte ihm Tag für Tag den Platz an des Königs Seite, den Platz an Juanas Brust behaupten. Er sah den schlafenden Enrique an, auf den die Sterne herabschienen, und fragte sich, ob dieser Mann, den sein Land verachte, in seinem edlen, blinden Vertrauen nicht unendlich viel achtungswürdiger sei als er. Von diesem Gedanken aus seiner Nähe hinweggetrieben stand er auf. Er ging zwischen den dunklen Leichen über das Schlachtfeld hin, das seine Liebe zu Juana und der Haß auf seine erschlichene Hoheit so blutig gemacht hatte, und von Schauder geschüttelt schlich er wie ein Verbrecher in sein Zelt zurück.

Die Stimmung dieser Nacht gärte in seinem Busen fort, der längst im stillen mit den Gespenstern des Gewissens gekämpft hatte. An des Königs Seite kehrte er als Sieger nach Valladolid zurück, von dem unterwürfigen Volk als Retter des Reichs gefeiert, in seinem Herzen unzufrieden, daß ihn kein Siegesjubel mehr beglückte. Der Infant Don Alfonso war auf der Flucht nach jener Niederlage unerwartet gestorben, die noch fortglimmende Empörung nun ihres Vorwands wie ihres Führers beraubt, der Frieden des Landes schien wiederhergestellt; in Beltrans Seele kam gleichwohl ein finsterer Geist nicht zur Ruhe. Er fuhr zuweilen aus den Armen seiner Königin wie ein Verstörter auf, sich jener Nacht unter den Mauern von Olmedo erinnernd. Juana sah seine Verwandlung und schwieg. Sie wagte nicht, ihn nach der Ursache dieser finstren Stunden zu fragen. Ihre glühende Leidenschaft fürchtete sich vor jedem Wort, das sie aus ihrem Glücks-

traum erwecken, den Schleier von ihrem Dasein hinwegziehen könnte. Sie wollte leben, wie sie lebte, um jeden Preis. Ihre Brust verhärtete sich gegen jedes bange, jedes dunkle Gefühl. Sie sah keinen Weg zurück, keine helle Zukunft; umso starrer hielt sie ihren Schwur, mit Beltran im hohen Äther ihrer Leidenschaft die dumpfen Stimmen der Tiefe zu vergessen.

So kam ein Abend heran, an dem die Königin den bösen Geist in Beltrans Seele durch rauschende Festlichkeiten zu bannen gesucht und den Garten vor ihrem Lustschloß durch phantastische Beleuchtung, buntes Maskengewühl, versteckte Musik in ein nächtliches Märchen verwandelt hatte. Die Damen und Herren des Hofs und die vornehmere Bürgerschaft von Valladolid zogen in den duftenden Laubgängen umher oder lagerten unter Zeltdächern, die man auf den Rasenplätzen ausgespannt hatte. Der König, von dem ersten Anfall des Trübsinns genesen, in den ihn der Tod seines, wenn auch feindlichen Bruders versenkt hatte, gab sich willig an Juanas Arm der Festfreude hin; zog mit seiner schönen Gemahlin von Gruppe zu Gruppe, mischte sich so leutselig unter das Volk, wie man ihn noch nie gesehn, und schien zuweilen mit einem verliebten Blick auf die Königin zu fragen, ob nicht jeder seiner Untertanen ihn beneiden müsse. Unterdessen ging Beltran hinter dem königlichen Paare her, von den Bürgern mit ganz besonderer, scheuer Ehrfurcht begrüßt, nur daß es ihnen auffiel, wie sehr eine finstere Blässe sich seines sonst so blühenden Gesichts bemächtigt hatte. Die breite Narbe zwischen seinen Augen, die am Schlachttag von Olmedo, wie man im Volk erzählte, sich so furchtbar gerötet, war heute bleich wie gewöhnlich, aber von einer

düsteren, jugendlosen Falte durchschnitten, die sich seit jenem Tag einzugraben begann. So zog er neben einer von Juanas Damen unter den Lorbeerbüschen hin, den Duft untertäniger Huldigungen gedankenlos einsaugend, als der Narr Jeronimo, sein und Juanas Vertrauter, ihn am seidenen Ärmel zupfte und mit einer bittenden Gebärde beiseite zog. Beltran folgte ihm. Jeronimo flüsterte hastig, es scheine eine Verschwörung gegen sein Leben im Werk zu sein. Er habe einige der im Park umherwandelnden Masken behorcht und entdeckt, daß sich verdächtige Fremde eingeschlichen hätten, und daß der Busenfreund des verstorbenen Infanten, Don Pedro de Zuñiga, auch darunter sei, der dem Don Beltran um jeden Preis den Tod geschworen. „Es ist gut!" erwiderte Beltran ruhig, während die Narbe unter seiner Stirn sich rötete. Er winkte dem wachsamen Jeronimo, verschwiegen zu sein, und entfernte sich nach dem Schlosse zu. Hier eilte er, die Hauptleute der königlichen Leibwache anzuweisen, was zu tun sei, und verstärkte Posten an den Ausgängen des Parkes aufzustellen, und kehrte dann in gewechseltem Anzug und eine Maske vor dem Gesicht in den Garten zurück.

Die Menge des Volks hatte sich inzwischen schon verlaufen, die erleuchteten Gänge wurden leer, hie und da erloschen die bunten Lampen. Auch der König wandelte mit Juana dem Schlosse zu, sie in ihre Zimmer zu geleiten. Jeronimo, der treue Narr, stand auf der Terrasse und erwartete sie, und als seine Herrin die Stufen langsam hinaufstieg, nahm er eine der Fackeln von den Pfeilern, um ihr über die Schwelle zu leuchten. In diesem Augenblick betrachtete ihn der König und verwunderte sich über

sein trübseliges, sorgenvolles, faltiges Gesicht. „Was ist dir, Jeronimo?“ fragte er voll Güte. „Du siehst aus wie die böse Zeit. Warum verfällst du seit einiger Zeit so ganz? — Findet Ihr nicht auch, Juana, daß unser Narr es fast verlernt hat, kurzweilig zu sein?“

Juana zuckte die Achseln und schwieg. Sie hatte es längst entdeckt, daß ihre Heimlichkeiten und seine Mitwissenschaft Jeronimos Herz bedrückten. „Erwache, Träumer!“ sagte sie mit einem verstohlenen, etwas bösen Blick und wandte sich zur Tür. Jeronimo ging voran; in seiner trübsinnigen Verwirrung fing er an zu straucheln und ließ mit einem Seufzer die Fackel zu Boden fallen. „Bist du trunken, Jeronimo?“ fragte die Königin. Der Narr zitterte und sah mit einem Blick auf sie hin, in dem sich seine ganze heimliche Bekümmernis um ihr Heil verriet. „Dienst du mir so schlecht?“ fuhr sie, durch diesen Blick gereizt, mit Betonung fort. Dann ging sie an ihm vorbei, um auf die Schwelle zu treten.

„Ihr seid hart mit ihm, Juana!“ sagte der König gutmütig, indem er Jeronimo die Fackel vom Boden aufheben sah. „Er wird müde sein. Schlaf liegt ihm auf den Augen. Gib mir dein Amt, Jeronimo; geh schlafen; ich leuchte der Königin!“ Damit nahm er ihm die Fackel aus der Hand und ging Juana voran, und setzte mit einem verliebt lächelnden Blick hinzu: „Laßt Könige Narren sein, wenn sie einer solchen Herrin dienen!“ — Juana, ihre böse Stimmung unterdrückend, erwiderte seinen Blick mit aller Holdseligkeit. Dann ließ sie Jeronimo stehn und folgte ihrem königlichen Diener über die Schwelle.

Der Narr stand noch und sah ihr in schweigender Betrübnis nach, in die Veränderung versunken, die mit seiner

Gebieterin vorgegangen, als sich der Terrasse Schritte näherten und einige flüsternde Masken erschienen. Er glaubte eben dieselben zu erkennen, die er vorhin belauscht hatte. Sie sahen sich nach allen Seiten um, blickten auf die erleuchteten Fenster des Schlosses, auf Jeronimo; in seiner Unruhe dachte dieser nach, ob er nicht mit lauter Stimme Leute herbeirufen sollte. Plötzlich tauchte aber hinter den Masken Don Beltrans Gestalt, in einen Mantel gehüllt, aus dem Dunkel der Gebüsche auf. Rechts und links erschienen andere dunkle, eingemummte Gestalten. Waffen blitzten auf, ein Pfiff ertönte; Beltran trat auf die Masken zu und forderte sie gebieterisch auf, sich zu enthüllen. Ohne ein Wort zu erwidern, sprang ihm die eine von ihnen entgegen und zog ein bisher verborgenes kurzes Schwert, es ihm in die Brust zu stoßen. Beltran aber riß einen nackten Degen unter dem Mantel hervor, und indem er seinem Gegner das Schwert aus der Hand schlug, drang er auf ihn ein, zerrte ihm die Maske vom Gesicht und stürzte ihn mit einem Ruck auf die Kniee nieder. „Don Pedro de Zuñiga!“ rief er aus, den Blick auf das grell beleuchtete Gesicht zu seinen Füßen gerichtet: denn Jeronimo hatte eine der Fackeln vom Pfeiler gerissen und leuchtete damit von der Terrasse auf die Gruppe herab. Zugleich waren die vermummten Wachen von verschiedenen Seiten hervorgestürzt und hatten die anderen Masken entwaffnet und ergriffen. Von dem Lärm dieser kurzen Szene aufgeschreckt, eilten die letzten Gäste aus den Baumgängen, die Diener und Dienerinnen aus dem Schloß hervor; der König und die Königin erschienen auf der Terrasse.

„Was ist geschehn?“ fragte der König. Don Pedro,

ein Mann mit langem, spanischem, dunkeläugigem Antlitz, richtete sich zu Beltrans Füßen ein wenig auf, und einen finsteren Blick auf den Fürsten werfend, der oben zwischen den belaubten Pfeilern stand, sagte er mit lauter Stimme: „Ihr kennt mich, Don Enrique! Ich bin Pedro de Zuñiga, Euer Feind, und durch die Bosheit des Teufels in die Hand Eures getreuen Reichsverwalters gefallen, aus der ich nicht lebendig mehr entkommen werde. Ich hoffte, ihn aus der Welt zu schaffen, um meinen Herrn, den Infanten, den er zu Grunde gerichtet hat, an ihm zu rächen, und Euch, König Enrique, von diesem Rost zu befreien, der Eure Krone und Eure Ehre zerfrißt. O König! Ich liege und rede hier wie ein Sterbender, denn ich werde mich wohl nie mehr auf die Füße stellen; laßt mich Euch sagen, daß Ihr blinder als Blindgeborene seid. Hättet Ihr Augen — nur eins, ein halbes, die Hälfte eines halben — so müßtet Ihr sehn, was ganz Kastilien sieht. Blickt diesen Euren schönen Verräter und Liebling an, wie er gleich einem Grabtuch dasteht; wie ihm die Hand am Degen zittert, um ihn mir durch die verhaßte Zunge zu bohren! Laßt Euer Schwert in Ruhe, Don Beltran: ich gedenke von der Hand eines Edelmanns zu sterben, da mein Leben verfallen ist — und mag es verfallen sein, da ich wenigstens die Wollust geschmeckt habe, Euch die Wahrheit in Euer glattes Verräterantlitz zu schleudern."

Bei diesen Worten hatte er einen Dolch unter seinem kurzen Mantel hervorgezogen und stieß ihn sich mit grimmiger Entschlossenheit in die Brust. Die Wachen wollten sich über ihn stürzen, um ihm die Waffe aus der Hand zu reißen; aber bei dem Anblick Beltrans, der wie eine Bild-

säule neben dem Sterbenden stand und auf ihn niederstarrte, blieben auch sie stehn, und Don Pedros Leben floß in einem roten Strom, mit einem letzten Atemzug, ungestört aus der Brust. Die Königin hatte die Augen geschlossen und sich gegen einen Pfeiler gelehnt. Unterdessen schien der König, der die plötzlich eingetretene, allgemeine Stille mit keinem Wort unterbrach, wie ein Abwesender vor sich hin zu sinnen. Er stierte auf den Boden und in die Luft, als wär' er mit sich allein; endlich richtete er sich auf und gab ein Zeichen, die Gefangenen, den Toten und die Lebenden, zu entfernen. Dann winkte er der Menge, sich gleichfalls zurückzuziehen, forderte die Königin mit einem hingemurmelten Worte auf, in ihre Zimmer zu gehn, und als er sich nun auf dem verödeten Platz mit Don Beltran allein sah, rief er ihn durch eine Gebärde stumm zu sich heran.

Beltran trat auf ihn zu, mit einem Gefühl, das sich nicht schildern läßt. Der König, ohne ihn anzusehn, nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch die Gänge hin, die seine Wohnung von der der Königin trennten. Ganz am Ende öffnete er die Tür und trat durch den matterleuchteten Vorraum in seine Kapelle ein. Beltran folgte ihm. Eine ewige Lampe brannte mit rotem Licht von der Decke herab; bleicher, gefärbter Mondschein fiel durch die bunten Scheiben des Fensters auf den Boden. Über dem Altar leuchtete das Gold, das die dunkle Gestalt des Heiligen umglänzte. Der König trat zu dem Altar hinan, mit etwas gebeugter Gestalt und unsicheren Schritten, und ergriff die vor ihm stehende Monstranz. „Beltran!" sagte er nach kurzem Schweigen. „Ihr wißt, ich hab' Euch lieb gehabt von Jugend an. Euch und der Königin

hab' ich mehr vertraut, als je einem andern Menschen. Ich glaube, daß Ihr keinen Meineid schwören könnt. Schwört mir hier bei dem Allerheiligsten und vor Gottes Antlitz, daß Ihr die Ehre meines Hauses gewahrt habt."

Beltran starrte den König fassungslos an. Die furchtbare Forderung, der geweihte Raum, die feierliche, geisterhafte Beleuchtung und die auf ihm ruhenden melancholischen Augen erschütterten ihn bis ins Herz. „Mein Herr und König —!" stammelte er endlich, die Stille der Nacht mit klangloser Stimme unterbrechend. „Was begehrt Ihr von mir? Weil ein Mensch ohne Glauben und Treue, der Euch und mich verderben wollte, Euch eine unerhörte Beleidigung ins Gesicht geschleudert, verlangt Ihr von mir einen Eid, der eine neue Beleidigung für die Königin ist? Ist die Königin Juana auf einmal so tief in Eurer Meinung gesunken, daß Ihr einen Reinigungseid hinter ihrem Rücken —"

„Schwöre mir!" unterbrach ihn der König. „Don Pedro de Zuñiga ist tot; du kannst ihn nicht ins Angesicht widerlegen. Widerleg ihn vor G o t t e s Antlitz! Beltran, Beltran, ich hab' ihn sterben sehn; ich hab' ihn dich mit sterbendem Mund verklagen hören; und bei Gottes Thron, wenn du nicht schwörst, so glaub' ich, daß er die Wahrheit sprach, und verfluche dich, und zerreiße jedes Band, das mich mit Juana verbindet!" Er hielt die Monstranz in der erhobenen Hand; mit Augen, in denen jede Weichheit von plötzlicher Glut verzehrt war, wiederholte er: „Schwöre! schwöre! Oder ich verfluche dich und kenne keine Königin von Kastilien mehr!" Sein Anblick erschreckte Beltran; es war, als sei ein Dämon in ihn gefahren. Er schüttelte die Monstranz vor Beltrans Gesicht und rief mit halb-

erstickter Stimme: „Bei der geweihten Hostie, die hier drinnen liegt, schwöre mir's, daß er als ein Lügner zur Hölle gefahren ist, daß ihr mich nicht verraten habt! Beltran! Beltran!"

Der Jüngling stand in schrecklichem Zustand da. Die Zunge lag ihm wie gelähmt im Munde, kalter Schweiß an den Schläfen. Ihm schauderte vor dem Meineid, und Juanas Schicksal, wenn er sich weigerte, stand ihm vor Augen. „Ihr rast!" rief er endlich aus. „Ihr seid außer Euch! Warum verlangt Ihr den Schwur?"

„Schwöre! schwöre!" wiederholte der König und drückte ihm das Heiligtum gegen die Brust.

„Ich schwöre," erwiderte Beltran mit gebrochener Stimme, indem es ihm wie ein Richtschwert über den Nacken ging.

„Bei Christi Leib!" setzte der König hinzu.

„Bei Christi Leib," wiederholte Beltran wie ein dumpfes Echo.

„Daß du dich nie an mir versündigt hast!"

„Daß ich mich nie an Euch versündigt habe," wiederholte Beltran mit festem, kaltem Ton; er hatte das Grauen von sich abgeschüttelt und starrte in die Nacht wie in das Nichts hinein.

Der König stellte die Monstranz auf den Altar zurück, reichte Beltran die Hand und schritt die Stufen herab. Seine Kräfte verließen ihn, er setzte sich auf einen der Betschemel nieder. So saß er eine Weile mit geschlossenen Augen und zitternden Wimpern da. „Mein König!" stammelte Beltran und suchte ihn unwillkürlich aufzurichten. Der todblasse Enrique schlug die Augen auf, starrte den Jüngling an und wehrte ihn sanft von sich ab. „Laß

mich!" sagte er. „Geh! Es ist gut; alles ist wieder gut!" Dann erhob er sich und winkte ihm freundlich, ihn zu verlassen.

Beltran, von dem ganzen Gefühl seiner Vernichtung gepackt, stand einen Augenblick unentschlossen da. Endlich raffte er sich auf, murmelte Gute Nacht und ging hinaus.

Die Decke, die Wände schienen draußen auf ihn herabzusinken. Auf dem Gang brannte noch ein Licht; er schwankte daran vorüber und durch die rötliche Dämmerung einem geheimen Seitengang zu. Es trieb ihn in seinem verdunkelten Bewußtsein, noch in dieser Nacht, zum letzten Mal, zu Juana zu gehn. Den finsteren, engen, zuletzt gewundenen Gang entlang, auf dem er sich so oft zu süßesten Freuden geschlichen hatte, tappte er, wie es ihm vorkam, heut dem Tode zu. Alles um ihn her war still. Er stand an der geheimen Tür, horchte, drückte auf die Feder und trat in das Schlafgemach der Königin ein.

Der tiefe Raum war noch erleuchtet, Juana saß in ihren Kleidern, bleich wie eine Lilie, dem Kruzifix gegenüber. Sie hörte sein leises Kommen und sprang auf, und sah nun in sein ganz verheertes Antlitz. „Juana!" sagte er, da sie unwillkürlich nach dem Armleuchter griff, um ihn noch heller zu sehen. „Juana! Es ist vorbei. Starrt mich nicht so an. Blendet mich nicht. Ich komme zum letzten Mal; es ist vorbei, vorbei, ich muß Euch verlassen."

„Du sprichst irre!" sagte sie. „Du mich verlassen? — Sind wir verraten, Beltran? Warum siehst du aus wie der Tod?"

Er schüttelte den Kopf. „Verraten! — Nein, nein; verloren; ehrlos und verloren! — Rühr mich nicht mehr

an, Juana; ich hab' den Rest meiner Ehre hingegeben, ich hab' kein Leben mehr. Bei allem, was heilig ist, hab' ich den Meineid geschworen — den nichtswürdigsten, unauslöschlichsten, unaussprechlichsten Meineid. Hin ist die Ehre! Alles!"

„Still! sprich nicht so laut!" sagte Juana mit gedämpfter Stimme und nahm ihn bei der Hand. „Was ist geschehn? Du hast dem König geschworen —?"

Er antwortete nicht, sondern nickte vor sich hin.

„Ihm geschworen, daß Don Pedro — — daß wir schuldlos sind?"

Beltran nickte von neuem.

„Beim Allerheiligsten, sagst du? Am Altar? Auf die Hostie?"

Ein Schauder schüttelte Beltran; er nickte nochmals.

„Beltran! Beltran!" sagte sie schnell gefaßt, ihren eignen Schauder unterdrückend; „warum verzagst du denn so? Warum verzweifelst du an dir und an mir? Sieh mich an; — warst du denn v o r diesem Schwur ein Heiliger? Fasse dich, fasse dich; was ist dir geschehn? Wenn du mir hier zu Füßen lagst und mir goldene Namen gabst, stand es da anders um dich und mich? Und rolltest du da auch die Augen wie jetzt und sagtest: Alles ist aus, ich muß dich verlassen?"

Sie umschlang ihn angstvoll mit ihrem weichen Arm; aber Beltran trat zurück. „Unglückselige!" sagte er, „warum mußt du mein ganzes Elend nennen? Ja, ich war ein Elender, ein Verworfener die ganze Zeit! Verfluche mich, Juana — nimm dieses Schwert und stoß es mir in die Brust, ich will stumm vergehn. Aber so leben, wie wir gelebt — ewigen Meineid im Herzen — das ist

Hölle! das entmannt mich wie Gift! da hilft nur Flucht oder Tod! Beim Allmächtigen, ich ertrag' es nicht mehr, neben diesem vertrauenden König dazustehn, ich, ein Räuber, ein Heuchler, ein Verräter; nur noch der Schatten eines Mannes, der Ehre los — — Ist das aus mir geworden! Ist das der Beltran, dem das Herz so hoch, so stolz, so königlich schlug; von Heldentaten träumend, die Ehre als seinen Gott in der Brust, jedes Lästerers lachend, frei, frei wie der Himmel!"

„Du tötest mich!" rief Juana aus. „Ringe nicht so die Hände, jag mich nicht in Verzweiflung!"

Er sah sie an; „Juana!" murmelte er, sein wildester Gedanke trat ihm auf die Lippen. „Juana — und was ward aus d i r? Ich kenn' auch dich nicht mehr, wenn du den glücklichen König so heuchlerisch umschmeichelst; mich faßt ein Widerwille gegen dich — ja, ja, gegen dich — jedes liebende Gefühl in meiner Brust wird zu Stein. Und dieser ganze süße Leib verwelkt vor meinen Augen ... Töte mich! töte mich! Mit meinen Worten, ich weiß es, geb' ich dir den Tod; hier zu deinen Füßen laß mich Elenden sterben!" Er war vor ihr niedergesunken, mit einem letzten Blick der Liebe flehte er die Marmorblasse um Vergebung an. „Laß mich sterben!" wiederholte er. „Du hast mir Himmel und Hölle mit gleichen Händen geschenkt; sei es drum; die Schuld war mein. Ich nahm sie dir aus den Händen. Aus deinen Augen sah mich die Sünde wie ein schuldlos Wiegenkind an, weiß wie das Sonnenlicht, das Gut und Böse nicht kennt. O meine unglückselige Königin! Es betrog uns — betrog uns beide. Mit wie goldnen Träumen, mit wie hohen Zielen begann es, um mit Schande, Meineid und Verzweiflung zu enden!"

„Erbarme dich!“ seufzte sie. „Warum mußt du mir das Herz mit all seinen Wunden wie am Jüngsten Tag auseinanderfalten? Ich trage den Tod im Herzen. Dahin kam es! Das ist die Liebe und Treue!“

Beltran stand wieder auf und stierte vor sich hin, ohne sie zu hören. „Wär' ich fort!“ murmelte er; „so könnt' es vielleicht noch leidlich enden!“

„Nein, nein!“ rief sie aus, „du darfst nicht fort! Laß mich nicht in fürchterlichster Einsamkeit allein, sei nicht der schlimmste der Teufel!“ Und da er noch immer vor sich niedersah, griff sie nach seiner Hand: „Sieh es nicht so verzweifelnd an; ist denn alles verloren? Strenge Buße wollen wir tun bei Tag und Nacht. Wenn die Menschen uns hassen, -- durch Segnungen, durch Wohltaten, Beltran, wollen wir ihren Haß ersticken. Sieh mich an. Ich war deine Königin. Hier will ich liegen und deine Kniee wie die des Heilands umfassen! Du weißt, ich hab' auf der Welt nur dich. Alles gab ich dir hin; ich hab' dich selig gemacht, und du willst mir entfliehen? — So zieh erst dein Schwert, stoß es mir ins Herz, laß den Abschied den Tod sein!“

Sie hatte seine Kniee umklammert, seine Hände ergriffen; Beltran, in tiefster Verwirrung, zog sie in seine Arme hinauf. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür ihm gegenüber, die zu Juanas andern Gemächern führte; der König erschien, einen Armleuchter in der Hand, ein dunkles Hauskleid über sein Nachtgewand geworfen. Indem er auf die Schwelle trat, erblickte er die beiden. „Jesus Maria!“ stammelte er und ließ vor Entsetzen den Leuchter zu Boden fallen. Die Königin sprang auf. Mit einer unwillkürlichen Bewegung war der König zurück-

gewichen, ließ die Tür wieder ins Schloß fallen, man hörte ihn draußen an der Schwelle niederstürzen.

Beltran und Juana horchten eine Weile, zu Stein erstarrt. Endlich murmelte Beltran, den Blick zu Juana gekehrt: „Sahst du ihn? — Nun geht's zu Ende!" — Die Königin blickte mit verwilderten Augen nach der Tür und flüsterte: „Alle Heiligen — ich ließ sie offen! In dem Entsetzen über dich vergaß ich —! Flieh! — Bleib! — Alles ist eins — keine Rettung!" — Sie horchte wieder; Schritte von Dienerinnen näherten sich aus den Vorzimmern. Jetzt faßte sie Beltrans Arm, und mit einem hastigen: „Flieh! ich beschwöre dich!" drängte sie ihn an die geheime Tür und drückte sie auf. „Flieh, in des Himmels Namen!"

Beltran, von ihr hinausgedrängt, verschwand, die Tür schloß sich, Juana sah sich wieder allein. Sie trat mitten ins Zimmer und lauschte. „Helft dem König!" rief eine Frauenstimme von draußen. Unterdessen schien sich der König selber aufzurichten und erwiderte mit schwachem Stöhnen: „Helft mir von hinnen!" — Dann folgte verworrenes Geräusch, das sich langsam entfernte. Zuletzt ward es totenstill. Juana stand noch immer mit vorgebeugtem, entgeistetem Gesicht. „Nun geht's zu Ende!" murmelte sie, Beltrans Worte wiederholend, vor sich hin. Sie sah ihr Verderben gekommen, keinen Ausweg mehr. Zum Letzten entschlossen, richtete sie ihre Gedanken auf den Tod, als ihren einzigen Retter. Sie riß sich aus dem bangen Horchen auf und trat an einen Schrein in der Wand, um eins der Fläschchen, die dort in langer Reihe standen, zu ergreifen. Es war mit dunkler Flüssigkeit gefüllt, und neben Heilträuken und duftenden Essenzen

stand dieser tödliche Saft bescheiden wie ihresgleichen da. In früheren schwermütigen Tagen, in einer düsteren Laune hatte sie ihn erstanden, für irgend eine schlimme Stunde aufbewahrt. Nun nahm sie ihn in die Hand, und sah ihn mit plötzlich erwachendem Grauen an. Indem sie die Flasche öffnete, dachte sie an die Zukunft nach dem Sterben, an ihre verlorene Seligkeit hier und dort, und daß sie ohne Abschied von Beltran dahingehen sollte. Ihr ganzes Elend übermannte sie. Das Gefäß wieder niedersetzend legte sie Haupt und Hände gegen die Wand und ließ sich von jäh hervorbrechenden Tränen überströmen.

Ein nahes Geräusch schreckte sie auf. Isabella, ihre vertrauteste Dienerin, war leise hereingetreten und sah mit Verwunderung, daß die Königin noch in allen Kleidern stand. Sie selbst hatte sich nur einen Rock und einen Mantel hastig übergeworfen und trug ein Licht in der Hand. Indem sie in einiger Entfernung stehen blieb, bat sie um Verzeihung, daß sie so spät noch einzudringen wage. Der König sei vorhin in den Zimmern der Königin von einem Anfall seines alten Übels heimgesucht worden; man habe ihn fallen hören, im Nebenzimmer gefunden, und nachdem er sich wie gewöhnlich erholt, ihn in sein Schlafgemach zurückgebracht. Juana starrte sie an. „Ihm ist wieder wohl," setzte Isabella hinzu; „auch hat Seine Königliche Hoheit nichts begehrt. Aber es würde doch wohl gut sein, denk' ich, wenn Ihr ihm ein wenig von dem Elixir zu trinken schicktet, das Ihr Seiner Hoheit in solchen Fällen schon mehrmals gegeben habt, das seine Geister schneller beruhigt, Eure Hoheit erinnert sich?"

Juana nickte, von einem plötzlichen, furchtbaren Gedanken ergriffen, und trat an den Schrein in der Wand.

In ihrer Brust kreisten die dunkelsten Gefühle: der Widerwille gegen den Tod, das Grauen vor der Schande, die Leidenschaft, um jeden Preis an dem einzig geliebten Manne festzuhalten. Sie griff nach dem Heiltrank und stellte ihn neben das Gift. Wenn er entschliefe, um nie mehr zu erwachen! dachte sie, den Blick auf die dunkle Flüssigkeit geheftet. Zwanzig Tropfen davon in seine müde Brust — und ich bin frei! bin gerettet! — Sie sah nicht über die fürchterliche Tat hinaus, nur auf die Erlösung von der gegenwärtigen Verzweiflung. Von dem Dämon, der sie umflatterte, betäubt, schüttete sie die beiden Säfte zusammen, stürzte sie in ein Glas und hielt es der Dienerin hin. „Hier!" sagte sie, über den Ton ihrer eigenen Stimme erschreckend. Die Dienerin nahm das Glas, verneigte sich und ging. Juana sah sie gehn; wollte ihr nach, sie zurückrufen. Aber die gelähmte Zunge regte sich nicht. Ein plötzliches Entsetzen vor sich selbst fesselte sie an den Boden an, sie blieb mitten im Zimmer stehn.

Isabellas Schritte waren hinter der Tür verhallt; nun verließ die Unglückliche ihre Kraft, sie sank in die Kniee. Ihre Hände, sich zu falten gewöhnt, falteten sich zu einem Gebet ohne Worte und ohne Sinn. Sie sah zu dem Kruzifix hinauf; ihr war, als verlasse in diesem Augenblick des Königs Geist mit einem letzten, langen Seufzer die Erde und fliege hinauf, um sie am Throne Gottes zu verklagen; und die Posaune der Verdammnis schmettre ihren Namen in alle Winde hinaus, und durch die Welt halle das Echo unwiderruflich ewiger Verwünschung. Ihre Sinne verwirrten sich, sie schlug auf die Erde hin.

Auf einmal klang es ihr wie Schritte ans Ohr, die sich langsam näherten. Sie schreckte vom Boden auf. In jäher Angst löschte sie die Kerzen und warf sich auf das Bett, als sei es ihre einzige Rettung, Schlaf zu heucheln. Die Tür öffnete sich; in demselben Gewand wie vorhin, wieder ein Licht in der Hand, trat der König herein.

Juana sah ihn; sie wandte sich ab und barg ihr Gesicht in den Kissen. Der König trat mit leisen Schritten heran, den Ausdruck tiefster Traurigkeit in dem blassen Gesicht. Er setzte den Leuchter auf das Tischchen an ihrem Bett, betrachtete die scheinbar schlafende Gestalt, ein Seufzer drängte sich aus seiner Brust herauf. „Sie schläft!" murmelte er vor sich hin. „Schlafen in dieser Stunde! Als wär' nichts geschehn — als hätte sie mich nicht zum unglücklichsten aller Menschen gemacht!" — Sie hörte ihn reden und lag in unaussprechlichen Gefühlen da. „Juana! Juana!" hob er mit seiner leisen, seufzenden Stimme wieder an. „Du hast mich niemals geliebt. Warum mußtest du mich so über alle Maßen betrügen? Warum gabst du mir diese kurze Seligkeit, und dann diese Hölle?"

Juana ertrug es nicht länger, ihn anzuhören. „Unglücklicher!" sagte sie und fuhr auf, „hast du den Trank, den ich dir geschickt — —" Sie sah seine Leichenblässe, seinen verstörten Blick und rief völlig fassungslos: „Erbarmen! Wenn du ihn trankst, hast du den Tod getrunken!"

Der König fuhr zusammen und stand in sprachloser Erschütterung da. Diese Enthüllung verwirrte sein Gehirn. Er legte die Hand an sein Herz. „Juana! Teufel

der Hölle!" rief er endlich aus; „Gift in deinem Trank! — Noch hab' ich ihn nicht berührt — noch leb' ich — noch bin ich der König. Um dir zu verzeihen, kam ich her ..." Er trat wie ein Geist auf sie zu und ergriff ihren Arm, sie aus dem Bett hervorzuzerren. „Komm heraus! Dein Leben und meins sollen zu Ende gehn; mit diesem Tuch, du Teufel, erwürg' ich dich; du stirbst mit mir!" Er riß sie aus den Kissen; die ganze Verstörung seiner Sinne im Auge, drückte er ihre Hand und rief: „Knie nieder; ich will dem Himmel dienen — als dein Henker will ich sterben!"

In diesem Augenblick riß Juana sich von ihm los. Seine Arme sanken erschlafft herab; mit sich verdunkelndem Bewußtsein fiel er über ihr Lager hin.

Die Unglückliche ließ ihn liegen, ergriff, nur noch eines Gedankens fähig, die halb geleerte Flasche mit dem Gift und wankte zur Tür hinaus. Es schien ihr nichts mehr wünschenswert, als mit sich allein zu sterben. Sie trat in das nächste, von einer Ampel erleuchtete Gemach. Jeronimo stand drüben an der Schwelle, mit angstvollem Gesicht, und trug ihr, als er sie sah, ein zusammengefaltetes Blatt entgegen. „O Königin!" stammelte er. „Wenn ich Euch retten kann —!" Sie nahm das Blatt in die Hand und sah hinein. Es war die Schrift Beltrans, der sie beschwor, sich mit seiner und des Narren Hilfe zu retten. „Retten!" sagte sie und schüttelte den Kopf. „Es gibt keine Rettung mehr!" — Sie blickte auf den dunklen Trank in ihrer Hand, blickte um sich her, und sah sich in demselben Gemach, in dem sie sich damals an Beltran dahingegeben hatte. Der Schemel, auf dem er liebestammelnd vor ihr niedergekniet, der goldene Käfig ihres Falken, vor

dem sie den letzten Kampf mit ihrem Herzen gekämpft, der Ruhesessel, in dem sie an seinen Lippen ihm ewiges Glück verheißen — alles trat ihr vor die Augen und an das gebrochene Herz. „O mein Gott!“ seufzte sie auf, „und so sollt' es enden! So tief, so bis zum Wahnsinn konnt' ich versinken!“ Sie wandte sich von Jeronimo weg, und an der Tür ihres Schlafgemachs niedersinkend sagte sie mit jammervoller Stimme: „Vergib mir, Enrique! Mein Gemahl, vergib mir! Ich war von Sinnen, ich wußte nicht, was ich tat! So wahr ich noch in dieser Stunde sterbe, ich war nicht so schlecht, wie das ist, was ich getan! Vergib mir, vergib mir!“

Es kam keine Antwort zurück; sie gedachte auch nicht, sie zu erwarten. Mit einem letzten Blick auf den getreuen Jeronimo, auf das Blatt in ihrer Hand, das ihr Beltrans letzten Gruß gebracht, richtete sie sich auf. Sie rief alle edlen Gefühle ihres Busens an, und den Trank an die Lippen setzend sank sie in den Ruhesessel neben dem Käfig hin, um da, wo sie sich verloren hatte, zu sterben.

Beltran war unterdessen in seine Gemächer im Schloß zurückgekehrt; von dem ungeahnten Ausgang betäubt, im Innern vollends verwüstet. Er schickte Jeronimo, der in seinem Vorzimmer wachte, an Juana ab, um ihr die Rettung, auf die er selber nicht mehr hoffte, wenigstens anzubieten, und trat in jenen Saal, aus dessen Fenstern er damals als königlicher Page Alvaros letzte Stunde gesehen hatte. An eben demselben Fenster stehend blickte er auf den öden, vom Mondlicht beglänzten Platz hinab. Er dachte, was er an jenem Morgen gefühlt, und wie dann Alvaros Geist traumhaft auf ihm geruht, ihn mit

Ahnungen und Hoffnungen, wahr und falsch zugleich, dem Tod entgegen geäfft hatte. Er sah sein junges Leben mit seiner Ehre rettungslos ausgelöscht, sah auch das Recht verloren, wie Alvaro zu sterben. Doch in einer plötzlichen Erhebung seiner Seele raffte er sich auf. Alvaros Geist schien ihm noch einmal zu winken, ihm einen Ausgang, seiner würdig, zu zeigen. Mit der Fassung, die er an jenem Morgen an seinem Vorbild gesehn, kniete er nieder, um sich mit einem letzten Gebet an seinen Schöpfer zu wenden; schritt dann hinaus, den Gemächern des Königs zu. Das Schlafgemach Enriques war leer; von einem alten Diener bedeutet, von eigner Ahnung gezogen, suchte er Juanas Zimmer auf. Er trat in das Sterbezimmer seiner Königin ein. In ihrem Ruhesessel lag sie ausgestreckt, die Augen geschlossen, in dem weißen seidenen Festgewand und der Todesblässe wie ein Bild aus Marmor, das man zu ihrem Gedächtnis hingezaubert, anzuschauen. Der König saß neben ihr und starrte mit Augen voll Schwermut auf die Tote hin. Als er den erschütterten Jüngling herantreten sah, richtete er sich unwillig auf, als verstöre es ihn, sich diese schmerzliche Stunde durch seine Gegenwart entweihen zu lassen. Beltran stand eine Weile schweigend still. Endlich beugte er sein Knie und sagte mit gefaßter Stimme: „Mein Herr und König! ich kam, um dieses verlorene Leben Euch zu Füßen zu legen! Ich hab' diese Tote getötet, an Eurer Ehre gefrevelt und meine eigne verloren. Für das alles verlang' ich von meinem königlichen Richter den Tod. Bei der Seligkeit, die Ihr nach dem Ende erwartet — laßt mich zur Sühne für meine Taten im Angesicht des Volkes sterben, auf öffentlichem Platz, durch des Henkers Schwert; ver-

gönnt mir, durch meine letzte Stunde zu zeigen, daß ich nicht ganz unwürdig war, wie ein Alvaro zu enden."

Er harrte eine Weile auf Antwort; indes der König schüttelte nur finster den Kopf und starrte die Tote an. „Mein Herr und König!" wiederholte Beltran. — „Geh," erwiderte Enrique endlich; „geh. Verlaß mein Land; ich will mit deinem Sterben nichts zu schaffen haben. Dich und sie hab' ich mehr als mein Leben geliebt, und ihr habt mich betrogen. Geh und befreie mich von dem Anblick eines ehrlosen Verräters!"

Beltran seufzte bei diesen vernichtenden Worten auf. Er antwortete nichts, zog seinen Dolch hervor, entblößte sich die Brust, und dem König den Dolch hinhaltend bat er ihn durch einen Blick, ihm die Waffe ins Herz zu stoßen. Enrique wandte sich erschüttert ab. „Mein König!" sagte Beltran, „hätte mir Gott, der meine Seele kennt, verstattet, an jenem Schlachttag von Olmedo für Euch zu sterben! So wär' meine Schuld in meinem Blut gesühnt, und dies alles" — indem er Juana verzweiflungsvoll betrachtete — „wäre nicht geschehn. Nun kann ich nichts mehr, als mein Gericht von Euch fordern, und Euch mein Herzblut, das aus übergroßer Leidenschaft an Euch sündigte, zur Sühne dahingeben."

Er hielt dem König von neuem den Griff seines Dolches hin und zeigte ihm die Brust. Enrique sah ihn an. Plötzliche Tränen brachen ihm aus den Augen. „Beltran! Beltran!" rief er aus. „Ich hab' dich wie einen Freund, wie einen Bruder geliebt. Du warst mir kein Diener mehr. Du bist König von Kastilien gewesen neben mir. Sei Gott dein Richter! Ich hab' nichts zu tun, als dir

zu vergeben, daß du jung und schön warst, und daß diese Tote da dich liebte — wie ich. Geh und flieh, und laß mich sie und meine Rache begraben!"

„Nicht doch, mein König!" erwiderte Beltran und schüttelte den Kopf. „Ihr seid mein Herr, aber kein Herr der Welt kann mir mein Leben zurückschenken. Es ist verpfändet, um meine Ehre, wenn es sein kann, wieder einzulösen! — Ich dank' Euch, daß Ihr mir verzeihen wollt. Gott ist mein Zeuge, daß ich dieses verlorene Leben lieber zehnmal hingäbe, um Euch Euer Glück damit zurückzukaufen. Ihr verweigert mir, mich zu richten; so muß ich mein eigener Richter sein. Lebt wohl — und vergönnt mir, zu den Füßen der Königin zu sterben."

Damit warf er seinen letzten Blick auf die Tote; nahm sein Barett vom Haupt, wie wenn er sich seinem ewigen Richter gegenüber sähe, und wieder niederknieend legte er den Dolch an seine Brust und stieß ihn hinein. Der König sprang auf ihn zu, um ihn zurückzuhalten; doch es war schon geschehn. Mit zufriedener Miene sank Beltran neben Juana nieder, ergriff noch ihre niederhängende Hand und küßte sie. Dann legte er die Stirn gegen ihren Sessel und atmete sein zerflatterndes Leben aus.

So lagen die beiden Entseelten nebeneinander. Der König saß in ihren Anblick versunken da, von so vielfachen Schmerzen überwältigt. Den Rest der Nacht verbrachte er in Gebeten an Juanas Seite. Am Morgen, beim Trauergeläute aller Glocken, erfuhr Valladolid, daß die Königin an einem Schlaganfall plötzlich verschieden sei. Noch an demselben Morgen verließ der König die Stadt,

um sich in die Einsamkeit eines Schlosses im Gebirg zu flüchten.

Don Beltran fand man in der Frühe in seinem eignen Gemach, von verschwiegenen Dienern in der Stille auf sein Lager gebettet. Er lag nicht wie ein Toter, nur wie ein Schlafender da; die blauen Augen geschlossen, die Morgensonne auf seinen rötlichen Locken.

Unser Rechtsbewußtsein

(1872)

In einer Gegend Deutschlands, die ich nicht nennen werde — ich kenne sie aber ungefähr wie mich selbst — saß die junge Pächterin, Frau Emilie, unter der großen Laube an ihrem Wohnhaus, die einen runden Steintisch durch wildes Weinlaub beschattet, und sah heiter wie der junge Sommermorgen auf die Landstraße hinaus, die an ihrem Gehöft und ihrem Garten vorbei, zwischen den Kornfeldern gradeswegs zum Wald hinanstieg und sich im Dunkel der alten Buchen verlor. Die kaiserlich deutsche Post rollte vorbei, der Postillion hob sein Horn, wie um der jungen Frau einen guten Morgen zuzublasen; da die Sonne aber schon heiß auf ihn niederbrannte, ließ er den Arm bedächtig wieder sinken und blies nicht; erst als der gelbe Wagen im Grün der hohen, schattigen Buchen verschwand, klang es aus dem nur halb verstimmten Horn lustig und mit leiserem Echo herüber. Die junge Frau hörte es und bewegte die Lippen, wie um mitzublasen. Sie hatte eine Arbeit auf dem Schoß, aber sie arbeitete nicht; sie war in einer der Stimmungen, in denen man zu glücklich ist, um zu nähen. Ihre Gesundheit und Jugend, der Schatten, in dem sie saß, die Sonne über dem leise wogenden goldgelben Hafer und dem dunkleren, rötlichgrauen Roggenfeld dahinter, die schwimmenden Schneewölkchen am blauen Himmel, der sanfte Wind, alles tat

ihr so wohl. Sie dachte an ihren jungen, schönen, lebensfrohen Mann, den sie von Herzen liebte; an die nahe Ernte und daß der Rost ihr doch weniger geschadet, als sie gefürchtet hatten; an das letzte Singvögelchen, dessen Lied noch vom Wald herüberklang, und das nun auch morgen oder bald in seinen Familiensorgen verstummen werde; und über diesen Gedanken lächelnd dachte sie wieder an ihr eigenes Glück. Endlich blickte sie auf die kleine malerische Blumenanlage neben ihrer Laube, da, wo das Haus in einer Ecke vorsprang — und nun seufzte sie. Worüber konnte sie seufzen? — Ich wär' doch die glücklichste Frau auf der Welt, dachte sie, wenn ich neben den Blumen die kleine natürliche Felsgrotte hätte, die ich mir nun schon so lange machen will! Erde ist ja da; nur die Felsstückchen fehlen. Ein paar Dutzend Steine in schönen Farben an die rechten Stellen gebracht, und mein Kunstwerk ist fertig. Und er (sie meinte ihren Gatten) wünscht sich das so sehr! Seit er so eine Felsgrotte bei dem Herrn Stadtsekretär im Garten gesehen hat, träumt er ja davon. Wenn ich ihn zum Geburtstag damit überraschen könnte — — wenn ich das könnte — —

Sie zählte die Tage bis zu seinem Geburtstag an ihren Fingern her; es waren noch sechs. Sie ward rot vor Eifer über das ganze gute Gesicht. Sie hörte weder das kaiserliche Posthorn noch den letzten Singvogel mehr, fühlte weder die warme Luft noch den kühlenden Wind, dachte auch nicht an die schöne Ernte, noch an ihr Glück; sie durchsuchte im Geist die ganze Welt nach Steinen, wie sie sie brauchte. „Ich wünsch' mir ja nichts auf dieser weiten Welt, als so 'ne kleine Grotte!“ seufzte sie vor sich hin.

Eine bekannte Stimme und nicht minder bekannte

Schritte störten Frau Emilie aus ihren Gedanken auf: sie hörte ihren Mann, der auf der andern Seite des Hauses auf die Türschwelle trat, zu einem dritten sprach und über den Flur in sein Zimmer ging. Ein andrer Schritt folgte nach. Die junge Frau sprang auf, nahm ihr Arbeitszeug und lief mehr, als sie ging, ins Haus hinein. „Seid ihr da!" rief sie. „Wo ist euer Wagen? Seid ihr hergeflogen? Guten Morgen, Schwager! — Kinder, wie seht ihr aus!" Sie blickte, während sie den Schwager umarmte, auf die Stiefel der beiden Männer hinunter und betrachtete den dicken Staub, unter dem sie verschwanden, mit drolligem Entsetzen.

„Wir haben den Kutscher vom Bahnhof noch in die Stadt geschickt, dies und das zu besorgen," erwiderte der Pächter, ihr Mann, indem er seine junge Frau zärtlich an sich drückte; „und wir Männer sind den kurzen Weg bei dem herrlichen Morgen auf unseren eigenen Pedalen hergewandert. Mit einem kleinen Umweg über die Ziegelei. Aber Staub, Staub! Alles voll Staub! Und der Staub, den du nicht siehst, der in unseren Kehlen, ist der allerschlimmste. Bier, liebe Frau! Und Frühstück für deinen Schwager, er hungert. Das weiß der Himmel: wenn der einmal aufs Land kommt, so hungert er von der ersten Minute!"

Emilie lief hinaus, kam wieder, deckte selber das weiße Tuch über den Tisch und stellte die Flaschen hin. „Ah, diese schöne Kühle!" sagte der Doktor — der Schwager Heinrich — behaglich, indem er sich auf dem schwarzbelederten Sofa in die Ecke warf und in dem großen, etwas dämmerigen Zimmer umhersah. „Hier vergißt man die Hundstage! Wenn ich mich hier ein paar Tage von der Stadthitze auskühle, bin ich wieder gesund."

„Die vortreffliche Ventilation!“ sagte der Hausherr mit Stolz. „Ich bitte dich, wirf ein Auge auf diese Fliegenfenster; meine Einrichtung. Sie lassen mir kühle Zugluft aus und ein, aber keine Fliege. Ich bitte dich, zu beachten, daß in diesem Zimmer am zwanzigsten Juli keine einzige Fliege ist.“

„Nur diese verdammte Brummfliege!“ erwiderte der Schwager, indem er mit dem Taschentuch, womit er sich die Stirn getrocknet hatte, um sich schlug. „Ein ganz infames Geschöpf!“

„Das einzige! Die nötige einzige Ausnahme, Heinrich.“

„Und hier noch so ein Brummer! Da fällt er mir eben ins Glas.“

„Offenbar Zwillinge!“ antwortete der Hausherr unerschüttert und trat ans Fenster, um, wie allemal, nach dem Barometer zu sehn. Der Doktor gab den Kampf mit den Fliegen auf, zog ein Päckchen, das in eine Zeitung gewickelt war, aus der Tasche und faltete es auseinander. „Hier hast du auch das Chloroform, das du wünschtest, liebe Emilie. Ich vertrau' es dir und deinem Gatten ausnahmsweise an, weil ich weiß, wie leicht und wie unschädlich es bei dir wirkt. Gebrauch es mit Verstand — oder besser, nie!“

„Das wär' zu wünschen,“ sagte die junge Frau; „denn diese Zahnschmerzen sind das schlechteste Vergnügen, das ich mir denken kann. Ich glaub', der liebe Gott schickt sie mir auch nur, damit mein schönes Talent, mich chloroformieren zu lassen, nicht einrostet! Ich schlaf' so leicht davon ein wie ein kleines Kind, und wach' so gesund und sorglos danach auf wie 'ne junge Lerche. Wer sich von

Chloroform ernähren könnte! — Na, ich bin ja sonst gesund und glücklich, Heinrich," setzte sie treuherzig hinzu.

„Ja, das ist sie, Heinrich," fiel ihr Mann vom Fenster her ein, indem er — nun schon zum sechsten Mal — auf das Barometer klopfte.

„Was, zum Teufel, machst du da mit dem Ding?" fragte der Doktor.

„Das verfluchte Ding will nicht fallen!" sagte der Hausherr und klopfte zum siebenten Mal. „Wir brauchen endlich Regen, oder die Kartoffeln gehn mir zu Grunde. Aber das rührt und regt sich nicht! Das fällt nicht! Das nimmt keine Vernunft an!" — Er konnte sich nicht enthalten, noch ein achtes Mal auf das Barometer zu klopfen.

Der Doktor lachte. „So treibt er es alle Tage und zu allen Tageszeiten!" sagte Emilie lustig. „Wenn er sich nach festem, trockenem Wetter sehnt, dann klopft er, weil das verfluchte Ding nicht steigen will; dann spekuliert er à la hausse, wie der Stadtsekretär sagt. Jetzt sind wir bei der Baisse; das verfluchte Ding will nicht fallen."

„Wir müssen einmal Regen haben!" wiederholte der Hausherr, indem er noch einen zornigen und vorwurfsvollen Blick auf sein Barometer warf. „Das Wetter wird uns zu schön! Die verwünschten Engländer bekommen ohnedies lange nicht die Mißernte, die in Aussicht stand. Sie bauen zu viel Korn, Heinrich; die Preise werden zu schlecht."

„Jetzt ist er wieder bei den verwünschten Engländern!" sagte die junge Frau und lachte.

„Was hast du da für 'ne Zeitung?" fragte der Hausherr, der das auseinandergepackte Papier auf dem Tisch erblickte. „Schon die Zeitung von heute?"

Der Doktor nickte; der Pächter streckte sogleich seine beiden Hände danach aus. „Wir wollen doch 'mal sehn, was diese ver — — was diese Engländer heute melden!" Indessen hatte der Doktor die Zeitung schon ergriffen, schlug um, bis er an die Handels- und Ernteberichte kam, und fing an, mit seiner wohlklingenden Stimme laut zu lesen. „Gut, lies vor!" sagte der Hausherr. Emilie hatte sich neben dem Schwager auf das Sofa gesetzt, hielt ihre hellen blauen Augen auch auf das Blatt gerichtet und las schweigend mit.

„London. Getreide. Die Weizenblüte hat leider vielfach unter den kalten Nächten gelitten —"

„Hat sie das!" schmunzelte der Pächter. „Davon sagten ja all diese verfluchten Berichte nichts."

„An den Ähren haben wir bereits Spuren von Rost gesehn, und wir fürchten, daß er Fortschritte macht —"

„Da wär's die höchste Zeit! Nur zu! nur zu!" fiel der Pächter ein und rückte auf seinem Stuhl, als müßte er diesem saumseligen Fortschritt einen Rippenstoß geben.

„Wenn nicht höhere Temperatur eintritt —"

„Na, das hoffen wir nicht."

„Auch die Gerste ist gefährdet und sieht schlecht aus, ebenso manche Haferfelder —"

„Diese Gerste kann mir gefallen!"

„Ein paar warme Tage würden von unendlichem Dienste sein —"

„Ja, die möchtet ihr wohl, aber die kriegt ihr nicht!" Der Hausherr wiegte sich mit komischem Triumph auf seinem Stuhl, als glaubte er wieder an eine gütige und gerechte Vorsehung, die das nicht zugeben werde.

„Inzwischen haben das Aufhören des Regens und die

zeitweisen Sonnenblicke ihre gewöhnliche Wirkung gehabt, indem sie die erregten Märkte beruhigten —"

„Hm!" murmelte der Pächter beunruhigt.

„Lies auch von Paris," sagte Emilie.

„Ich lese! — Paris. Das Wetter bessert sich —"

„Verflucht!"

„Aber sehr langsam."

„Hm!" murmelte der Pächter etwas behaglicher.

„Wir müssen jedoch konstatieren, daß die Klagen über den Stand der Saaten nicht von allen geteilt werden —"

„Hoffen wir, daß es auch bei diesen noch kommt!"

„Während von der einen Seite der Schaden hervorgehoben wird, den Rost, Kälte und überwucherndes Unkraut verursacht haben —"

„Rost, Kälte und Unkraut!" wiederholte der Pächter mit humoristischer Zufriedenheit.

„Behauptet man andrerseits, daß ein bedeckter Himmel der Blüte- und Körnerbildung förderlich ist —"

„Darin hat er recht!" seufzte der Pächter.

„Und daß der Regen im Mai und Juni eher wohltätig als schädlich gewirkt hat —"

„Infam! ganz infam!" rief der Pächter aus, mit einem so herzhaften Ton der Überzeugung, als hätte man ihm vorgelesen, daß der alte Thiers den deutschen Kaiser durch eine vergiftete Depesche ermordet hätte. Er stand auf. „So wahr ich Robert Feldmann heiße, es gibt keine Gerechtigkeit auf der Welt! — — Übrigens, was schreibt dieser verfluchte Kerl noch von Blütenbildung und vom Juniregen: wir haben ja den zwanzigsten Juli! Und überhaupt — überhaupt — sonderbare Berichte!"

Er griff, sich nachträglich verwundernd, nach der Zei-

tung, sah hinein und hörte nun seinen Bruder hinter sich lachen. „Das ist ja 'ne Zeitung vom vergangenen Jahr!" rief er und lachte selbst.

„Ich wußte es, mein teurer Bruder," sagte der Doktor; „aber diese angenehme und gesunde kleine Aufregung wollt' ich dir doch nicht vorenthalten."

„Was für ein Schurke mein leiblicher Bruder ist!"

Die kleine Frau war an ihres Mannes Arbeitstisch getreten, nahm eins der Bücher, die dort zwischen Briefen und Papieren lagen, schlug es auf — es waren Goethes Gedichte — und kam mit dem ernsthaftesten Schelmengesicht zu ihrem Gatten zurück. „Robert!" sagte sie, ihm eine ihrer kleinen Hände auf die Schulter legend, und deklamierte mit feierlich gehobener Stimme:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

O Robert Feldmann! Höre auf diese Worte deines Lieblingsdichters: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"

Robert Feldmann lachte.

„Nein, seht diesen schrecklichen Menschen; seht bloß, wie er lacht! — Robert! Robert! Wer nicht weiß, was für ein Lamm von einem Menschen du bist, und dich so ruchlos und abscheulich reden hört, muß der nicht denken: das ist ein Ungeheuer!"

Das Ungeheuer zog sie in seine Arme und küßte sie, statt zu antworten. Sie machte sich los. „O ihr Männer!" sagte sie mit dem ganzen Ausdruck weiblicher Überlegen-

heit, indem sie sich auf die Zehen stellte. „Ihr seid doch ein recht unverläßliches, unsittliches Geschlecht! Ihr redet so schöne Sachen von Recht und Gesetz, wundert euch über euch selbst, wie weise ihr die Welt eingerichtet habt, lächelt auf uns Frauenzimmer herab, wie auf Kinder, die nichts davon verstehn; und sobald es sich um euren Schlag Weizen oder um euren Rosinenhandel dreht, liegt euer ganzes Rechtsgefühl im Graben! Hab' ich recht, Heinrich, oder nicht? — O ihr Männer, ihr Männer!"

„Du hast allemal recht, wie jede Frau," gab ihr Feldmann zur Antwort, indem er mit unerschüttertem Gleichmut und Humor sein Glas wieder füllte. „Hör einer diese kleine Frau, wie sie von Rechtsgefühl spricht!"

„Na, und warum sollte diese kleine Frau nicht davon sprechen?"

„Weil ihr alle miteinander nicht wißt, was für ein Ding das ist! Weil euch holden Frauenzimmern das Rechtsbewußtsein fehlt; weil ihr da eine Lücke in eurer Organisation habt."

„Wir eine Lücke?"

„Ja! — Weil ihr eben Frauenzimmer seid —"

„Was heißt das?"

„Weil ihr infolge eurer Frauenzimmerschaft einen bewunderungswürdigen Instinkt, aber bewunderungswürdig wenig Logik habt. Weil ihr eine ganz außerordentliche Abneigung habt, euch auf eine verstandesmäßige Widerlegung eures Instinktes einzulassen; weil euch gegen euer Gefühl, wie ihr es nennt, allgemeine Grundsätze nicht 'nen Groschen wert sind —"

„Und darum, meinst du, hätten wir holden Frauen-

braunen Kachelofen gestellt, wiegte seine lange Gestalt daran hin und her und sah dieser Familienszene mit Behagen zu.

Gleich darauf ging die Tür noch einmal auf, Robert Feldmann steckte sein gebräuntes, lachendes Gesicht herein und setzte, wie wenn er etwas vergessen hätte, hinzu: „Es wächst viel Unkraut auf dem Acker ihres Rechtsbewußtseins! viel Unkraut!“ worauf sein Kopf wieder verschwand.

„O du elender Verleumder!“ rief sie ihm nach. „Beweise mir das, wenn du kannst!“

Feldmanns Kopf erschien abermals in der Tür. „Soll ich dir's beweisen, meine teure Gattin?“

„Ja! gleich! auf der Stelle!“

„Das nicht; nur ein bißchen Geduld. Durch deine Taten will ich dir's beweisen.“

„Nun, so zeig mir meine Taten! Zeig sie!“

„Deine Vergangenheit — und daß du den Staat betrogen, daß du geschmuggelt hast —“

„Unsinn! Ich war noch ein Kind. — Und übrigens werd' ich schmuggeln, solang' ich lebe!“

Feldmann lachte laut. „Gut! Du warst noch ein Kind; deine dunkle Vergangenheit lassen wir ruhen! Du wirst aber die Güte haben, meine teure Emilie, binnen kurzem neue Taten zu tun, die für mich beweisen.“

„Ich werd' mich wohl hüten!“

„Was gilt die Wette? — Wenn du in den nächsten vier Wochen etwas verübst, das diese Lücke in deiner Organisation unwiderleglich beweist, willst du dann besiegt sein?“

„Ob ich dann besiegt sein will? — Du bist ein

nichtswürdiger Mensch! — In den nächsten vier Wochen!"

„In den nächsten vierzehn Tagen, will ich sagen; das ist ganz genug. Willst du dann vor diesem elenden Verleumder gestehn, daß du besiegt bist?"

„Ja, so wahr ich lebe!" rief sie empört aus. „Ja, so wahr ich lebe!"

„Und willst du dann jede Buße auf dich nehmen?"

„Das noch zu fragen! — Jede!"

„Gut! Ein Mann, eine Frau, ein Wort!"

Feldmann war wieder mit seiner ganzen Figur hereingetreten, nahm seinen Hut vom Tisch und winkte dem Doktor, als wäre nichts geschehn. „Ich wollte dir ja noch meinen Weizen zeigen, Heinrich, der hier rechts an der Chaussee steht. Hast du deinen ersten Landhunger gestillt, bist du bereit?"

Der Doktor nickte, nahm seinen Hut und seinen Stock mit dem großen medizinischen Knopf und wandte sich zur Tür. „Bis auf Wiedersehn!" sagte er lächelnd zu der jungen Frau, die sich ungestüm über das dichte, dunkelblonde Haar strich, wie um ihrer Aufregung etwas Luft zu schaffen.

„Auf Wiedersehn, liebe Emmeline!" setzte Feldmann, ebenfalls lächelnd, hinzu.

„Geht nur!" sagte sie.

Die Männer traten auf den Flur hinaus und von da ins Freie. Emilie sah ihnen nach. Sie gingen nach links, der Fahrstraße zu. Die ganz in Grau gekleidete, schlanke, schöne Gestalt ihres Mannes verschwand zuerst; dann auch der braune Rock des Schwagers, der mit dem Stock auf seine bestaubten Beinkleider klopfte. Geht nur! wieder-

holte sie in Gedanken. O dieser Mann! Mir das Rechtsbewußtsein abzusprechen — wie wenn ich betrogen und gestohlen hätte! — Und während ich mir diesen ganzen Morgen den Kopf zergrübelt habe, wie ich ihn an seinem Geburtstag mit einer Felsgrotte überraschen könnte — — O dieser Mann! O ihr Männer!

„Du wirst deine Wette verlieren, mein lieber Robert," sagte der Doktor, als sie die Fahrstraße hinuntergingen auf das Weizenfeld zu, das dem Hause des Chausseeeinnehmers gegenüber lag. „In vierzehn Tagen!"

„Na, wer weiß!" murmelte Feldmann.

Über die Felder und Wiesenflächen hinweg, die den breiten Talgrund des hundertfach sich windenden kleinen Flusses bedeckten, glänzte im Sonnenlicht das Städtchen herüber, kaum eine Viertelmeile entfernt; rote Ziegeldächer, eine stattliche alte Kirche mit majestätischem Turm, die weißen Bahnhofsgebäude; noch näher die Brücke über den Fluß und die helle Fahrstraße, die von da, quer durch den Wiesengrund, in einem großen Winkel langsam heranstieg. Auf dieser Straße, zuweilen von leicht aufwirbelndem Staub gleichsam umschleiert, ging ein einzelner Mann in dunklem Rock, einen schwarzen Hut auf dem Kopf; weiter vermochte der Doktor nichts an ihm zu erkennen. Das an Fernsicht gewöhnte Auge des Pächters sah mehr; plötzlich blieb er stehn. „Das ist der Stadtsekretär," sagte er; „der will ohne Zweifel zu mir. Halt! Da fällt mir ein, daß er mich dieser Tage besuchen wollte, um zugleich die Papiere mitzunehmen, die ich ihm versprochen hab'. Das ist auch so weit recht gut — nur daß die Papiere

noch nicht in Ordnung sind! Willst du mir den Gefallen tun, Bruder, den Stadtsekretär einstweilen in Empfang zu nehmen — du kennst ihn ja auch —"

„Ob ich den Spaßvogel kenne!"

„Gut! So kehr' ich wieder um, ordne fix die Papiere; wenn ihr beide dann kommt, ist alles fertig. Willst du ihm entgegengehn, und mit ihm zu mir?"

Der Doktor nickte.

Robert Feldmann ging mit großen Schritten, sich ein Lieblingslied pfeifend, die Hände in den Rocktaschen, auf seinen Hof zurück; trat ins Haus, in sein kühles Zimmer und setzte sich an den Arbeitstisch. Indem er die Papiere hervorholte, die er ordnen wollte, sah er durchs Fenster — denn ein richtiger Landmann sieht alles, was geschieht — sah er den weiblichen Wirtschaftslehrling seiner Frau, Fräulein Friederike, aus dem Kuhstall treten und nach dem Wohnhause gehn. Er erkannte sie schon von der Seite mit halbem Auge an ihrem unsicheren, zweifelhaften, gleichsam verlegenen Gang. Während sie ihre kleinen Schritte machte, schien sie sich beständig zu fragen, ob sie wohl auch das Recht habe, so frei auf der Welt herumzutreten; wie der Stadtsekretär behauptete, ging sie stets den Gang einer Kindesmörderin vor das Schwurgericht, die aber auf einige mildernde Umstände rechnet. Sie trug auf ihrem etwas vorgebeugten, winzigen Kopf einen ungeheuren, braunen Strohhut von sonderbarer Gestalt, eine große Schüssel unter ihrer Schürze und an den kleinen, schüchternen Füßen neue, laut knarrende und ächzende Stiefel; was ihrem Bedürfnis, auf dieser Welt kein Geräusch zu machen, so sehr widersprach, daß sie noch unsicherer und verlegener ging. Ohne aufzublicken und ohne

den Hausherrn zu sehn, trat sie in das Haus, knarrte über den Flur und nebenan in Emiliens Wohnzimmer hinein.

Die Tür dorthin stand halb offen; Feldmann hörte, wie die kleinen Stiefel bis an den Nähtisch ächzten, der an einem der Fenster stand, und nun Fräulein Friederikens dünne, sanfte Stimme ertönte. Dann antwortete eine andre, resolute, deren heller Wohlklang dem horchenden Feldmann sogleich an die Seele ging. In diese Stimme hatte er sich damals zuerst verliebt. Während er geräuschlos in seinen Papieren blätterte, machte es ihm ein ganz besonderes Vergnügen, dem Duett nebenan ungesehen und ungeahnt zu lauschen. Es handelte sich um eine kranke Kuh und daß eine zweite weniger Milch gebe als sonst; es klang aber, wie wenn die kleine Kindesmörderin soeben vor einem weiblichen Schwurgerichtspräsidenten ihr Verbrechen gestände, jedoch mit dem Zusatz, daß das Kind ein ganz verwachsenes und blödsinniges Kind und sie selber verwirrten Geistes gewesen sei, und wie wenn der weibliche Präsident darauf wohlwollend erwiderte, man werde dies untersuchen, sie möge nur deutlicher reden und sich nicht stets das Taschentuch vor den Mund halten.

„Ach, und dann möcht' ich n o ch was sagen, Madame," fing die dünne, sanfte Stimme wieder an.

„Na, so s a g e n Sie's," erwiderte Frau Emilie.

„Wegen der Grotte, Madame!"

„Wieso?"

„Ach ja, Madame, wegen der Grotte, womit Sie den Herrn Feldmann überraschen möchten. Die blauen und roten und grauen Felsstücke — ach Gott!"

„Warum seufzen Sie?"

„An der Chaussee!"

„Wieso an der Chaussee?"

„Da hinten, wo die Chaussee die Ecke macht, wo der große Meilenstein steht und das halbe Rundell mit den jungen Eichbäumen ist —"

„Na?"

„Da hab' ich sie ja heut' morgen gesehn, Madame."

„Wen?"

„Die Felsstücke; die Steine. Grade so, wie Sie sie zu der kleinen Grotte brauchen. Nicht zu groß, nicht zu klein. Und blau, grau und rot!"

„Was für Steine? Wie kommen die Steine dahin?"

„Ach Gott ja freilich! Sie gehören Ihnen ja nicht."

„Ich bitt' Sie, Friederike, seufzen Sie nicht, sondern sagen Sie, was für Steine das sind."

„Ach Gott ja freilich, Madame! Sie gehören ja zur Chaussee, zum Rundell, oder wer weiß wozu: denn sie liegen ja noch immer auf einem Haufen da. Aber ganz, wie Sie sie brauchen, Madame! Blau, grau und rot!"

Emilie stand auf; Feldmann hörte es. Sie schob die offene Schublade ihres Nähtisches zurück — auch das hörte er, regungslos wie er horchte — und klatschte in die Hände. „Am Rundell, ja, ja!" rief sie aus. „Jetzt erinnr' ich mich! Da hatt' ich die Steine schon früher einmal gesehn; ich wußt' aber nicht mehr, wo; mir war, als hätt' ich nur von ihnen geträumt. Nein, wenn das nicht ein Wink der Vorsehung ist! Den ganzen Morgen liegen mir diese Steine wie — wie Steine auf dem Herzen; auf einmal kommt dieses Mädchen und sagt mir, wo ich sie finde!"

„Ach ja freilich," seufzte Friederike; „wenn sie Ihnen man gehörten."

„Wem gehören sie denn? Niemand! Die Chaussee,

mein Kind, kümmert sich nicht darum. Ob diese Steine da liegen oder nicht, das ist so gleichgültig wie etwas auf der Welt. Blaue, rote und graue! Und jetzt fällt mir's ein: auch ganz so behauen, wie ich sie mir wünschte. Mein Geburtstagsgedanke ist gerettet ..."

Und so edel werd' ich mich an diesem Robert rächen! setzte sie großherzig in Gedanken hinzu.

„Ach Gott, wie schön das ist!" sagte Friederike; nun lächelte sie zum ersten Mal. „Wenn's nur nicht grad' Chaussee steine wären!" seufzte sie dann wieder.

„Gott sei Dank, das ist gleichgültig," erwiderte Frau Emilie resolut, ganz im Feuer ihres Unternehmens. „Welchem Menschen schad' ich denn, wenn ich den kleinen Steinhaufen da fortnehme? Für die Chaussee haben sie keinen Wert; nur für mich. Es wird's auch niemand bemerken, wenn sie nicht mehr da sind!" setzte sie, sich selber beruhigend, hinzu. „Niemand! Wer achtet denn auf solche Steine. Kommen Sie, Friederike!"

„Ach, Madame! wohin?"

„Wohin? — Was du tun willst, tue bald!" sagte Emilie in mütterlich überlegenem Ton. „Kommen Sie, Kind; Sie müssen mir ja helfen. Sehn darf's freilich niemand! Und da ich meinen Mann überraschen will — —"

Ein dunkles Gefühl tauchte in ihr auf, daß sie auch sonst noch Grund habe, diesen Mann nicht ins Geheimnis zu ziehen; aber indem sie diesem vorwitzigen Gefühl gleichsam einen Klaps auf den Kopf gab, griff sie schnell entschlossen nach ihrem Hut. „Sechs Tage hab' ich noch Zeit! Wenn wir jeden Morgen einmal, am Roggen entlang, heimlich zur Chaussee gehn, Friederike — und jede ein paar von diesen Steinen in die Schürze nehmen —

Sie sind ja auch 'ne kräftige Person, und die Schürzen halten was aus — so tragen wir nach und nach die ganze Grotte zusammen, ohne daß eine Menschenseele es merkt! Kommen Sie, machen wir gleich den Anfang. Seufzen Sie nicht."

„Ach Gott, nein! Ich sag' ja auch nichts, Madame; ich tu's ja auch gern. Bloß daß es mir so schwer wird, Madame, weil's Chaussee steine sind."

„Eben darum: so sind sie ja vogelfrei!"

Emilie lächelte triumphierend, daß sie diese juristische Auslegung des Tatbestandes gefunden hatte, und hütete sich wohl, sie noch einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. „Wenn ich meinem Mann so 'ne große, große Freude mache! Sie werden auch eines Tags heiraten, Friederike, und dann werden Sie hoffentlich an sich selber sehn, was eine Frau für ihren Mann alles zu tun vermag! — Kommen Sie, er ist fort; alles bei der Arbeit. Wir gehn noch einmal hinüber zu der kranken Kuh, und dann da hinten, rechts von der Ziegelei, am Winterroggen entlang, bis zum Rundell. Immer resolut! Nur nicht geseufzt; können Sie sich das nicht abgewöhnen, Kind?"

„O, ich seufz' auch nicht, Madame!" seufzte Friederike.

Emilie ging hinaus; die Stiefel der Kindsmörderin ächzten hinterdrein. Robert Feldmann horchte noch eine Weile, bis er nichts mehr hörte. Auf seinem unendlich humoristisch lächelnden, schurkischen Gesicht sammelte sich allmählich, wie wenn er aus allen Winkeln zusammenflösse, ein Plan, ein Entschluß. Warte nur, Emilie Feldmann, geborene Werner, dachte er; du wirst dich wundern, was für einen Mann du hast! — Meine leibliche, angetraute Frau eine Verbrecherin! Und ich ihr Mit-

schuldiger, wenn ich stillschwiege. Sie wird sich aber wundern, wie wenig ich stillschweige. Sie wird das Kapitel vom mangelhaften Rechtsbewußtsein kennen lernen! — — Jetzt sind sie fort. — Sie sprechen noch erst ein paar Worte mit der kranken Kuh; sagen wir: fünf Minuten. Dann haben sie einen Umweg, rechts von der Ziegelei: wieder fünf Minuten. Dann gehn sie langsamer als ich: nochmals fünf Minuten. Also eine Viertelstunde Vorsprung; das ist mir genug. Die Papiere sind in Ordnung; ich kann gehn!

Damit ging er. Er trat in den Hof hinaus; die beiden Frauenzimmer waren schon in den Kuhstall verschwunden. Von der Fahrstraße her kamen ihm sein Bruder und der Stadtsekretär entgegen; statt sie zu begrüßen, eilte er mit seinen längsten Schritten an ihnen vorbei, rief nur, er komme sogleich, und ging die Straße hinunter. Vor dem Chausseehaus blieb er stehn. Der kleine, dicke Chaussee-einnehmer steckte grade sein pfiffiges Gesicht zum Fenster heraus und rief ihm, indem er die Pfeife aus den dicken, behaglichen Lippen nahm, sein gewohntes dreimaliges Guten Morgen zu.

„Auf drei Worte, Herr Wenzel, wenn's Ihnen recht wär'!" sagte Feldmann.

„Immer zu Diensten!" erwiderte Herr Wenzel, verschwand vom Fenster und stand nach wenigen Sekunden auf seinen kurzen Beinen vor der Tür. „Was kann's geben, Herr Feldmann?"

„Es gibt 'ne kleine, sonderbare Geschichte, einen Kriminalfall, Herr Wenzel;" — indem Feldmann das sagte, überzog sich wieder sein ganzes Gesicht wie mit einem Gewebe von Humor. „Sie haben da hinten am Rundell einen Haufen merkwürdiger, interessanter Steine, auf die

meine Frau ihre blauen Augen geworfen hat; nachher sag' ich Ihnen, warum. Nun ist sie als Frauenzimmer auf den Gedanken gekommen, diese Steine einfach wegzunehmen; weil sie als Frauenzimmer denkt, daß sie ein Recht dazu hat. Und nun möcht' i ch, als ihr Mann, sie für diesen verbrecherischen Irrtum tüchtig büßen lassen; ich möcht' aber auch, daß sie nicht bloß mit e i n e m, sondern mit b e i d e n blauen Augen davonkäme. Darum wollt' ich Sie bitten —"

„Um was, Herr Feldmann?" unterbrach Herr Wenzel ihn vor Ungeduld und sah ihn mit seinen weit aufgerissenen pfiffigen Augen an.

„Um eine kleine Niederträchtigkeit, Herr Wenzel! Sie sollten die Güte haben — um es kurz zu sagen — von hier sogleich bis an das Rundell zu gehn; dort Ihre ganze werte Gestalt so lange im Chausseegraben zu verbergen, bis meine Frau und ihr Wirtschaftslehrling — die schon unterwegs sind — ihre erste Untat ausgeführt und einige von diesen interessanten Steinen in ihre Schürzen gepackt haben. Und dann sollten Sie wie der Engel mit dem feurigen Schwert hervortreten und den beiden Verbrecherinnen verkünden, daß Sie diesen Frevel sofort beim Magistrat in der Stadt anzeigen würden —"

„Verflucht!" rief der kleine Chausseeeinnehmer aus und lachte.

„Und schließlich sollten Sie die Güte haben, auf keine Bitten, Beschwörungen oder Bestechungen zu hören, sondern in Ihrer ganzen Amtswürde sogleich nach der Stadt zu gehn; — das heißt, so weit, bis Sie meinen Damen aus dem Gesicht sind. Dann kehren Sie um, Herr Wenzel; und alles weitere überlassen Sie m i r."

„Ein starkes Stück, Herr Feldmann! Ein starkes Stück!" — Der Chausseeeinnehmer machte nun doch ein etwas bedenkliches Gesicht.

„Sie haben zwei ausgezeichnete Eigenschaften, Herr Wenzel," unterbrach ihn Feldmann; „Sie verstehen Spaß, und Sie können den Mund halten! Und bloß darum sind Sie in dieser Sache mein Mann; sonst hätt' ich Ihnen, wahrhaftig und Gott, keine Silbe gesagt. Sie werden Ihr Vergnügen dran haben, aber Sie werden es nicht unter die Leute bringen. Kommen Sie, es ist die höchste Zeit! Und was die Steine betrifft — — aber hier kommt Ihre Kleine. Ich sag's Ihnen im Gehn. Während ich Sie bis an die Ecke begleite; dann kehr' ich um, und Sie allein gehn weiter, als Engel mit dem Schwert!"

Der Stadtsekretär saß in Feldmanns Zimmer auf dem ledernen Sofa, neben dem Doktor; er hatte sich's nach seiner Art ohne Zeitverlust bequem gemacht, seine hohe, breitbrustige, etwas volle Gestalt in die tiefste Ecke zurückgeworfen; die aufmerksamen grauen Augen über der mächtigen, gebogenen Nase wanderten mit Wohlbehagen an den dämmerigen Wänden umher. Im Sitzen war er noch länger als der Doktor; wenn die beiden standen, überholte ihn der Doktor durch seine längeren Beine und den aufrechten Gang, während der breite Rücken des Stadtsekretärs sich vor der Zeit, wie aus humoristischer Nachlässigkeit und Bequemlichkeit, gekrümmt hatte. Man sah es ihm ohne langes Forschen an, daß er Muskeln hatte wie ein Riese, und eine lustige Seele wie ein Kind.

Er hielt eben die alte Zeitung vom vorigen Jahr in der Hand, ließ sich vom Doktor erzählen, wie diese Zeitung vorhin den Hausherrn geäfft hatte, und lachte herzlich, mit seiner metallenen Stimme. „Ich bin der Meinung," rief er aus, „daß Sie da an Ihrem Bruder Robert Feldmann höchst brüderlich und christlich gehandelt haben! Denn er ist ja ein ganz verworfener Mensch, was die ‚verfluchten Engländer' und den Weizen betrifft. Jetzt ist aber der Augenblick gekommen, Sie um eine von Ihren guten Zigarren zu bitten; denn ich hab' vorhin meine letzte an einen englischen Lord verschenkt."

„Wie haben Sie das hier, in diesem deutschen Landnest, zu stande gebracht?" fragte der Doktor.

„Ich steh' auf unserm Bahnhof, der Schnellzug von Hamburg nach Stettin rollt eben herein; da tritt so einer von diesen ‚verfluchten Engländern' ans Wagenfenster, zieht seine lange Oberlippe in die Höhe und fragt den Schaffner in einem möglichst unverständlichen Deutsch, ob man hier nicht Zigarren haben könne? Der Schaffner hört ihn an; läßt sich die Sache noch einmal vortragen, versteht ihn noch weniger; zuckt die Achseln und geht. Da jammerte mich des Mannes aus Albion; ich zog meine Zigarrentasche, trat zu ihm dar und ersuchte ihn mit Anmut und Würde, sich daraus zu bedienen. Er nimmt meine letzte, fragt: ‚Was kostet das?' — ‚Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr,' sage ich, mich achtungsvoll verneigend; ‚ich bin auf diesem Bahnhof dazu angestellt, die Reisenden mit Zigarren zu bedienen.' — Indem er mich sehr verwundert anstarrt, pfeift der Zug und will fort. Mein Engländer faßt sich schnell: ‚So werden Sie wohl auch die Güte haben, mein Herr, mir etwas Feuer

zu geben?‘ — ‚Ich bedaure, mein Herr,‘ erwidere ich, mit einer neuen Verbeugung; ‚dies letztere ist gegen meine Instruktion!‘ — Und der Zug geht ab. Altengland steht da, die Zigarre zwischen den Zähnen; so rollt er mir langsam und tiefverwundert aus dem Gesicht. Aber ich hoffe, Doktor, er wird in seiner Reisebeschreibung diese merkwürdige Einrichtung auf dem Kontinent und die würdevolle Haltung dieses ‚verfluchten Deutschen‘ nicht vergessen!“

Der Stadtsekretär zündete sich seine Zigarre an und lachte mit dem ganzen Gesicht. „So viel edler handle ich an den Söhnen Albions als Ihr Bruder,“ setzte er hinzu.

In diesem Augenblick trat Feldmann ein; nickte nur zum Gruß, und sah und horchte in beide Zimmer hinein. „Sind sie schon da?“ fragte er.

„Wer?“ fragte der Stadtsekretär zurück.

„Meine Frau und das Fräulein!“

„Nein. Ich hatte noch nicht die Ehre, Ihre Damen zu sehn.“

„Daß ich also schnell noch ein Wort mit Ihnen rede, eh' die Damen kommen: Stadtsekretärchen, haben Sie vielleicht zufällig irgend ein Amtssiegel bei sich?“

„Nein, mein Freund; sind Sie des Glaubens, die trägt man an der Uhrkette mit sich herum? Nur mein e i g n e s Siegel —“

„Na, das tut's dann wohl auch. Und da ich so ein paar große Stempelbogen im Haus hab' — wegen der Wiesenpachtung —“

„Was geht in Ihnen vor?“ fragte der Stadtsekretär.

„Sie sollen mir einen Gefallen tun: sollen mir in

Ihrer amtlichen Stellung bei der Stadt zwei polizeigerichtliche Vorladungen ausstellen —"

„Was soll ich tun?" — Der Stadtsekretär hielt sein linkes Ohr näher hin, denn er glaubte, er habe sich verhört.

„Das erklär' ich Ihnen —"

Doch ehe Feldmann es erklären konnte, nahm er durchs Fenster wahr, daß Emilie und Friederike über den Hof zurückkamen. Er warf einen raschen Blick auf sie und trat dann tiefer ins Zimmer zurück. „Wundervoll! Sie sind blaß; sie gehen jetzt beide im Kindesmörderinnenschritt; der Chausseeeinnehmer hat seine Schuldigkeit getan! Kommen Sie, Freund" — er nahm den Stadtsekretär beim Arm und zog ihn zur Nebentür —: „meine Damen dürfen Sie jetzt nicht sehn; draußen sag' ich Ihnen alles!"

Indem er dem Doktor winkte, zurückzubleiben, zog er den andern in Emiliens Wohnzimmer, und von da in die hinteren Gemächer hinaus. Der Doktor, der aufgestanden war, blieb stehn und erwartete sehr verwundert, was sich ereignen werde.

Emilie trat langsam ein, hinter ihr Friederike; beide ohne Farbe im Gesicht, Friederike den großen Hut tief über die Augen gezogen und offenbar nicht weit vom Zusammenbrechen, aber auch Emilie sehr unsicheren Ganges und aus aller Fassung. Sie hatte kaum so viel Mut, die Augen zu heben und dem Schwager ins Gesicht zu blicken. Es war ihr, als müsse er in ihren Zügen lesen, was geschehen war. Um diesem Gefühl zu entrinnen, wandte sie sich zur Nebentür und wollte hinein. In dem Doktor regte sich aber sogleich der Arzt; er trat auf sie zu. „Was ist dir?" fragte er. „Was hast du?"

„O nichts!“ antwortete sie, aber mit sehr kleinlauter Stimme. „Seufzen Sie nicht!“ flüsterte sie dann Friederiken zu, die vergehen wollte.

„Fehlt dir etwas?“

„Mir? O nein! keineswegs! — Nur die Hitze, glaub' ich — — Wir waren beide lange in der Sonne; — da hinten am Winterroggen,“ setzte sie hinzu.

Sowie Friederike vom Roggen hörte, mußte sie wieder seufzen; es übermannte sie, so sehr sie, nach ihrer Meinung, sich zusammenraffte. Emilie gab ihr einen kleinen Stoß mit dem Ellbogen und ging weiter. An der Schwelle blieb sie plötzlich stehn. „Heinrich! Du bist allein?“ fragte sie aufgeregt.

„Ich glaube, du siehst, daß ich allein bin,“ antwortete der Doktor.

„Jawohl; ich sehe. — Heinrich!“

„Was beliebt?“

„Möchtest du mir einen Gefallen tun? — Wenn du ihm nachliefst, Heinrich —“

Sie stockte.

„Wem?“ fragte er.

„Dem Chausseeeinnehmer —“

Hier konnte sie nicht umhin, wiederum zu stocken, und so hörte man, daß Friederike seufzte.

„Dem Chausseeeinnehmer?“

„Ja. Jawohl. (Schweigen Sie doch, Friederike!) Und wenn du ihm sagtest — und es ihm nachdrücklich vorstelltest — und Geld bötest —“

„Dem Chausseeeinnehmer? — Warum?“

„Das will ich dir sagen —“

Der Doktor erwartete, was sie nun sagen werde; sie

sagte aber nichts. Die Scham braunte ihr auf den Wangen, alle Blässe war fort. Sie sah so reizend aus, aber auch so hilflos, wie der Doktor sie noch nie gesehen hatte. Ich will's ihm doch lieber nicht sagen! ich kann's nicht! dachte sie und machte wieder eine Bewegung, zu gehn.

„Nun? Ich hör' ja nichts!" sagte der Doktor endlich.

Der Ton, in dem er dies sprach, nahm der kleinen Friederike ihre letzte Fassung; sie hatte nur noch den guten Instinkt, sich umzudrehen, und wankte stumm durch die offene Tür hinaus. Sowie Emilie dies sah, folgte sie ihr nach. Sie trat in ihr Zimmer und machte die Tür hinter sich zu.

Gleich darauf hörte sie die Stimme des Doktors: „Liebe Emilie, was ist dir? — Was soll ich tun?"

„O nichts," antwortete sie, indem sie krampfhaft den Türgriff festhielt. „Laß nur! Es ist nicht nötig."

„Aber was ist denn geschehn? Was wolltest du mit dem Chausseeeinnehmer —"

„Laß nur, bester Heinrich! Laß nur! Ich meinte ja doch nur so. Wirklich, es ist nichts."

„Aber irgend etwas ist dir geschehn!"

„Na ja, ich hab' Kopfschmerzen," sagte sie schnell. „Ich brauch' nur — etwas Ruhe. Ja, etwas Ruhe; dann vergehn sie. Bitte, laß mich allein!"

„Gewiß; ganz wie du willst. Wenn ich nur wüßte, was mit dem Chausseeeinnehmer —"

„Ich bitte dich, Heinrich, laß mich jetzt allein!" sagte sie mit nervöser Erregung in der Stimme. Hierauf ward es still. Der Doktor schien sich mit leisen Schritten zu entfernen. Emilie winkte auch Friederiken, zu gehn. Das Fräulein nickte, seufzte und ging auf ihren ächzenden

kleinen Stiefeln hinaus. Jetzt endlich kam Emilien der natürlichste Gedanke, den eine Frau in solcher Beklemmung hat: sich in eine Sofaecke zu werfen und in einem erleichternden Tränenstrom sich Luft zu machen. Es war ein gesundes, herzhaftes Weinen; sie fühlte, daß es ihr gut tat.

Mein Gott! dachte sie endlich, als ihr die Gedanken gleichsam aus dieser Überschwemmung wieder emportauchten und die Besinnung zurückkam — ich hätt' ihm doch alles gestehen sollen! Hätt' ihn beschwören sollen, zu versuchen, was nur menschenmöglich ist, um diesen unglückseligen Chausseeeinnehmer doch noch zu bestechen — — Jetzt ist es zu spät. — Mein Gott, wer hätte gedacht, daß ein Chausseeeinnehmer so unbestechlich wäre! — Und wer hätte gedacht, daß es so was Schlimmes, so was Verbrecherisches wäre, ein paar elende Chausseesteine wegzunehmen! Himmlischer Vater — und wenn das Robert erfährt!

Bei diesem Gedanken angekommen fühlte sie erst ganz, was ihr geschehen war. Sie fragte sich einen Augenblick — in dem Gefühl, sie könne ihm so nicht unter die Augen treten — ob sie nicht lieber auf der Stelle abreisen solle; unter irgend einem Vorwand — vielleicht zu ihrer Schwester, nach Marienberg — — Dann sagte sie sich seufzend, daß es unmöglich sei. Während sie noch seufzte, erschrak sie über ein Geräusch an der Tür, die auf den Flur hinausführte; Friederike trat ein.

„Was haben Sie da in der Hand?" fragte Emilie, als sie das Mädchen leichenblaß und stumm auf sich zukommen sah. „Was sind das für Briefe?"

„Jetzt bricht ja wohl alles über uns herein, Madame,"

sagte Friederike tonlos. „Das ist ja wohl schon unser Schicksal, Madame.“

Emilie sprang auf. „An wen sind diese beiden großen Briefe da?“ fragte sie.

„Der eine an Sie, Madame, und der andre an mich! Johann hat sie mir gegeben; und sie wären in diesem Augenblick durch einen Boten aus der Stadt gekommen. Ach Gott, Madame!“

Friederike hatte so viel gesprochen, wie sie konnte; nun setzte sie sich erschöpft auf einen Stuhl, als wär' es die Armesünderbank, und erwartete hilflos, was sich weiter mit ihr begeben werde.

„Fassen Sie sich, Friederike!“ sagte Emilie und fing an zu zittern. Sie öffnete das Schreiben, das an sie adressiert war. Ohne ein Wort zu sagen, las sie es; erst von unten nach oben, dann, mit etwas mehr Besinnung, von oben nach unten. „Wissen Sie, was hier steht, Friederike?“ fragte sie endlich.

„Ach Gott, nein, Madame; noch nicht,“ antwortete das Mädchen.

„Hier steht, daß ich auf heute vormittag vor das Gericht vorgeladen werde — — und Sie auch,“ setzte sie hinzu, nachdem sie auch das andre Schreiben geöffnet hatte. „Lesen Sie, Friederike!“

„Ich bitt' um Entschuldigung, Madame, aber ich mag's gar nicht lesen,“ erwiderte das Mädchen.

„Der Herr Stadtsekretär fordert mich auf — und Sie auch — uns wegen der uns bewußten schweren Übertretung des Polizeistrafgesetzbuchs, Paragraph so und so —“

„Ich mag gar nicht wissen, was für ein Paragraph das ist!“ seufzte Friederike.

„Uns wegen dieser Übertretung zu verantworten —"

„Und Sie sagten, Madame: noch heut' vormittag!"

„Ja, hier steht's!" Emiliens Finger zitterte unwillkürlich, indem er auf die verhängnisvolle Stelle des Schreibens hindeutete. „In unserm eigenen Interesse — sagt er — hab' er die Sache so eilig angesetzt, um sie so bald wie möglich aus der Welt zu schaffen. Gegen zwölf Uhr —"

„Noch heut' vormittag!" wiederholte Friederike, als ging' es in den Tod.

„Gott im Himmel! Dieser Chausseeeinnehmer —"

„Er muß gelaufen sein wie ein Bürstenbinder, Madame!"

„Und hat diesen Stadtsekretär auch sogleich gefunden — auf der Stelle —"

„Und hat's ihm gemeldet, brühwarm wie es noch war —"

„Und dieser Stadtsekretär setzt sich hin, nimmt die Feder und schreibt —"

„Mein Gott, wie schnell bei Gericht alles geht, Madame!" stöhnte Friederike.

Die beiden Frauenzimmer sahen sich schweigend an. Eine Stimme, die sie nur zu gut kannte, schreckte Emilie auf; sie ergriff die beiden Vorladungen und fuhr damit in die Tasche. Robert Feldmann, der mittlerweile auf dem Flur wohl ein wenig gehorcht hatte, wünschte seine liebe Frau endlich wiederzusehn. Er näherte sich; er fragte aber zuvor durchs Schlüsselloch: „Bist du da, Emmeline?" — Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte die junge Frau bei dem Klang dieser Stimme einen Stich ins Herz. Sie antwortete nicht, sondern sank — ohne zu wissen, was mit ihr geschah — wieder aufs Sofa zurück. Friederike

sprang auf, legte sich die Hand aufs Herz und lief durch die vordere Tür hinaus.

„Ich höre von Heinrich, daß du etwas unwohl bist!" sagte Feldmann mit einem abscheulich gut verstellten, teilnehmenden Schurkengesicht, als er eingetreten war und neben Emilien stand. „Du hätt'st Kopfschmerzen, sagt er."

„Ach ja!" flüsterte sie, ihr Gesicht halb bedeckend.

„Sehr schmerzhafte, wie es scheint."

„Ach ja!"

„Armes Kind! — Hast du irgend etwas erlebt, was dich aufgeregt oder geärgert hätte?"

„Ach nein!" sagte sie noch leiser. — Wär' er nur fort! dachte sie.

„Kann ich dir mit irgend etwas helfen, liebe Emilie?"

„Laß mich nur, lieber Robert!" sagte sie sehr beklommen.

Sie hatte ihre Augen mit der Hand bedeckt, und konnte nicht sehn, wie er lächelte.

„Vielleicht, wenn ich dir die Schläfe, die Stirn ein bißchen einriebe!" fuhr er fort. — „Ich glaub' doch, daß dich irgend etwas aufgeregt hat."

„O nein!" murmelte sie. — Soll ich's ihm sagen? fragte sie sich. — Sie schüttelte den Kopf.

„Einreiben tut sonst gut!" fuhr er mit unerschütterlichem Wohlwollen fort. „Hier steht dein kölnisches Wasser, und das Chloroform, das Heinrich dir mitgebracht hat. Wenn wir dich wenigstens mit dem kölnischen Wasser —"

Sie bewegte abwehrend ihre kleine Hand. Wenn nur diese Stunde erst vorüber wär', bis ich vor Gericht stehe! war ihr einziger Gedanke. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie sich ja so leicht und so folgenlos durch Chloroform betäuben könne. Chloroformschlaf, tiefste Bewußtlosigkeit! das er-

schien ihr in diesem Augenblick als das einzig Wünschenswerte auf dieser Welt. „Ach, Robert!" sagte sie, ohne ihn anzusehn.

„Was, mein Kind?"

„Wenn ich nicht zu den bösen Kopfschmerzen auch noch die Zahnschmerzen hätte!"

„Du hast auch Zahnweh, du Ärmste?"

„Ja. Und du könnt'st mir die Liebe tun — ich bitt' dich darum — mich durch Chloroform zu betäuben. Du weißt ja schon, wie viel ich vertragen kann! Und das Fläschchen, sagtest du ja, steht auf dem Tisch."

„Ja, es steht auf dem Tisch. Wenn du nur die Hand von der Nase entfernen wolltest, liebe Emmeline!"

Emilie enthüllte ihr Gesicht, hielt aber die Augen geschlossen. So sah sie wiederum nicht, was für ein arglistiges Lächeln um die Lippen ihres Mannes schwebte, als er mit dem Schlafgeist in der Hand vor sie hintrat und sein Taschentuch damit tränkte, um sie von ihren angeblichen Schmerzen zu befreien. Wie von der Magie eines Zaubers berührt, entschlief sie bald und leicht. Ihre aufgeregten Züge glätteten sich, die Seelenruhe eines schlafenden Kindes breitete sich auf dem lieblichen Angesicht aus. Den Kopf zurückgelehnt, lag sie friedlich da.

Feldmann betrachtete sie, sein Lächeln nahm einen zärtlichen, fast verliebten Ausdruck an. Ihm fiel das Märchen von Schneewittchen ein; er fühlte sich lebhaft versucht, seine holde Verbrecherin zu küssen. Aber diese voreilige Regung drängte er zurück. Indem er sie nochmals ein wenig Chloroform einatmen ließ, rief er den Doktor und den Stadtsekretär, die draußen harrten, wie dies enden werde. Beide traten ein; der Stadtsekretär voran.

„Sie stehn ja da wie Othello neben seiner Desdemona, Ende des fünften Akts!“ sagte der Stadtsekretär; doch sein Lächeln zeigte, daß er den Zusammenhang schon begriffen hatte.

„Sie hat es selber gewollt!“ entgegnete Feldmann. „Mein Gewissen ist rein! — Stadtsekretär, diese Situation sendet uns der Himmel; wir müssen sie benützen, um den Spaß zu vollenden.“

„Was wollen Sie noch?“

„Meine Frau soll mir nicht nachsagen, daß ich so etwas nicht durchzuführen verstehe! Hören Sie — — Mir war eben, als regte sie sich schon. Sie darf nicht aufwachen, während wir hier reden. Kommen Sie hinaus! Willst du sie einstweilen behüten, Heinrich?“

Der Doktor nickte. Feldmann nahm den Stadtsekretär am Arm, öffnete die Tür und führte ihn auf den Flur.

Die unglückliche Friederike hatte sich in der Küche neben den Herd gesetzt; hier saß sie allein, die Mägde waren im Garten, bei den Gemüsebeeten, von da herüber hörte sie sie lachen. Es war ihr unbegreiflich und sinnverwirrend, daß in dieser Stunde, in diesem Garten jemand lachen konnte. Sie hatte sich die Schürze über das Gesicht gedeckt, um womöglich auch von dem Auge G o t t e s nicht gesehen zu werden, und war eigentlich mit nichts beschäftigt, als ihr kleines Herz klopfen zu hören, zuweilen zu seufzen, und bei jedem Geräusch, das sie hörte, zu erschrecken.

„Fräulein Friederike Weißfisch!“ hörte sie endlich eine männliche, bekannte, feierliche Stimme neben sich reden, nachdem sie bei jedem der Tritte, die sich ihr ge-

nähert hatten, regelmäßig zusammengefahren war. „Ich bitte, enthüllen Sie Ihr Gesicht, Fräulein Friederike!“

Das ist der Stadtsekretär, dachte sie in dumpfer Resignation, ohne sich zu verwundern, daß er hier auf einmal vor ihr stehe. Sie wunderte sich über nichts mehr. Mechanisch gehorchend enthüllte sie ihr Gesicht, und ebenso mechanisch brach sie in einen wahren Wolkenbruch von Tränen aus.

„Es ist weniger nötig, daß Sie weinen, Fräulein Friederike,“ fuhr der Stadtsekretär, der mit Robert Feldmann vor ihr stand, in seiner ganzen Amtswürde fort, „als daß Sie hören, was ich Ihnen sage. Ich bin persönlich gekommen, um die sehr ernste und bedauerliche Angelegenheit, um die es sich handelt“ (Friederikens Wolkenbruch nahm einen noch tropischeren Charakter an) „hier draußen ohne Aufsehn und in aller Stille abzumachen. Ich bin sehr über Sie erstaunt, Fräulein Friederike! Wenn auch einige schon längst behauptet hatten, daß in Ihrem unsicheren Gang, Ihrem scheuen Wesen die Anzeichen eines nicht ganz reinen Gewissens sichtbar wären, so haben doch andre dagegen angeführt — und auch ich konnte es bestätigen — daß Sie im Ansäen von Radieschen, im Backen von Pfannkuchen und im Kaffeekochen über Ihre Jahre hinaus Schönes und Hoffnungsvolles leisteten, und daß man von einem so wirtschaftlichen Gemüt auch eine gesunde sittliche Entwicklung erhoffen durfte. Aber nun sehen wir Sie straucheln, Fräulein Friederike! Und der Stein des Anstoßes, über den Sie straucheln, ist ein Chausseestein —“

„Ach Gott! Ach mein Gott!“ seufzte Friederike.

„Und dieser Chausseestein war der Apfel, zu dem Sie

Ihre Lehrmeisterin und Gebieterin verführten, wie die Schlange die Eva ..."

Dieser Vergleich nahm Friederiken ihre letzte Kraft. Sie wünschte zu widersprechen, wünschte zu versichern, daß sie keineswegs die Verführerin gewesen sei; aber der Gedanke, für eine Schlange zu gelten, übermannte sie so sehr, daß sie die Worte, die sie sagen wollte, nicht finden konnte. Sie fuhr sich nur mit der Schürze nach dem Herzen und schwieg.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen," fuhr der Stadtsekretär fort, „daß es mir in jedem Sinne peinlich ist, ein junges Mädchen, das sich mir im Backen von Pfannkuchen so angenehm und achtungswert erwiesen hat, auf einem a n d e r n Gebiet den verderblichsten Leidenschaften verfallen zu sehn! Indessen was ich Ihnen über diesen Punkt noch zu sagen habe, sag' ich Ihnen nicht hier in der Küche, sondern an einem würdigeren Ort, und in Gegenwart der Dame, die Sie durch Ihre unglückseligen Überredungskünste verführt haben, sich an dem heiligsten Eigentum, dem des Staats, zu vergreifen. Sie werden hier verweilen, bis man Sie ruft! Wenn Sie schon früher vor Gericht gestanden haben" (die unglückliche Friederike wollte widersprechen, aber die dazu nötigen Worte kamen ihr zu spät) — „wenn Sie schon früher vor Gericht gestanden haben, so werden Sie wissen, daß man sich mit seinen Complicen nicht verabreden, noch irgend ein Zeichen mit ihnen wechseln darf; daß Sie also der Frau Feldmann gegenüber sich jeder Art von Kundgebung zu enthalten haben. Ist Ihnen alles klar, was ich Ihnen gesagt habe?"

Friederike nickte. Sie war jetzt im Begriff, zu Wort zu kommen; aber der Stadtsekretär ging mit drei großen

Schritten hinaus und machte die Tür hinter sich zu. Sie stand wieder allein, Feldmann hatte sich schon früher entfernt; er war zu Emilien zurückgekehrt, schickte den Doktor durch eine Gebärde hinaus, und sah nun, wie seine Frau aus ihrem Schlaf erwachte.

„Kommst du endlich wieder zu dir, liebe Emilie!" sagte der Schalk in feierlichem Ernst.

„Endlich?" wiederholte sie verwundert. Sie besann sich, wo sie war, sie hatte kein Gefühl von der entwichenen Zeit; es war ihr, als lägen Einschlafen und Erwachen dicht beieinander.

„Du ahnst offenbar nicht, daß du beinah' eine Stunde so dagelegen hast!" fuhr der Heuchler fort, sie ernst und wehmütig, doch ohne Strenge betrachtend. „Emilie! Sowie du entschlafen warst, hat mir Fräulein Friederike gebeichtet, was mit euch geschehn ist. Sag mir jetzt nichts! Ich bin auf der Stelle — ventre à terre — nach der Stadt kutschiert, um meinen Freund, den Stadtsekretär, zu beschwören, daß er mir und dir diese — Schande erspare, dich im Rathaus, in seiner A m t s s t u b e zu verhören. Ich hab' es erreicht, hab' ihn mitgenommen; er ist hier. Mir zuliebe will er die Gesetzwidrigkeit begehn, die Sache hier in deinem eigenen Zimmer, unter unsern acht Augen, abzutun. Also wenn deine Schmerzen es dir jetzt gestatten, so steh auf, liebe Emilie; halte dich bereit! Ich mach' dir in diesem Augenblick keine Vorwürfe; o nein. Fasse dich; das ist alles, was ich dir jetzt sage."

Emilie erwiderte nichts, sah ihn nicht an, stand aber auf. Sie war offenbar gefaßter, als er erwartete; das Chloroform, dieses Zaubermittel, hatte ihr, wie es schien, ruhigeres Blut und hellere Gedanken gemacht. Sie ward

nur rot; das war alles. Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Tür zum Flur, der Stadtsekretär trat ein, hinter ihm der Doktor und Friederike. Durch einen stummen Wink ersuchte der Stadtsekretär das kleine Fräulein, sich in der Nähe des Sofas auf einen Stuhl zu setzen, und machte dann seine Verbeugung vor Emilien.

„Indem ich die Ehre habe, Sie zu begrüßen, Frau Feldmann," fing er feierlich an —

„Seien Sie mir willkommen," unterbrach ihn die junge Frau, mit einer Unerschrockenheit, die die ganze Gesellschaft, Friederike mit einbegriffen, in Erstaunen setzte.

„Indem ich also diese Ehre habe," fuhr der Stadtsekretär etwas weniger feierlich fort, „muß ich Ihnen zugleich mitteilen, daß ich, in Verhinderung des Bürgermeisters, gesetzlich verpflichtet bin, Sie in der bewußten bedauerlichen Angelegenheit zu vernehmen. Indessen um Ihnen, so viel in meinen Kräften steht, das Peinliche dieses Vorgangs zu erleichtern —"

„Nicht mir, sondern meinem Mann," unterbrach ihn Emilie so unverzagt, daß die kleine Kindesmörderin vor Schreck erstarrte. „Ich hab' auch nicht den leisesten Wunsch geäußert, Herr Stadtsekretär, daß man mir irgendwas erleichtern möchte."

„Gewiß, gewiß," entgegnete er verdutzt. „Sie nicht; Sie durchaus nicht. Aber da Ihr lieber Mann mich so dringend ersuchte —"

„So haben Sie meinem lieben Mann zuliebe das Gesetz übertreten!" fuhr die junge Frau immer unerschrockener fort. „Es ist eine Gesetzwidrigkeit, wie mein Mann mir gesagt hat, daß Sie so zu mir kommen, statt ich zu Ihnen. Nicht wahr, so ist es?" setzte sie fragend hinzu.

„Allerdings, allerdings. Aber warum fragen Sie das —"

„Warum ich das frage?" Emiliens zierliche Gestalt richtete sich keck triumphierend auf. „Um Ihnen zu sagen, mein lieber Herr Stadtsekretär, daß ich mich wegen jener dummen Chausseesteine von Ihnen sicherlich nicht verurteilen lasse! Es ist ja gegen Ihre Amtspflicht, daß Sie hier stehn. Sie sind also wohl ebenso schuldig wie ich! Und wenn Sie noch weiter gerichtlich gegen mich verfahren wollten, so würden Sie mich zwingen, Sie wegen Ihrer Gesetzesübertretung ebenso anzuzeigen, wie man mich angezeigt hat!"

Der Stadtsekretär, durch diese Wendung ganz aus der Fassung gebracht, wollte etwas erwidern, stand aber ebenso sprachlos wie die übrigen da. Endlich brach er in ein lautes, schütterndes, gar nicht endendes Gelächter aus. Der Doktor war der erste, der ihm darin folgte. Zuletzt fiel auch Robert Feldmann ein, und nur Friederike, mit gleichsam vernagelten Gesichtszügen, rührte sich nicht.

„Sie werden Ihrer Frau nicht Herr, mein Lieber!" sagte der Stadtsekretär, als seine grenzenlose Heiterkeit endlich Worte fand. „Danken Sie Gott, Robert Feldmann, daß bei uns die Polygamie verboten ist: zwei solche Frauen würden von Ihnen nur den Platz für zwei Pantoffel übrig lassen! — Ich bin geschlagen, Frau Feldmann," setzte er, sich ritterlich verbeugend, hinzu. „Es bleibt mir nur übrig, Sie kniefällig um Absolution zu ersuchen, daß wir uns dieser kleinen Komödie erdreistet haben."

„Was heißt das?" fragte Emilie, nun ihrerseits verdutzt, indem sie die drei Männer der Reihe nach ansah.

„Das heißt, daß Ihr Mann — dieser Heuchler da —

der selber der göttlichen Gnade äußerst bedürftig ist, dieweil er das Licht seiner Nächstenliebe im wahrsten Sinne des Worts unter den Scheffel stellt und um des schnöden Weizenmammons willen den Nachbarvölkern Mißernten und Hungersnot wünscht — aber Gottes Zorn hat ihn schon getroffen, indem er in dieser heutigen Zeitung" (der Stadtsekretär zog sie aus seiner Brusttasche hervor und hielt sie in die Luft) „das unaufhaltsame Sinken der Weizenpreise meldet —"

„Verflucht!" rief Feldmann aus.

„Daß dieser gnadenlose Sünder da" — fuhr der Stadtsekretär, der nie aus der Konstruktion eines Satzes fiel, mit unerschütterlicher Beredsamkeit fort — „sich nicht gescheut noch geschämt hat, die kleinen Schwächen seiner liebenswürdigen Gemahlin auszuhorchen, ihr allerdings etwas mangelhaftes Rechtsbewußtsein zum Opfer einer schändlichen Intrige zu machen, und die achtungswertesten Männer des Landes, Chausseeeinnehmer, ja selbst Stadtsekretäre, unbescholtene, tadellose Männer, in das scheußliche Gewebe dieses Komplotts mit hineinzuziehen!"

„Eine Intrige! eine Komödie!" rief Emilie voll Empörung aus; plötzlich ward's in ihr licht.

„Wir sind alle strafbar," setzte der Stadtsekretär mit demselben feierlichen Humor hinzu; „in dieser Gesellschaft ist niemand, der sich rechtfertigen könnte."

„O du Taugenichts! Du Abscheulicher!" sagte Emilie zu Feldmann und drohte ihm mit der geballten kleinen Hand. „So zu heucheln, und mich so zu quälen! Das vergeb' ich dir nie!"

„Ich hoffe doch," sagte Feldmann.

„Nie! O nein! Nie!"

Feldmann trat auf sie zu. „Wenn du dich erinnern wolltest, liebe Emilie, daß du dich vor zwei Stunden verschworen hast, jede Buße, jede, auf dich zu nehmen, wenn ich dich in den nächsten vierzehn Tagen auf einem Mangel deines Rechtsbewußtseins ertappte. Ich glaube, ich hab' dich innerhalb der vorgeschriebenen Zeit ertappt, liebe Emilie."

„O du nichtswürdiger Mensch!"

„Vielleicht, wenn wir beide uns nun das Wort gäben, beste Emmeline, uns zu bessern: ich als nichtswürdiger Mensch, du als mangelhaftes Rechtsbewußtsein — vielleicht, daß dann noch ein ganz leidliches Paar aus uns werden könnte."

„Wenn du mir doch aus den Augen gehn wolltest!" war Emiliens Antwort.

„Emmi, ich liebe dich."

„Liebe, wen du willst!"

„Eben das tu' ich ja! — Wie sagtest du mir doch heut', liebste Emmi:

> Edel sei der Mensch,
> Hilfreich und gut!
> Denn das allein
> Unterscheidet ihn —"

Ein lautes Klopfen an der Tür unterbrach ihn; der Doktor rief Herein. Darauf erschien der kleine Herr Wenzel, der Chausseeeinnehmer, mit einem noch über seine Gewohnheit pfiffigen Gesicht; hinter ihm zwei Arbeiter in grauen Kitteln, die auf dem Vorplatz stehen blieben; man sah aber ihre Schubkarren, die hoch mit bläulichen, rötlichen und grauen Felssteinen gefüllt waren. Emilie blickte hinaus. Wider ihren Willen huschte ihr eine

Art von Lächeln über das Gesicht. „Es sind die b e w u ß t e n, Emmi!" flüsterte Feldmann. „Ich hab' sie dem Chausseeeinnehmer abgehandelt, ich schaff' ihm andre dafür; sie sind alle dein! — — Na? Sagst du dazu nichts?"

„Was soll ich sagen?" murmelte sie. Aber schon wieder entkam ihr so ein verräterisches Lächeln.

„Haben Sie die Güte, Herr Wenzel," rief Feldmann dem Chausseeeinnehmer zu, „die Steine durch die Küche in den Garten hinausfahren zu lassen; Sie wissen: links von der großen Laube!" — Herr Wenzel nickte, machte seine Verbeugung gegen die Gesellschaft und verschwand mit seinem Gefolge. Feldmann trat noch einen Schritt näher auf seine Gattin zu. „Liebe Emmi!" sagte er mit seinem zartesten, gemütlichsten Humor, „willst du den Arbeitern nicht ein Butterbrot und einen Schnaps geben lassen?"

„Willst du nicht einmal g a n z n a h e an mich herankommen?" erwiderte Emilie.

„Hier bin ich," sagte er. In demselben Augenblick fühlte er eine Ohrfeige auf seiner linken Wange; aber die sanfteste und zierlichste, die er in seinem Leben erhalten hatte. „Was ist das, Robert?" fragte ihn ihre süße Stimme.

„Ein Akt der Rache!" antwortete er lächelnd.

„Und was ist d a s ?" Sie küßte ihn auf den Mund.

„Mein liebes, geliebtes Herz!" sagte er und schloß sie aufs zärtlichste in seine Arme.

„Du! Robert!" sagte sie leise. „Man muß versuchen, ob man sich bessern kann!"

„Amen!" setzte der Stadtsekretär, der es vom Fenster aus gehört hatte, feierlich hinzu.

„Ach Gott ja freilich!" seufzte die kleine Friederike.

Das Märchen vom ersten Menschen

(1873)

Es ging ein Engel durchs Zimmer, wie man zu sagen pflegt; aber ohne daß dieses allgemeine Verstummen die Gesellschaft verlegen gemacht oder peinlich berührt hätte. Man kannte sich zu gut, auch war es die Zeit des Verstummens: die träumerische Zeit zwischen Tag und Nacht. Man saß in einem großen, tiefen, schon stark dunkelnden Zimmer, das auf eine Terrasse hinausging; durch die offene Tür führte das Zwielicht ganze Wolken von sommerlichen Wohlgerüchen aus dem Garten mit sich herein. In der sanften wohligen Betäubung, mit der diese starken Düfte den Geist umschläfern, und in der elementaren Genügsamkeit, zu der uns die Dämmerung stimmt, saß man, in einem ungezwungenen Halbkreis um die Hausfrau her, sozusagen andächtig da.

Vielleicht das ernsthafteste Gesicht von allen hatte die kleine Henriette aufgesetzt, die vierzehnjährige Tochter des Hauses; der naivste Backfisch von der Welt, mit unverschämt klugen Augen und einem possenhaften Humor. Sie hatte jetzt ihren Kopf in beide Hände gestützt und die Brauen zusammengezogen, als dächte sie über die Unsterblichkeit der Seele nach. Plötzlich unterbrach ihre kleine Glockenstimme das tiefe Schweigen. Wie wenn sie mit sich allein wäre, sagte sie vor sich hin:

„Der Affe gar possierlich ist,
Zumal wenn er mein Vetter ist."

„Woher haben wir diese Poesie?" fragte der alte Herr von P. (der älteste Hausfreund), der wie die andern in Lachen ausbrach.

„Selbst gedichtet!" gab sie trocken zur Antwort.

„Ich gratuliere!"

„Ich danke."

Die Hausfrau (von der die kleine Henriette ihre klugen Augen hatte) nahm lächelnd das Wort. „Heute morgen hat sie ihren Lehrer nach der Abstammung des Menschen ausgefragt und zu ihrer Verwunderung erfahren, daß man uns jetzt von einem verloren gegangenen Uraffen herleiten will. Das will ihr nun nicht aus dem Kopf; darüber brütet sie."

„Und darum dieser falsche Reim!" sagte Herr von P.

„Ich bitte für meine Tochter um Verzeihung."

„Du!" fing das Kind wieder an und legte eine ihrer langen Hände auf Herrn von P.s Arm. „Glaubst du, daß der Gorilla dein und mein Vetter ist?"

„Meine liebe Henriette," sagte Herr von P., „erinnere mich an deinem Hochzeitstag wieder an diese Frage; dann will ich dir sagen, was ich darüber denke."

„Das nützt mir nichts; denn ich werd' nie heiraten."

„Also bist du ein kleiner Affe: denn du sagst das nur deiner älteren Schwester nach."

Fräulein Pauline — eben diese ältere Schwester — wollte etwas erwidern, sagte aber nichts; sie stand nur auf und blickte durch die offene Tür in den Garten hinaus.

„Wenn ich ein kleiner Affe bin, wie du gütigst bemerkst," fing die altkluge Kleine wieder an, „so kann ich ja über meine Abstammung nicht mehr im Zweifel sein! Also vor vielen tausend Jahren wären wir alle — ich meine,

unsere Vorfahren — auf die Bäume geklettert und hätten Nüsse geknackt?"

„Beidest tust du ja noch!" entgegnete Herr von P. „Klettern? Das ist vorbei!"

„So gratulier' ich zur Menschwerdung. Das ist ein großer Moment! — Aber sag, würd' es dich sehr in deiner Menschenwürde kränken, kleine Evastochter, wenn plötzlich an diesem Abendhimmel da oben, in den deine Schwester hineinstarrt, mit großen goldenen Buchstaben geschrieben stände: daß, auf Befehl des Schöpfers, der zweifelnden Menschheit hiermit ihre Abstammung von einem greiffüßigen, behaarten, auf Bäumen lebenden, geschwänzten, höchst staunenswert begabten Menschenaffen feierlich kund getan wird? Und wenn dieser höchst staunenswert begabte Menschenaffe sich im Lauf der Jahrtausende, von Geschlecht zu Geschlecht, langsam, allmählich, unaufhaltsam fortentwickelt, umgeformt und veredelt hätte, bis er es so rätselhaft weit gebracht, daß ein Nachkomme von ihm, ein vierzehnjähriges Schulmädchen, das sich nach seiner schönen Mutter Henriette nennt, mit gestiefelten Füßchen, einer Haut von Milch und Rosen und einer Denkerstirn, ehrbar wie eine Philosophin auf dem Stuhl sitzt und sich mit würdevollen Männern über die Geheimnisse der Schöpfung bespricht? Würde dich das kränken, meine teure Henriette?"

„Mich? Warum? Ich finde das sehr amüsant!" erwiderte Henriette. „Ich hab' mir immer einen Affen gewünscht."

Herr von P. nickte ernsthaft, als hätten sie sich mit aller Weisheit über die Frage verständigt. Er wandte sich an die Ältere, für die er eigentlich gesprochen hatte. „Und Sie, Pauline?"

„Und ich?"

Fräulein Pauline wandte sich halb zu ihm zurück und sagte: „Was ich davon halte? — Daß mir das alles entweder zu hoch, oder — zu niedrig ist; Sie können ja wählen."

„Gut, ich wähle; aber wie meinen Sie das?"

„Ich weiß nicht, was für ein tiefer Zusammenhang existieren soll zwischen einem — wie sagten Sie — einem greiffüßigen, behaarten, gedankenlosen Affen, der auf Bäumen lebt und Nüsse knackt, und einem Menschen, der sich für Ideale begeistert, der ein Herz voll Liebe, einen rastlosen Geist, ein Gewissen, einen Gott hat; — wie gesagt, ich verstehe das nicht."

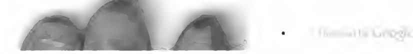
„Vielleicht verstünden Sie's doch — wenn man's Ihnen bewiese."

„Beweisen Sie nur; ich glaub' es Ihnen nicht. Shakespeares Urahn war ein schnatternder Affe? Raffaels Urahn war ein grinsender Affe? Wenn ich Beethovens Sinfonia eroica höre, soll ich an einen winselnden Affen denken?"

Die kleine Henriette lachte laut auf; ich fürchte, ohne recht zu wissen, warum. „Nun, Onkel Fridolin?" sagte sie, sich umdrehend, „Sie verhalten sich ja mäuschenstill bei der ganzen Geschichte. Sie sind ja der eigentliche Gelehrte unter uns; warum sagen Sie nichts?"

Der Herr, den die Kleine Onkel Fridolin nannte, hatte bisher schweigend hinter ihr gesessen, die großen grauen Augen auf die schrägen Vierecke in dem parkettierten Fußboden geheftet. „Ich? Ich hab' noch keine Meinung," sagte er mit seinem sarkastischen Lächeln.

„Nicht? — Da wird es doch Zeit!" erwiderte die nase-



weise kleine Person, mit einem Blick auf die Verwüstung, die die Zeit in seinem Haupthaar angerichtet hatte.

„Ich muß schon wieder für meine Tochter um Verzeihung bitten," fiel die Hausfrau ein. „Ungezogenes Ding!"

„Lassen Sie ihr doch Redefreiheit," sagte der Onkel Fridolin. „Sie ist nur das Echo meiner eigenen Gefühle."

„Übrigens, warum weigern Sie sich, eine Meinung zu haben? Sie haben gewiß über diesen Punkt mehr gedacht, als wir andern alle miteinander. Sie, der Sie in der Wissenschaft leben —"

„Kennen Sie denn nicht mein Schicksal, gnädige Frau? Die Gelehrten sagen, ich hätt' zu viel vom Poeten; die Poeten, ich hätt' zu viel vom Gelehrten. Wie kann ich da in dieser schwierigsten aller Grenzfragen mitsprechen? Bedenken Sie, was die Parteien sagen werden! Die Affen werden sagen, ich hätt' zu viel vom Menschen; und die Menschen, ich hätt' zu viel vom Affen."

Fräulein Pauline, die den Sprecher von der Seite angesehen hatte, wandte sich, nach Mädchenart, etwas beleidigt ab. „Ich bitte, reden Sie nicht so geistreich dunkel," sagte die Hausfrau, „sondern gestehen Sie uns ehrlich, was Sie denken."

„Ich würd' langweilig werden; glauben Sie mir! — Aber wissen Sie was: erlauben Sie mir, Ihnen statt dessen eine Geschichte zu erzählen, die ich sozusagen erlebt habe; — damit wär' auch der kleinen Henriette gedient."

„Ja ja, eine Geschichte!" rief der Backfisch. „Eine von Onkel Fridolins sonderbaren Geschichten, aus denen man nie klug wird; das ist so amüsant."

„Die Sie sozusagen erlebt haben?“ fragte Fräulein Pauline. „Wie verstehn Sie das?“

Herr von P. lächelte. „Es wird wieder so eine Art von Märchen sein; so ein Sommernachtsmärchen.“

„Vielleicht ein Märchen,“ erwiderte Onkel Fridolin, ohne eine Miene zu verziehen. Er führte dann die Augen wieder auf dem Fußboden spazieren, als lese er dort seine Geschichte.

„Machen Sie uns Frauenzimmer nicht noch neugieriger, als wir sind,“ sagte die Hausfrau, „sondern erzählen Sie uns Ihr erlebtes Märchen.“

„Also gut; ich erzähle. Ich bitte Sie, lassen Sie noch keine Lampe bringen; der Mond kommt eben herauf. Es ist für meine Geschichte grade hell genug, und ich fange an.

Es hat eine Zeit gegeben, wo ich noch den ganzen Kopf voll Haare hatte — Sie mögen mir das nun glauben oder nicht; damals war ich fast um die Hälfte jünger als jetzt, also ein junger Fant, hatte unter diesen vielen Haaren viele Ideale; — verzeihen Sie, diese Einleitung gehört zu meiner Geschichte. Ich wanderte in der besten Gesellschaft, die man haben kann — der Ideale und der Locken, mein' ich — im Gebirg herum; ganz zufrieden, mit mir allein zu sein, rüstig zu Fuß vom Morgen bis in die Nacht; wenn die Sonne brannte, träumte ich vor mich hin, wenn es stürmte und regnete, sang ich; fußwandernde Götter hätten sich schwerlich besser benommen als ich. An einem Abend, ungefähr wie dieser — der Mond schien unglaublich hell, und ich sang immerfort — kam ich durch ein enges, schluchtähnliches Tal; es

hieß das Alpbachtal, wenn ich nicht irre. Die Glühwürmer flogen zu Dutzenden um mich her. Etwas tiefer, hart an der Straße, rauschte der Bach. Ich ging, allmählich leiser singend, neben ihm fort, und sah mich plötzlich vor einer breiteren, halb mit Geröll bedeckten, von den Bachweiden eingefaßten Fläche, auf der sich ein kleiner Zigeunertrupp gelagert hatte. Vier Männer und ein Knabe, ein erwachsenes Mädchen und eine junge Frau mit einem Kind auf dem Schoß; die Männer die bekannten Gestalten, die man überall wiedersieht: langes schwarzes Haar, schwarze Schnurrbärte, scharfe Profile, etwas wild glotzende Augen; rote Mützen auf den hohen Schädeln, weite leinene Hosen, kurze Westen und Jacken, der Leib mit Binden oder breiten Gürteln umwunden; — mir war dies alles noch neu, darum blieb ich stehn und riß die Augen weit auf. Die Männer hatten sich hingelagert und rauchten kurze Pfeifen, Zigarren und Zigaretten; die junge Frau, eine schlanke, geschmeidige, kräftige Person mit angenehmen Zügen, brachte eben ihr Kind zur Ruhe und deckte es zu. Nur das junge Mädchen bewegte sich hin und her; mit einem langen Stecken in der Hand — überhaupt ganz wie eine Wilde anzusehn — ging sie bald in einem kleinen Kessel Wasser aus der Schlucht zu holen, bald die abwärtsschweifenden Pferdchen aus dem dunklen Weidicht wieder heranzutreiben. Ich vergaß nämlich zu sagen, daß zu dieser Gesellschaft eine sonderbare zweite von allerlei Tieren gehörte, die mir bald merkwürdiger war als ihre Herren. Während zwei winzige Rößlein sich ungebunden umhertrieben, hatte man ein paar Bären in dem Steingerölle angepflöckt; einen alten, gelblich braunen, der ruhig schlief wie ein Philosoph, während

der jüngere sich mit rastloser Unvernunft abquälte, seine strickdurchzogene Schnauze zu befreien. Besonders seltsam aber nahm sich im Mondschein ein grauer, mürrische Gesichter schneidender Affe aus; er war an ein Bäumchen gebunden und quetschte sich von Zeit zu Zeit zwischen den Ästen dieses Bäumchens durch, um nach den Bären zu schauen und mich anzuglotzen; oder er saß ganz still und ließ sein unheimlich menschliches, lautes Ha! ertönen.

Ich wollte endlich wieder gehn, der Nachtherberge zu; da sollte ich erst durch ein Geräusch hinter meinem Rücken entdecken, daß ich das Sonderbarste von allem noch nicht gesehen hatte. Als ich mich umwandte, wie man auf ein unerwartetes Geräusch unwillkürlich tut, blickte ich einem a n d e r n Geschöpf grade ins Gesicht, das sich mir in einer schwerfälligen, aber aufrechten Gangart näherte; nach dem Augenschein nicht viel kleiner als ich, und keiner der Affenarten gleich, die ich bis dahin kannte; und doch konnte es nach allem, was ich junger Student vom Tierreich wußte, nur ein Affe sein. Die nackte Haut war von einem unbestimmten Braun, das der Mondschein noch unbestimmter machte, und an vielen Stellen, besonders auch an den Schultern behaart; er zeigte mir, als er die Lippen öffnete, stark vortretende Eckzähne, die seiner Miene etwas Herausforderndes gaben; die langen Arme bewegte er aber mit einer so eigentümlich ausdrucksvollen Gebärde zu mir hin, daß es mich überraschte. Ich blieb stehn und erwartete ihn. Auf seinen etwas unförmlichen Füßen — doch konnte ich nicht umhin, sie in meinen Gedanken wirklich F ü ß e zu nennen — kam er, auf einen abgebrochenen Ast gestützt, ganz an mich heran, kauerte sich nun nieder, bewegte seine Kopfhaut mehrmals auf

und ab, was mir lächerlich war; dann blickten mich aber unter den schwachen Brauen die hellgrauen Augen so ernsthaft, melancholisch und fast menschlich an, daß ich förmlich in Verwirrung geriet. Ich trug eine goldene Uhrkette, an der noch allerlei andre Kinkerlitzchen hingen. Da das alles im Mondlicht blitzte und glänzte, fiel es ihm in die Augen; er starrte mit sichtbarem Vergnügen hin, blickte dann wieder zu mir auf und lächelte. Es war ein Lächeln, man konnt' es nicht anders nennen. Er streckte eine Hand aus und deutete auf die blitzenden Dinger. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam: ich schüttelte den Kopf. Als er das sah, fiel er in den traurigen Ausdruck von vorhin zurück, nahm eine sehr niedergeschlagene Miene an und stieß einen leisen klagenden Ton hervor, der mich rührte, ohne daß ich hätte sagen können, warum.

Plötzlich rief ihn einer der Zigeuner, mit einem Wort, das ich nicht verstand. Sogleich sprang er auf und lief mit unerwarteter Behendigkeit zu den Männern hinüber; setzte sich zu ihnen, als wäre er ihresgleichen, und sah mich an, wie wenn er mich auffordere, das gleiche zu tun. Der ihn gerufen hatte, nahm sich die Zigarre aus dem Munde und hielt sie ihm, gutmütig lächelnd, vors Gesicht. Das seltsame Geschöpf griff danach, sogar mit einer gewissen ungeschickten Grazie, und fing an zu rauchen. Der Zigeuner, statt sich eine neue Zigarre anzuzünden, langte hinter sich, und auf einer dunkelbraunen, nicht übel klingenden Fiedel geigte er in die Nacht hinein. Sowie die ersten Töne erzitterten, kam über den Affen — oder wie ich ihn nennen soll — ein Vergnügen, ein Wohlgefühl, das sich nicht schildern läßt. Er wiegte den Kopf hin und her, hob die Arme, ließ sie wieder sinken, starrte bald die

Geige, bald den Geiger an; über sein lebhaftes Gesicht flog von Zeit zu Zeit jenes ausdrucksvolle, menschenähnliche Lächeln. Endlich verstummte die Fiedel. Er horchte noch eine Weile. Als der Zigeuner dann sein Instrument hinter sich legte und zur Pfeife griff, fing nun das sichtbar aufgeregte Wesen halblaut, dann lauter und schallender zu singen an. In der Tat, zu singen; ich weiß kein anderes Wort. Es war eine Art von wilder Melodie, aus einer etwas rauhen Kehle, aber in musikalischen Tönen hervorgestoßen; nicht dem Geigenspiel oder irgend einer mir bekannten menschlichen Musik nachgeäfft, sondern das Fremdeste, Unerhörteste von der Welt, wie's etwa bei einem nächtlich brausenden Orkan auf einsamer Klippe, oder in einem fiebernd märchenhaften Traum in eines Menschen Sinn aufsteigen könnte. Eine Weile sang er so in wachsender Aufregung fort. Dann währte es einem der rauchenden Zigeuner zu lange, er richtete sich auf und rief ihn an. Sogleich verstummte der Affe; doch, wie es schien, widerwillig, nur aus Furcht. Er sank wieder in sich zusammen, und blickte mit einem wahrhaft menschlichen Ausdruck von Melancholie in den sinkenden Mond.

Dies alles überraschte mich, wie man sich denken wird; aber doch nicht so, daß es mich schon um alle Fassung gebracht hätte. Ich wußte aus meinen Büchern, daß auch Affen Tabak rauchen lernen, wie sie sich gern für unsre Getränke begeistern; ich hatte von einer singenden Affenart gelesen und daß man ihren Gesang sogar auf Noten gebracht. Nur dieser Reichtum an menschengleichen Gebärden, dieser aufrechte Gang, dieser ergreifende Trübsinn — wie eines Gefangenen, oder Verbannten, oder Verzauberten — dies verwirrte mich. Es nahm mich

wunder, daß die Zigeuner über das alles nicht zu erstaunen schienen. War es nun die Gewohnheit oder stumpfsinnige Gedankenlosigkeit: das Benehmen dieses Geschöpfes befremdete sie offenbar so wenig, wie das des am Strick zerrenden Bären oder des Ha! rufenden Affen. Ja, was mich am meisten in Erstaunen setzte: als nun das für mich Überraschendste geschah, als das rätselhafte Wesen am Boden hin bis zu der jungen Frau schlich, die noch still neben dem schlafenden Kind saß, und nicht mit äffischer Begehrlichkeit, sondern mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Sehnsucht, Unterwürfigkeit und Bekümmernis ihr in die Augen sah, wie ein Verliebter, den man nicht erhört; dann etwas kühner werdend ihre Hände, ihre Kniee, ihr Gesicht zu streicheln wagte und in ähnlichem Ton, wie vorhin bei dem Gesang, als spräche er mit ihr, seine Gefühle laut erschallen ließ: so nahm die junge Frau das alles hin, als sei es das Natürlichste von der Welt, lachte nur, und zeigte ihm neckisch die weißen Zähne. Er wollte sie küssen; jetzt stieß sie ihn zurück. Der Geiger von vorhin, dessen Frau sie sein mochte, stand auf, setzte sich zu ihr und zog sie in seine Arme. Sowie der andre das sah, brach es in ihm aus. Mit einer Leidenschaft, die mich entsetzte, sprang er vorwärts, auf den Zigeuner zu, und die Kopfhaut runzelnd, die Eckzähne entblößend, mit vorgestreckten Armen schien er ihn zum Kampf zu fordern, bereit, ihn zu zerreißen. Ein Geheul, das mir im Mark erzitterte, rang sich ihm aus der Kehle. Die junge Frau schrie auf. Doch ehe noch der Bedrohte sich zur Wehre setzte, war einer der andern Zigeuner aufgesprungen und traf den Menschenaffen — oder Affenmenschen — mit einem so gewaltigen Faustschlag in den Nacken, daß er

zusammenstürzte. Sogleich sprangen auch die andern hinzu; die Schläge regneten von allen Seiten auf den Elenden nieder. Endlich lag er stöhnend und fast besinnungslos da. Man ließ ihn liegen, und wie auf Verabredung kümmerte sich keiner mehr um ihn; die Männer wie die Frauen fielen, als wäre nichts geschehn, in ihre asiatische Gleichgültigkeit zurück.

Als das unglückliche Geschöpf wieder zu sich kam, hörte ich ein Wimmern und Schluchzen wie von einem Kind. Sich ein wenig aufrichtend, fing er auf wahrhaft menschliche Art zu weinen an. Ich bekenne, nie hatte mich das Weinen von irgend einem meinesgleichen so gerührt. Ich stand betroffen und horchte. Endlich nahm eine schmerzliche und widrige Empfindung so sehr in mir überhand, daß sie mich hinwegtrieb. Ich ging still vorüber; in ein allgemeines Welt- und Wehgefühl versunken setzte ich meine Wanderung ins Dorf und bis zur Herberge fort.

Als ich am andern Morgen erwachte, stand mir das ganze Erlebnis dieser Mondscheinnacht sogleich wieder vor Augen; aber ich muß gestehn, mit der Gedankenlosigkeit der Jugend, die von Eindruck zu Eindruck weiterflattert, nahm ich es als eine der vielen Seltsamkeiten des Lebens hin, und begab mich, so recht in den Tag hinein, von neuem auf den Weg. Die Sonne blitzte und brannte wie gestern; es stieg aber ein Gewitter auf. Ich sah es wachsen, machte mich auf eine tüchtige Durchnässung gefaßt und ging rüstig fort. Als die ersten großen Regentropfen fielen und über den geschwärzten Himmel ein fast beständiges Grollen und Rollen zog, kam ich eben durch einen Hohlweg auf die Höhe hinauf und sah nun die Zigeunertruppe vor mir, die auf derselben Straße ins Gebirg hineinstieg. Voran

der älteste der Männer, der einen der Bären am Strick neben sich führte; das Äffchen auf dem Arm, folgte ihm der Knabe; dann die junge Frau, der das Kind in einer breiten Schlinge über den Rücken hing. Das Mädchen, mit ihrem wilden Stecken, trieb die beladenen Pferdchen vor sich her; die andern Männer, mit dem zweiten Bären und jenem seltsamen Geschöpf, das an seinem stützenden Ast aufrecht dahinwandelte, schlossen den sonderbaren Zug. So marschierten sie langsam, und ohne ein Wort zu sprechen, in das Unwetter hinein.

Ich dachte an das unerfreuliche Schicksal dieser ruhelosen Menschen und vergaß darüber den Regen, der mir selber das Gesicht zu peitschen anfing. Auf einmal blendete mich ein so heftiger Blitz, daß ich unwillkürlich stehen blieb. Ich sah den Menschenaffen in sichtbarer Verstörung dasselbe tun; er begann zu zittern und starrte voll Unruhe zum Gewölk hinauf. Der prasselnde Donner nahm ihm vollends die Fassung. Als ob irgend ein böser Geist da oben aus den Wolken herunterriefe, hob er die beiden Arme wie abwehrend auf, ließ darüber seinen Ast zu Boden fallen, warf sich dann selber hin. Ja er legte die braunen Hände aneinander, wie wenn er um Schonung flehte, und senkte den Kopf, wie einer, der in furchtsamer Unterwerfung sein Schicksal über sich ergehen läßt. Der Zigeuner, der ihm folgte, stieß ihn mit dem Fuß. Steh auf! schien er zu sagen. Das Geschöpf blieb liegen. Ein heftigerer Fußtritt folgte. Nun hob es den Kopf, aber nur um seinem Peiniger mit einem Blick voll Haß in die Augen zu sehn. Dann warf es sich, bei einem neuen flammenden Blitz und unmittelbar danach knatternden Donnerschlag, mit dem ganzen Gesicht auf den Boden hin.

Steh auf! riefen die Männer von allen Seiten. Der Zornigste unter ihnen nahm dem Mädchen den Stecken aus der Hand und ließ ihn schwer auf den Menschenaffen niederfallen. Sowie er das verspürte, stieß er einen Schrei aus, mit so durchdringender Kraft, daß es rings von den nahen Felsen schauerlich widerhallte. Im nächsten Augenblick sprang er auf die Kniee, und da er sich hart an einem Abhang sah, der an der Straße in die Tiefe stürzte, lief er auf allen vieren mit unglaublicher Behendigkeit bis an dessen Rand und ließ sich hinunterrollen.

Die Zigeuner riefen und schrieen; man lief hinterdrein, sah ihm nach; in dem dichten Gebüsch, das den Abhang unten überdeckte, war er schon völlig verschwunden. Der Knabe, zwei der Männer wollten sich ihm nach in die Tiefe werfen. Aber eben jetzt brach das Unwetter mit so furchtbarer Heftigkeit los, ein solcher Wolkenbruch schüttete sich aus, daß sie in Verwirrung stehen blieben. Die junge Frau schrie auf und deutete auf das Kind und auf eine Hütte, die hundert Schritte vorwärts nahe am Wege stand. Der Führer des Trupps nickte ihr zu, winkte und rief den andern, und eilte mit seinem Bären, mit Weib und Kind zu der Hütte voraus. Nun gehorchten die andern, wenn auch noch zögernd, und liefen ihm nach. In zwei Minuten war die ganze Gesellschaft meinen Augen entschwunden. Mir fiel eine Art von vortretender Höhle ein, die ich vorhin in den Felsen des Hohlwegs gesehen hatte; schnell machte ich kehrt und suchte dort meinen Schutz. Von wütendem Sturmwind verfolgt, der den Hohlweg hinab wie ein heulender, wilder Geist hinter mir her jagte, erreichte ich die Höhle, schon bis aufs Hemd durchnäßt. Ganz still saß ich nun da, wohlgeschirmt, wäh-

rend das Himmelsgewölbe zu zerschmelzen schien und die Donnerschläge, wie Wutanfälle eines fort und fort aufflackernden Feuerteufels, über meinem Felsendach dahinrasten; ein fast noch wilderer schien im Echo zu antworten.

Wie lange diese unfreiwillige, geräuschvolle Ruhe währte, wüßt' ich nicht mehr zu sagen; ich weiß nur, daß ich Zeit genug hatte, über das hilflose Elend des entflohenen Rätselwesens nachzudenken. Wo hat er Schutz gefunden vor dem bösen Geist? Wo wird er ihn morgen, übermorgen finden? Wird er zurückkehren zu seinen Herren? Und was ist er, und wie soll man ihn nennen und begreifen? — Der Tumult der Elemente ließ endlich nach, und statt über Rätsel zu grübeln, fing ich an, das auffallend malerische Stück des Hohlwegs, das ich überblicken konnte, nachzuzeichnen; denn ich habe diese Kunst, der ich als weiser Mann entsagte, als törichter Jüngling betrieben. Ich holte, da mir mein Gegenstand mehr und mehr gefiel, meine Pastellstifte hervor — auch mit d i e s e n Waffen verfolgte ich die Natur — und suchte den Hohlweg koloristisch zu fassen. Es war längst wieder klarer, sonniger Tag geworden; ich saß und malte. Bis über die Ohren vertieft — denn ich hörte nichts, ich war nur Auge — fuhr ich auf einmal zusammen, als ein sonderbares Ha! hinter mir ertönte. Ich sah mich um. Der braune Flüchtling stand hinter meinem Rücken, vorgebeugt, und glotzte mir aufs Papier.

Es entfuhr mir selber ein Ha! Der Anblick dieses Geschöpfs, dessen Haare überall von Regen triefen, das vor Kälte zitterte, dessen graue Augen dennoch mit der verwundertsten Neugier auf meine Arbeit, meine Finger, meine Farben starrten, war mir in diesem Augenblick

überraschender als je. Wie kommst du hierher? fragte ich unwillkürlich. Er lächelte mir zu und wiederholte meine Worte: Wie kommst du hierher? — Seine Miene zeigte, daß er sie nicht verstand; daß es ihm aber ein Vergnügen, eine Art von Selbstgenuß war, sie nachzusprechen.

Ich erschrak fast vor Staunen. Kannst du sprechen, du? fragte ich. Er wiederholte das du und lächelte mich wieder an. Es überkam mich ein Grauen. Wer bist du? Was ist mit dir? trat mir auf die Lippen. Dann wieder voll Mitleid, da ich ihn so hilflos zittern sah: Wer bist du, armes, rätselhaftes Geschöpf?

Er antwortete durch ein trauriges, gefühlvolles Gesicht, das offenbar den Ausdruck wiedergab, den er auf meinem sah. Ich ließ meine Augen über seine triefenden Glieder gleiten. Diesen Blick verstand er; denn sogleich hob er seinen Kopf, deutete zum Himmel hinauf, wie auf den unsichtbaren Feind, der diese Regenwolke auf ihn herabgeschüttet. Ein wildes Mißtrauen, eine finstere Unterwürfigkeit erschien wieder auf seinem ausdrucksvollen Gesicht. Ich fühlte mein Mitleid wachsen. Nimm! sagte ich und reichte ihm ein Stück Brot, das ich für einen Anfall von Hunger in die Tasche gesteckt hatte; zog dann einen Staubkittel aus meinem Ranzen und begann ihn damit abzureiben. Er saß still da, ließ es mit sich geschehn; zerbiß das Brot mit seinen scharfen Zähnen, aß, und blickte mich von Zeit zu Zeit mit unaussprechlicher Dankbarkeit an. Es überkam mich endlich, daß ich ihn streichelte. Vor Vergnügen lächelnd, drückte er sein Gesicht gegen meine Hand.

Ich will doch versuchen, ob ich dich sprechen lehre,

sagte ich zu ihm; und ihm so nachdrücklich wie möglich, aber mit Freundlichkeit in die Augen blickend, dann auf mich selber deutend, teilte ich ihm mit, daß ich ein Mensch sei. Mensch! wiederholte er. Dann deutete ich auf *ihn*. Rätsel, sagte ich. Er wiederholte auch das. Ich tat beides von neuem, tat es wieder und wieder; und *er*, mit wachsendem Vergnügen, war ebenso unermüdlich, die Worte zu wiederholen und meinen Augen, meinem Finger zu folgen. So saßen wir, der Himmel weiß wie lange, in unserer Höhle da. Ich lehrte, er lernte. Es war kein Zweifel, daß er mich, wenn auch mit Mühe, begriff. Wohl nie in meinem Leben war mir so märchenhaft zu Mut, wie an diesem Morgen. Endlich stand ich auf, packte meine Siebensachen zusammen, und nach der Höhe deutend, auf der ich vorhin seine Flucht mit angesehn, winkte ich ihm, mir zu folgen.

Er blieb stehn und machte eine heftig abwehrende Gebärde mit der Hand. Willst du nicht zurück zu deinen Zigeunern? fragte ich und versuchte ihre Stimmen und Rufe nachzuahmen. Sowie er das hörte, schüttelte er sich, wie vom äußersten Abscheu ergriffen. Er fletschte die Zähne gegen die Anhöhe hinauf; ergriff dann meinen Arm, meine Hände, und flehte mich durch ein lebhaftes Gebärdenspiel an, nach der andern Seite, den Weg *hinunter* zu gehn. Gut! sagte ich, nach der Art der Jugend schnell entschlossen, mehr zu mir als zu ihm, — gut, wir bleiben beisammen! Rätsel, komm! Du sollst nicht, wie irgend eine unverstandene Keilschrift, verloren gehn; ich behalte dich. Komm, folg mir nach! — Ich sagte das und ging, den Hohlweg hinunter, voran. Mit einem Ausdruck der Freude, der mich in all meinem Jugendüber-

mut erschütterte, stürzte er mir nach. Er schrie, er lallte, er sang. Er streichelte mit heftigen Bewegungen meine Arme, meine Schultern, bis ich mich endlich losriß. So wanderten wir denn die Straße zurück, einem Kreuzweg zu, wo sich rechts ein mir von früher bekanntes ödes Seitental auftat; dort bog ich ein und zog mit meinem wundersamen Gefährten in die Wildnis hinaus.

Ich muß hier nämlich ein Bekenntnis machen: was mich so leicht und schnell zur Umkehr bewog, war nicht die Großmut allein. Der kleine Bursche mit den bekannten Pfeilen, der sich in alles mengt, war auch hier im Spiel. Hinter jenem öden Seitental, mitten im Gebirg, in Eichendorffscher Romantik, lag ein Landhaus, das einer meiner reichen jungen Freunde bewohnte; dieser Freund hatte eine etwas ältere Schwester, und in diese Schwester war ich verliebt. Um mich aber von Gefühlen loszureißen, die mir hoffnungslos schienen, hatte ich am Morgen voll Heroismus beschlossen, an dem gefährlichen Seitental vorbei und einsam weiterzuziehn. Jetzt, um Mittag, schien mir das Schicksal selber zuzurufen: kehr um! — und mit demselben Heroismus (wie ich mir sagte) kehrte ich um. Es fiel mir nicht ein, daß dieser sonderbare zweite Gast dort unwillkommen sein könnte; vielmehr schmeichelte es meinem Selbstgefühl, so phantastisch mit einem so geheimnisvollen Schützling aufzutreten. Ich benutzte den weiten Weg — oft rastend, weil seine ungeschickten Füße leicht ermüdeten — ihn für die menschliche Gesellschaft etwas herzurichten und seine begonnene Erziehung fortzusetzen. Ich stellte mit einigen Stücken aus der kleinen Garderobe in meinem Ranzen ein ziemlich abenteuerliches Notgewand für ihn her, das er zuerst mit gehorsamer

Resignation über sich ergehen ließ, bald aber mit vielem Stolz und höchstem Vergnügen trug. Ich lehrte ihn ein Wort nach dem andern, suchte ihm die schwere Zunge zu lösen; seine rastlose, bewegliche, äffisch-kindliche Neugier kam mir dabei entgegen, mehr als ich vermutet hatte, fast mehr als ich sagen kann. Nachdem er die ersten, schwersten Hindernisse besiegt hatte, fing er mir jeden Wunsch von den Augen, jedes Wort von den Lippen weg. Ich dachte im stillen an meine Geliebte und sang; er hörte mit Bewunderung zu; dann ahmte er auch das mit seiner rauhen, heulenden Stimme nach. Von Zeit zu Zeit wiederholte er mit einer Art von wilder Freude, daß ich der Mensch, er das Rätsel sei. Ich nickte, lächelte, rief ihn bei diesem Namen, und hätte ihm — so schnell wächst die Gewohnheit — schon am Abend keinen andern mehr zu geben gewußt. Kurz, so zogen wir mit hundert angenehmen Unterbrechungen fürbaß, das seltsamste Paar von der Welt; er meinen Ranzen tragend, glücklich, mir zu dienen, ich in dem würdevollen Gefühl, sein Herr und Meister zu sein, und zwischen wissenschaftlicher Verwunderung und romantischer Märchenfreude dahindämmernd, wie es in jener Jugendzeit meine Art war — mein Gott, ich war noch ein Kind.

An diesem Abend erreichten wir nicht ganz das Ende des Tals; keine menschliche Wohnung zeigte sich weit und breit. Mir war es recht: in dieser Gesellschaft, und bei der mild und warm heruntersinkenden Nacht, schien es mir romantischer und würdiger, unter ein paar riesenhaften Lärchen zu übernachten. Erst gegen Sonnenuntergang des zweiten Tags — der arme Rätsel mit einem wunden und einem hinkenden Fuß, nachdem er unterwegs

mehrmals auf Bäume kletternd ausgeruht hatte — gelangten wir an das Haus auf der Höhe, auf das die Magnetnadel in meinem Herzen wies. Mein Freund und seine Schwester waren allein, saßen auf der romantischen, überwachsenen Terrasse, von der man die Sonne hinter dem wilden Waldgebirg versinken sah. Sie empfingen mich mit Freude; mein Freund in seiner trockenen, schweigsamen Einsiedlerart, Aurelie mit ihrer herzberückenden Koketterie, und in der eleganten Halbtrauer — da sie verwitwet war — und dieser gefährlichen zweiten Blüte, die weiß, was sie will, bezaubernder als je. Als ich bei tiefer Nacht die Terrasse verließ und mit Rätsel und dem Freund, der uns das Geleite gab, in mein Schlafzimmer hinaufstieg, fühlte ich mich denn auch mehr als je verliebt. Rudolf! sagte ich, wie hab' ich so lange ohne euch leben können!

Er lächelte stumm. Dann warf er einen Blick auf meinen Reisegefährten, den er bis dahin zu meiner Verwunderung kaum beachtet hatte, und fragte etwas ironisch: Übrigens, was für eine unbekannte Spezies von Menschen oder Affen hast du Phantast dir da mitgebracht?

Nimm dich in acht, was du sagst, antwortete ich lächelnd; er versteht mehr von deiner Menschensprache, als du glaubst.

Na, mag er verstehn, was er will! Du wirst nicht hoffen, mein Lieber, mir zu imponieren; du weißt, das Verwundern hab' ich mir abgewöhnt! — Aber Aurelie hat mir vorhin gestanden, daß dieses Geschöpf ihr widerwärtig, unheimlich ist. Der interessante Afrikaner, oder was er sein mag, hat sie obendrein mit verliebten Blicken angesehn; wie jener Cynocephalus des Cuvier, der seine

Affenaugen mit Vorliebe auf die Töchter der Menschen warf und ihnen zumutete, seine Huldigungen anzunehmen.

Ich sah Rätsel an, der offenbar mit Anstrengung horchte, ohne zu verstehn, und erzählte halblaut, was ich mit ihm erlebt hatte. Mein Freund Rudolf hörte mir mit seinem ironischen, ungläubigen Lächeln zu. Endlich sagte ich etwas gereizt: Was ich gesehn, gehört, in allen meinen Sinnen gefühlt habe, das lächelst du mir nicht weg. Mit deinem weltverachtenden nil admirari vor so einem Wunder dir die Augen verbinden, heißt doch wohl nicht, es erledigen! Ich kann das Geschöpf da nicht ansehn, ohne mit stillem Grauen bei mir zu denken —

Was, du Mystiker? fragte mein Freund mit trockenem Gesicht.

Ich bitte dich, lach im voraus über das, was ich sagen will. Ich kann es nicht mehr ansehn, ohne bei mir zu denken, daß dieses Wesen, das du einen Affen nennst, unser Stammvater ist — ja, lach nur zu. Daß durch irgend ein Mysterium, das ich nicht begreife, der erste Mensch — in dieser lebendig umhergehenden Gestalt —

Freund Rudolf brachte mich durch einen Blick zum Schweigen, in dem aller Sarkasmus seiner ätzenden Art zu denken sich gesammelt hatte. Er trat auf mich zu und fühlte meinen Puls. Und hast doch heut abend so wenig getrunken! war alles, was er sagte. Darauf wünschte er mir, und ironisch auch dem „ersten Menschen", gute Nacht, sprach noch ein paar Worte in der Tür, was man etwa am andern Morgen in dieser Weltabgeschiedenheit unternehmen könnte, und ging hinaus.

Ich versuchte — nachdem ich mich entkleidet und mir

den kleinen Verdruß über Rudolfs Benehmen weggepfiffen hatte — schleunigst einzuschlafen; aber die angeregten Gedanken ließen mir noch keine Ruhe. Mich schmerzte und kränkte es, daß mein wunderbarer Trabant der Geliebten zuwider war. Mein Trotz erwachte; ich beschloß nun umsoweniger von ihm zu lassen, und meinem Freund zu zeigen, daß ich an diesem Wunder ein noch größeres Wunder der Erziehung zu vollbringen im stande sei. Ich hatte die Lichter gelöscht, der sinkende Mond schien aber noch durch die umrankten Fenster herein. Bei seinem Licht konnte ich vom Bett aus ein Porträt meiner Liebsten betrachten, das an der gotisch vertäfelten Wand gegenüber hing und mir mit Koketterie zuzulächeln schien. Ich unterhielt mich in Gedanken mit ihr, widersprach ihr, redete in sie hinein, öffnete ihr mein zärtliches Herz; bis ich plötzlich bemerkte, daß Rätsel sich von seiner improvisierten Lagerstatt im andern Winkel erhoben, eben diesem Bild genähert hatte und mit einem wechselnden Ausdruck von Furcht, Staunen, Neugier, Verlangen unablässig hinaufsah. Der Mondschein fiel seitwärts auf sein Gesicht, das mir seltsamerweise nicht mehr so braun wie im Anfang, sondern gelblicher, gelichteter, etwas menschlicher schien; doch die Beleuchtung mochte mich täuschen. Er fing endlich sacht zu lallen oder zu kichern, undeutlich zu sprechen an. Es war sichtbar, daß sein wie aus dem Schlaf erwachendes Gehirn die Ähnlichkeit dieser gemalten Schönen mit jener lebendigen erkannte. Die Verwunderung darüber öffnete ihm die Lippen. Seine Zähne blitzten. Er wiegte den Kopf hin und her. Er stieg auf einen Stuhl, der unter dem Bilde stand, näherte scheu und sich windend seinen Kopf, seine langen Arme, bis er

sich ein Herz faßte, die nackten Schultern, das Gesicht dieses unheimlichen Ebenbildes zu betasten. Erschreckt, enttäuscht zog er die Hand zurück. Er stieß ein Ha! hervor, das mir über die Haut lief. Dann, da er sah, daß sich das Bild nicht rührte und doch fortfuhr, ihn freundlich anzublicken, lächelte er über das ganze Gesicht. Er rundete die Lippen und brachte das Wort „Aurelie!" hervor.

Aurelie! wiederholte er dann mit wachsender Freude. Wie mir das Wort aus diesem Munde klang, kann ich nicht sagen. Es ward mir ganz und gar wundersam, unglaubwürdig zu Mut. Wer ist dieses Wesen? fragte ich mich im Herzen. Endlich, da er den geliebten Namen wie ein Verrückter immer und immer zu wiederholen fortfuhr, hielt ich's nicht mehr aus. Rätsel! rief ich ihn an.

Er fuhr zusammen.

Leg dich nieder und schlaf! sagte ich mit Nachdruck.

Er verstand mich sogleich. Ein widerwilliger, feindseliger Blick schoß ihm aus den Augen, zu mir herüber. Aber im nächsten Augenblick zog er sich demütig in sich zusammen und ebenso demütig auf sein Lager zurück. Ich hörte ihn einmal leise stöhnen, dann ward er still und schlief ein, und ich tat desgleichen.

Der Morgen kam, der Tag, das Leben; die Stunden lüfteten ihre leichten Sommerflügel und flogen dahin. In dieser Waldeinsamkeit, zwischen den uralten Bergen mit ihren uralten Bäumen lebten wir romantisch und idyllisch drauf los, wie Natur, Jahreszeit und Jugend es gab. Aureliens lange Locken flatterten im Winde, wie Netze, in denen man junge Schwärmer fängt — und sie flatterten siegesgewiß ans Ziel. Es hatte sich anfangs eine leise Verstimmung zwischen uns gestellt, Aurelie hielt

sich mehr zum Bruder, so unähnlich er ihr war, ich aus Trotz zum Rätsel, immer lehrend und meisternd; aber nur zu bald schlug es um. Während Rudolf, der menschenscheue Skeptiker, sich aus erwachendem wissenschaftlichem Interesse mit Rätsel zu schaffen machte, fing ich an, von der Dame meines Herzens unzertrennlich zu werden. Ihre seltsame Romantik, ihre abenteuerlichen Neigungen, ihre leichte Denkart bezauberten mich mehr und mehr, weil sie bei ihr für mich sprachen. Sie führte mich, den unerfahrenen Verliebten, wie mit verbundenen Augen in einem Labyrinth von Gefühlen, Launen, schmeichelnden Versagungen und unklaren Verheißungen herum. Indem ich so selig-unzufrieden weitertappte, ward mir ganz unmerklich mein sonderbarer Kamerad erst gleichgültig, dann zur Last. Ich schämte mich vor Aurelien — ohne recht zu wissen, warum — wenn Rätsel etwa plötzlich in einem Baum, auf einem Dach saß und in seiner tollen, gefühlvoll gellenden Art auf uns heruntersang; oder wenn er mit seiner rastlosen Neugier hunderttausend Kinderfragen über mich ausschüttete und Aurelie unerwartet aus irgend einem Buschversteck spöttisch lachend hervortrat. Oder wenn ihn gar die zärtliche Leidenschaft übermannte und ein unsinniger Ausbruch seiner Gefühle erfolgte, bis Aurelie, angewidert, ihn zur Tür hinausjagte. Ihre Gedankenlosigkeit befremdete mich; sie schien das Unerklärliche, Märchenhafte an ihm gar nicht zu sehn; er m i ß f i e l ihr nur. Es war mir unbegreiflich, daß sie überhaupt alles auf dieser Welt so nahm, wie es sich gab, ohne sich zu verwundern; wie wenn eben alles ein Märchen sei. Ja, es war mir unbegreiflich; aber eben das reizte mich. S i e war mir a u c h ein Wunder, und das

unlösbarste von allen, und ich dachte: Hundert Jahre könnt' ich so neben ihr hinleben; einmal werd' ich's doch lösen!

Wie lange dieser Zustand dauerte — fragen Sie gefälligst nicht, ob ich das noch weiß. Eines Abends — nachdem ein langes Gewitter sich entladen, aber eine unleidliche, sehnsuchtsvolle Schwüle in mir zurückgelassen hatte — sah ich mich mit Aurelien in einer Laube neben der großen alten Heidenlinde allein; warf mich auf einmal in fassungsloser Unruhe ihr zu Füßen und öffnete mir die Brust. Was wollen Sie? sagte sie, ohne sich zu rühren. Aurelie! rief ich, nehmen Sie Ihr silbernes Taschenmesser und stoßen Sie mir's ins Herz; oder nehmen Sie mich in Ihre Arme und haben Sie mich lieb; so, wie es jetzt ist, kann ich nicht mehr leben!

Sie sind ein Kind, sagte sie und lächelte mir mit ihrer bezaubernden, empörenden Ruhe ins Gesicht. Wollen Sie nicht die Güte haben, wieder aufzustehn?

Ich schüttelte den Kopf. Nein, ich steh' nicht auf. Ich werd' auch nichts von alledem hören, was Sie mir noch sagen. Alles ist mir gleich, wenn Sie mich nicht lieben. Aurelie! Was soll ich tun — sagen Sie mir doch um des Himmels willen, was soll ich tun, damit Sie mich lieben, damit Sie mich nicht toll machen, damit Sie mich glücklich machen?

Sie schwieg noch eine Weile und ließ mich liegen. Endlich sagte sie: Ich bin eine Närrin, wenn ich so schwach gegen Sie werde, so zukunftslos wie das alles ist; — aber unter einer Bedingung! Dieses unheimliche Geschöpf kann ich nicht mehr ertragen; Sie müssen mir's zum Opfer bringen; hören Sie wohl. Es muß mir aus der

Luft. Sie geben es an ein Museum, in den Zoologischen Garten, an irgend einen Menschen; gleichviel. Wenn Sie das nicht wollen — dann stehn Sie auf und gehn Sie fort.

Ob ich will? sagte ich, ohne mich zu besinnen. All meine Willenskraft lag mit mir der schönen Frau zu Füßen. Sagen Sie nur, was ich tun soll, Aurelie, und ich werd' es tun! Morgen früh sollen Sie ihn nicht mehr sehn; morgen ist er fort.

Ein Mann, ein Wort! sagte die Sirene, das „Mann" mutwillig betonend. Ich sprang auf und zog sie in meine Arme. Sie ließ es geschehn. Ich hätt' in diesem Augenblick meinen Bruder, meinen Vater an ein Museum verkauft, wenn sie's gefordert hätte. Vor Übermaß der Freude ward mir's schwarz vor den Augen. Vielleicht wär' ich in ihren Armen hingestürzt — wenn nicht ein gellender Schrei mich plötzlich erweckt hätte.

Es war Rätsels Stimme; sie kam aus der Linde über uns herab. Ein Schrei der Wut, des Schmerzes, von so jäher Heftigkeit, daß das Herz mir stillstand; so elementar, wie wenn die Natur selber aufgeschrieen hätte. Aurelie schüttelte sich. Sie riß sich von mir los, und ohne ein Wort zu sagen, lief sie davon. Aurelie! rief ich ihr nach. Sie hörte nicht. Dagegen über mir knatterte es in den Zweigen; dann ein dumpfer Fall. Ich, selber ganz Wut, stürme hervor. Ich sehe Aurelie zur Terrasse hinauffliehen, will ihr nach, bleibe wieder stehn, um mich an diesem Feind meines Glücks zu rächen. Ich schau' umher — ich sehe nichts. Weder im Baum, noch am Boden. Das dichte Gebüsch in der Nähe hält ihn vielleicht versteckt. Ich dring' hinein, ich rufe. Bald hier,



bald da äfft mich ein Geräusch, glaub' ich ein Glied, ein Gewandstück von ihm zu sehn. Alles Täuschung. Mit Affengewandtheit muß er entronnen sein. Ohnehin wird es Nacht. Verstört, verwildert kehr' ich endlich ins Haus zurück, wo mich Freund Rudolf im Terrassenzimmer, in seinem philosophischen Schmollwinkel, empfing.

Was habt ihr gehabt? fragte er mit seiner trockenen Ruhe. Aurelie ist auf ihr Zimmer geflohen, will mit ihren Nervenschmerzen allein sein, wie sie sagt, und wünscht uns gute Nacht.

Ich antwortete nichts, als irgend ein ungeschicktes, bedauerndes Wort. Wir aßen zu Nacht; ich saß ihm in der gotischen Halle stumm gegenüber. Rätsel ließ sich nicht sehn. Das ist ein wundersames Naturprodukt! sagte Rudolf endlich. Es steckt ein wissenschaftliches Geheimnis in ihm, das man lösen muß. Ich studiere an ihm Psychologie, Philosophie, Geschichte, alles. Er lernt sprechen, schreiben, denken, tanzen, zeichnen, alles! Mit einem Wort, wir lernen viel voneinander. Soll ich dir noch etwas sagen? Er verwandelt sich. Mir ist zuweilen — lache nicht — wie wenn er dir ähnlich werden wollte. So ganz von weitem, nur so ahnungsweise; wie ein erster Versuch von dir. Kränkt dich das? Nein, ich hoffe nicht. Ein Philosoph kränkt sich über nichts! — Aber wer das alles gedacht hätte, als dieses Mirakulum an jenem Mondscheinabend mit dir heraufhinkte!

Ich antwortete nichts. Es war, als ob mein vorher maßlos wogendes Gehirn wie eine Welle plötzlich im Nachtfrost erstarrt wäre; oder versteinert wie Niobe in ihrem Schmerz. Ich spielte eine unsäglich traurige, alberne Figur. So verging die Zeit, bis wir uns trennten. Als

ich oben in mein Zimmer trat, überraschte mich Rätsels Anblick. Er saß, scheinbar ohne Furcht und ohne Wut, überhaupt ohne sich zu regen, auf einem Stuhl neben meinem Bett und hatte die Augen am Boden. Mir fiel plötzlich auf, wie sehr er sich in der Tat verändert hatte, seit ich ihn Rudolf überlassen und meine Gedanken von ihm abgewandt. Seine Körperhaltung, sein Ausdruck hatten sich vergeistigt; aber, wie mir schien, nicht nur das: auch seine F o r m e n mußten etwas erlebt haben. So sehr sich alles in mir sträubte, es für wahr zu halten: seine Kinnbacken, seine Zähne waren mäßiger geworden, seine Gehirnhöhle hatte sich gestreckt, seine Stirn gehoben. Die häßlichen Haare auf den Backen, auf den Händen mußten zum Teil hinweggeschwunden sein, sie fielen mir nicht mehr ins Auge. Mich überlief's. Statt meinen Ingrimm gegen ihn zu entladen, stand ich schaudernd da. Rätsel! sagte ich, als ich mich nach einer Weile gefaßt hatte. Er blickte zu mir auf; nun sah ich die verhaltene, rötliche Wut in seinen Augen.

Was wolltest du auf dem Baum? Wer bist du, Geschöpf, daß du dich auf jede Weise in mein Leben drängst? — Aber ich will nicht weiter mit dir rechten; wir haben nichts mehr miteinander gemein. Morgen, bei Tagesanbruch, führ' ich dich weg. Ein andrer Herr wird sich für dich finden. H i e r ist nicht dein Platz!

Er schien sehr gut zu verstehn, was ich sagte. Die rollenden Augen, das hastige Beißen auf der Unterlippe antworteten mir, ohne daß er sprach. Du wirst heut nicht in deinem Winkel übernachten, setzte ich hinzu; geh hinaus auf den Vorplatz. Für diese Nacht wünsch' ich deine Gesellschaft nicht mehr! — Ich öffnete ihm die Tür. Er

saß noch still, ein Zittern ging ihm aber über den ganzen Leib. Offenbar vor Wut; denn bereit, gegen mich aufzuspringen, aber von Furcht gefesselt, biß er sich im Übermaß der Leidenschaft in den Arm. Mich faßte ein Abscheu vor dieser ganzen Erscheinung, den ich nicht schildern kann. Hinaus! sagte ich außer mir. Bestie, hinaus!

Mit einem dumpfen Murren stand er nun wirklich auf. Er ging gegen die Tür, wollte an mir vorbei; doch plötzlich den Kopf hin und her schüttelnd blieb er stehn. Nein! sagte er und deutete mit der braunen Hand auf Aureliens Bild. Die ist nicht dein. Mit mir kämpfen! Mit mir kämpfen! Mit mir kämpfen! — Statt weiter zu reden, sprang er mir an den Hals. Er warf die ganze Gewalt seines Körpers gegen mich, daß ich taumelte; umklammerte mich mit den langen Armen, biß in meine Brust, und wie ein unterirdisches Grunsen rollte es ihm zwischen den Zähnen hervor. Ich gestehe, es war ein Entsetzen in mir, das mich übermannte. Ehe ich Kraft gewann, festzustehn und ihn zu umfassen, drückte er mich in die Kniee nieder; mein Kopf sank zurück, sein Körper stürzte über mich hin. Ich fühlte seinen glühenden Atem mir über die Augen wehn, sah seine aufgerissenen weißen Sterne über den meinen. Der wütende Schmerz an meinem Hals, den er nun mit beiden Händen umschnürte, entfesselte endlich meine Lebensgeister, ehe es zu spät war. Ich stieß ihn mit den Knieen zurück; was ich dann weiter tat, weiß ich nicht mehr; plötzlich war ich frei. Ein Kraftgefühl fuhr wie elektrische Blitze durch mich hin. Ihn zur Seite schleudernd, seine Arme mit den meinen am Boden anschraubend, ein Knie auf seiner Brust, sah

ich ihn nun wehrlos in meiner Gewalt. Soll ich dich töten? sagt' ich.

Er antwortete nichts.

Tier! Du über mich herfallen, über deinen Herrn? Du um ein Weib mit mir kämpfen, wie mit deinesgleichen?

Er stöhnte matt und schüttelte den Kopf.

Willst du mir nun gehorchen, du? Willst du Frieden halten?

Mit einem scheuen, gleichsam gebrochenen Blick sah er zu mir auf. Mir kam auf einmal — Gott weiß, wie — ein elender, hohläugiger Mensch in den Sinn, den ich vor Jahren gesehn: an dem Gitter vor einer wundertätigen Mariensäule hatte er sich als Büßer in den Schnee gekauert und starrte mit dumpf abergläubischer Andacht zu der Muttergottes empor. Mit denselben Augen starrte Rätsel auf m i c h. Mensch! Mensch! Mensch! lallte seine Zunge, mit einem Ton, als sagte er: Gott! zu mir. All seine Leidenschaft schien in diesem Gefühl der Selbstvernichtung, der sklavischen Unterwerfung aufgelöst. Es kam ihn ein leises Zittern an, dem er sich willig hingab.

Wirst du mir nun gehorchen? fragte ich wieder. Wirst du meinen Willen tun?

Er suchte sichtbar nach Worten. Endlich sagte er langsam: Du alles! Ich nichts!

Ich stand auf, hieß ihn das gleiche tun. Meine Ruhe, mein fester Blick, das wieder erwachende Mitleid, mit dem ich ihn ansah, schienen seine innere Unterwerfung zu vollenden. Von Zeit zu Zeit wiederholte er, mit einer — wie nenn' ich's — geheimnisvollen, abergläubischen Scheu: Du alles! Ich nichts! — Dann betrachtete er Aureliens

Bild und sagte mir mit Worten und Gebärden, ich sei der Herr und sie gehöre nur mir. Die Erinnerung, was ich damals nach seiner Flucht an ihm getan, seine Dankbarkeit war offenbar wieder erwacht und leuchtete ihm aufs menschlichste aus den verschönerten Augen. Endlich warf er sich vor mir nieder — wie er's beim Landvolk, vor Kruzifixen und Heiligen, gesehen hatte — und umfaßte meine Füße, meine Kniee.

Ich gestehe, Stolz und Scham mischten sich in mir. Was willst du? fragte ich.

Bei dir bleiben! Bei dir bleiben! Dein sein! gab er mir zur Antwort.

Seine Stimme, sein Wesen rührten mich über die Maßen. Mein Blick fiel auf Aureliens Bild; sie schien spöttisch auf mich und diese ganze Szene herabzulächeln. In mir regte sich der alte Trotz, zugleich alle besseren Gefühle. Steh auf! sagte ich. Du bleibst bei mir, wenn du gut bist. Ich verstoß' dich nicht. Steh auf! Heute nacht schläfst du aber draußen vor meiner Tür; ich hab's gesagt und ich will sehn, wie du mir gehorchst.

Sogleich stand er auf. Mit dem Kopfe nickend ging er gehorsam zur Tür.

Nimm dein Lager mit! sagte ich.

Er schüttelte den Kopf. Morgen — wenn ich gut bin! antwortete er. Heute nicht! Heute nicht! — Damit ging er hinaus.

Ich ließ ihn gewähren, überrascht wie ich war. Nur ein herzliches Gute Nacht! rief ich noch hinter ihm her. Er blickte zurück und sah mich voll Dankbarkeit an; dann — nachdem er mir noch einmal in einem Gesicht voll Ausdruck seine ganze ehrfurchtsvolle Hingebung gezeigt —

machte er sacht die Tür hinter sich zu. Nach einer Weile hört' ich, wie er sich am Boden ausstreckte. Er schien leise zu murmeln, halblaut zu denken, bis er einschlief. Ich war wundersam bewegt. Lange lag ich noch wach auf meinem Bett, die bisherige Geschichte dieses Rätsels und all die unlösbaren Rätsel dieser Welt bedenkend. Allmählich zerging das in einem sinnlosen Traum und ich schlief ein.

Hätt' ich damals geahnt, wie diese abgöttische Unterwerfung, dieses rührende Schicksal enden sollte! —

Ich weiß nicht, wie es kam: als ich am andern Morgen Aurelie auf der Terrasse wiedersah, verstimmt, kühläugig, mit ihrem zerstreuten, gedankenlosen Lächeln — so ward es mir nicht schwer, ihr zu sagen, was ich mir als unmöglich gedacht hatte: ich wolle mit Rätsel fort, wenn er nicht bleiben dürfe; ich sei bereit, ihr mein Wort zu halten, aber nur auf diese Weise, anders nicht. Sie sah mich an und schien mich nicht zu verstehn. Um ihr begreiflich zu werden, erzählte ich ihr die Erlebnisse dieser Nacht. Sie saß träumerisch da. Sie unterbrach mich nicht, wie es sonst ihre Art war, sondern mit immer wachsender Aufmerksamkeit hörte sie zu.

Also er vergöttert Sie! sagte sie endlich. Wie das närrisch — und wie das rührend ist. Er hat um mich gekämpft; wie mir das gefällt!

Soll ich Ihnen etwas sagen? setzte sie hinzu, stand auf und lachte. Ich wollte, er hätte *siegreich* mit Ihnen gekämpft und er vergötterte *mich*!

Ich kann mich darüber nicht wundern, wie ich Sie kenne, entgegnete ich mit einem Lächeln, das ich für kalt und überlegen hielt. Sie haben mir aber noch nicht ge-

sagt, Aurelie, wie es nun enden soll zwischen Ihnen und mir. Wünschen Sie, daß ich mit Rätsel davonziehe, oder nicht?

Sie sind ein Narr! rief sie aus und schlug mich sanft auf die Backe; mit einem Blick, an dem meine ganze frostige Überlegenheit wieder zertaute. Bleiben Sie mit ihm, in Gottes Namen! Weil er um mich gekämpft hat, soll ihm Gnade werden. Sagen Sie ihm das.

Und was wird dem Sieger? fragte ich.

Sie antwortete nichts, sondern sah mich nur von der Seite an — und lief ins Haus ...

Ich lief hinter ihr her ...

Von dieser Stunde an erschien ich mir als das glücklichste der irdischen Geschöpfe: eine verschollene, zauberische Wildnis um mich her, eine Geliebte, die mich tausend Zärtlichkeiten bald sehnsüchtig entbehren, bald selig genießen ließ; ein Freund, der mit mir philosophierte, und ein märchenhafter Untertan, der mich zum Gott erhob. Dazu der Duft des Geheimnisses über mein Leben gebreitet: denn unsre Liebe mußte ebenso verborgen und verschollen sein, wie sie aussichtslos war. Wir haben keine Zukunft, sagte Aurelie öfter, laß uns die Gegenwart vom Baum pflücken! — Ich widersprach ihr nicht; diese Romantik, dieser tragische Hintergrund vollendete mir mein Glück. Es ist sogar erwiesen — meine Papiere zeugen noch davon — daß ich Verse machte ...

Nur eine Wolke hing zuweilen, wenn auch nur wie eine dieser rasch zergehenden Mittagswölkchen, die von Schneegipfeln aufsteigen, über meinem Paradies: ein sonderbarer Verdruß, daß Rätsel, der früher so Verhaßte, Aurelien jetzt mehr und mehr gefiel. Seit dem Kampf

jener Nacht war die Laune über sie gekommen, ihn interessant zu finden. Sie begann nun auch, gleich Rudolf und mir, ihn zu studieren, wie sie zu uns sagte. Sie ließ ihn auf einem Schemel vor ihr niedersitzen, plaudern, vorlesen, singen, auf der Zither spielen: denn es war ganz unglaublich und sinnverwirrend, wie schnell dieses gelehrigste aller Wesen von Stufe zu Stufe sprang. Ein F i e b e r der Entwicklung schien ihn zu verzehren; seine tiefer und tiefer sich einliegenden, glühenden Augen — den meinen gleich —, seine von Tag zu Tag hervorwachsende Blässe (man konnte ihn bald nicht mehr braun nennen), seine sich wölbende, heiße Stirn verrieten, wie der Geist in ihm gärte. Es war, als mache sich die Natur in diesem Körper das gespenstische Vergnügen, den ganzen Entwicklungsgang der langsamen Menschheit in wenigen Monden zu wiederholen. Aurelie lachte, wenn ich dergleichen zu ihr sagte. Sie möge nicht darüber nachdenken, ich solle schweigen, es graue ihr davor, war alles, was sie etwa entgegnete. Aber sie fuhr fort, ihn auf ihre Art zu studieren und zu erziehen, und mich zuweilen durch den Dorn der Eifersucht aus meinem seligen Rosentraum zu wecken.

Wenn das Sprichwort sagt: dem Glücklichen schlägt keine Stunde, so brauche ich nicht zu sagen, daß ich vom Verlauf dieser Tage, von ihrer Zahl, ihrem Inhalt ungefähr so viel zu erzählen wüßte, wie von einem gestrigen Traum. Eines Abends saßen wir vier beisammen auf der Terrasse; der Mond stieg wieder herauf, ähnlich wie damals, als ich mit Rätsel gekommen war; die Luft hatte aber inzwischen ihren Herbstschleier angelegt und es nebelte stark. Jemand kam, uns zu melden, daß sich Zigeuner

am Fuß unseres Hügels gelagert hätten, um etwas Milch und Brot bäten, und es sähe wunderlich bei ihnen aus. Eine Abwechslung, Gott sei Dank! sagte Aurelie. Wir haben hier nun schon eine Ewigkeit wie im Kloster gelebt. Machen wir diesen Zigeunern einen Höflichkeitsbesuch; wie Fürsten, die ein paar durchziehende Prinzen auf ihrem Gebiet begrüßen!

Sie stand auf; wir folgten. Ich bot ihr meinen Arm. Sie nahm ihn, aber mit einem unwillkürlichen Blick auf Rätsel, wie wenn sie schwankte, welchen Ritter sie heute wählen solle. Dieser Blick verdroß mich; noch mehr ein gewisses unbeschreibliches, selbstzufriedenes Lächeln, womit Rätsel ihn auffing. Ich fühlte tief, wenn auch ohne mir's mit Worten zu sagen, daß Aurelie ihn verzogen, aufgebläht, mit all ihrem Bilden und Studieren ihn eher verdorben hatte; mir war nicht entgangen, daß seine Unterwürfigkeit gegen mich, seine Anhänglichkeit nicht mehr die alte war, daß sich seit einigen Tagen etwas seltsam Stolzes und Scheues in ihm mischte. ... Aurelie ließ mir jedoch nicht lange Zeit, verstimmt zu sein. Sie zog mich mit sich fort, drückte mir verstohlen den Arm und eilte plaudernd den Hügel hinab. Unten am Bach, auf einem öden Stück Land, auf dem früher Wald gestanden hatte, zeigte uns ein Feuerschein die Stelle, wo die Zigeunergesellschaft um einen dampfenden Kessel kauerte und lag. Der Mond, der eben um den Hügel herumkam, ließ mich sogleich zu meiner Überraschung erkennen, daß es dieselbe Truppe war, die ich damals im Alpbachtal gesehn. Die junge Frau rührte mit einem Holzlöffel im Kessel, die Männer rauchten wie damals; hinter einem Busch hörte ich den mir unsichtbaren Affen schreien, die

beiden Bären brummten und knurrten zwanzig Schritte von mir. Fast bestürzt blieb ich stehn. Mein Gesicht so wendend, daß der Mond es nicht beleuchten konnte, blickte ich nach Rätsel zurück: wie diese Entdeckung auf ihn wirke, was er nun tun werde. Ich sah ihn zusammenfahren. Dann stand er still, kreuzte die Arme über seiner Brust und schaute mit großen Augen über das alles hin.

Aurelie trat vor und versuchte auf Ungarisch mit den Zigeunern zu reden. Man verstand sie nicht. Der Älteste erhob sich, ihr mit einigen zusammengeflickten deutschen Wörtern zu erklären, daß sie Serbische seien. Darauf blickte er auf mich, dessen er sich nun dunkel zu erinnern schien. Ich blieb, wo ich stand, und schwieg. Rudolf, nachdem er die Gesellschaft eine Weile kaltblütig, wie Tiere in einer Menagerie, betrachtet hatte, wandte sich zu uns, stieß mich und Aurelie an und sagte halblaut: Sie sind uninteressant; aber ich bitte euch, schaut auf diesen Rätsel. Steht er nicht tiefsinnig da wie ein Philosoph? Kann man einen menschlicheren Menschen sehn? — Wie ähnlich er unserm Freund geworden ist; Aurelie, findest du nicht auch?

Aurelie wandte den Kopf, sah Rätsel von der Seite an und nickte mit einem seltsamen Gesicht. Ich blickte nun auch zurück. Rätsel stand allein. Mich überlief's, wie ich plötzlich im ersten Blick erkannte, daß er mir ähnlicher war, als ich geahnt hatte; ähnlich in Stirn, Haar, Augen, Zügen und Gestalt. Die Arme verschränkend, wie auch ich zu tun pflegte, stand er offenbar — ich sagte mir's auf der Stelle — ebenso da, wie ich an jenem Abend, als ich dieselben Zigeuner im Mondschein entdeckte. Ja, gewiß ebenso: die forschenden, tiefliegenden

Augen auf sie geheftet, dann auf den Affenschrei horchend, dann mit wohlgefälligem, aber philosophischem Lächeln auf die junge Frau hinunterblickend, die zu ihm aufsah, ahnungslos, wer da vor ihr stand. Es war unmöglich, undenkbar, daß sie den so Verwandelten erkannte. Und doch war er jenes selbe, halb affen-, halb menschengleiche Geschöpf, das an jenem Abend zu ihren Füßen gekrochen war, das mit tierischer Furcht und Begier, mit sinnlosem, äffischem Gesang sie umworben, dann unter den Fäusten dieser Männer hündisch gewinselt hatte!

Ein Traum! Ein Traum! sagt' ich vor mich hin. Ich fühlte ein Grauen, das sich nicht benennen läßt. Es kam mir vor — lachen Sie mich nicht aus — als sei ich nun auf dieser Welt überflüssig geworden; als sei dieses andre Ich, aus dem Abgrund der Vergangenheit langsam heraufsteigend, langsam in mich hineinwachsend, nun an meine Stelle getreten, und mein Platz gefüllt. Jedermann muß es sehn! dacht' ich. Mein ganzes Hirn war wie umgekehrt. Ich wandte mich ab, ich konnte ihn nicht mehr anschauen, noch mich anschauen lassen. Endlich — ich ahne nicht, wie lange ich so stand — nahm ich wahr, daß mich die andern schon verlassen hatten. Von der Straße her rief Rudolf nach mir zurück: Träumer! Seher! Phantast! — Aurelie, jetzt wirklich an Rätsels Arm, stieg den Hügel hinauf; in dem leichten Nachtwind wehten ihre Locken. Ich hörte ihre beiden Stimmen durcheinander lachen; mir war, als wäre die eine Stimme die meine, von diesem andern in Besitz genommen. Ein abscheuliches Schmerzgefühl fuhr mir durch die Brust. Wut, Eifersucht, alles. Ich hob die Hand an die Lippen; ich biß hinein. Ich war wie von Sinnen. Was wird geschehn? dacht' ich.

Was wird geschehn? — Ich fühlte, es wird etwas geschehn; aber mein verwirrter Kopf kann nicht denken, was. Endlich raff' ich mich auf, eil' ihnen nach.

Als ich oben ins Haus trat, war alles still; nirgends ein Mensch zu sehn. Ich glaubte flüstern zu hören, bald vor mir, bald hinter mir; überall schien etwas zu rauschen; meine Ohren hörten, was sie wollten. Ich ging durch die Zimmer weiter, leise wie ein Spion. Plötzlich flüstert es wirklich. Die Tür öffnend starr' ich ins letzte Zimmer hinein. Rätsel lag vor Aurelien auf den Knieen, sie zog ihn empor und an ihre Brust. ... Ich schrie auf. Ich hör' ihn noch, diesen wilden, wütenden Schrei, der mir entfuhr. Aurelie sprang empor. Sie sah mich an; mehr noch als der Schrei, die Überraschung, schien sie mein Anblick zu entsetzen. Als flöhe sie vor einem Gespenst, stürzte sie hinaus.

Ich ließ sie fliehn; mein Gefühl hatt' es in diesem Augenblick nur mit Rätsel zu tun. Verräter! sagt' ich, während er mit Totenblässe, aber mich ruhig erwartend, mitten im Zimmer stand: siehst du, ich hab' dich; du entkommst mir nicht. Tier! Das ist dein Dank! Du wirst sie nicht wieder umarmen; ich werd' dich töten!

Meine ersten Worte schienen ihn zu erschüttern; bei den letzten richtete er sich stolzer, selbstbewußter auf. Tier! wiederholte er. Wer ist hier das Tier? Du oder ich? — Komm an, versuch's, mich zu töten! Balle deine Fäuste, beiß auf deine Lippe, verzerre dein Gesicht. Tier du selbst! Vor dir fürcht' ich mich nicht!

Jedes seiner Worte war mir wie ein Dolch, den er nach mir warf. Aurelie! rief ich, kaum meiner Sinne

mehr mächtig. Aurelie! Du hast mir Aurelie gestohlen! Verräter! Verräter!

Sie war dein, nun ist sie mein! sagte er voll Trotz.

Es entsetzte mich: indem er sprach, glaubt' ich *meine* Stimme zu hören. Verräter! Gespenst! Grauen! stammelte ich. Wer bist du? Was ist aus dir geworden? Du darfst nicht sein. Du drängst dich an meinen Platz. Du mußt fort, siehst du. Ich hab' hier dieses Messer, und du mußt fort!

Geh! sagte er mit Verachtung. Du warst mir wie ein Gott, jetzt seh' ich, du bist ein Tier! Weg mit dem Messer; ich bin so gut wie du. *Du bist denselben Weg heraufgekommen wie ich*; nur du langsam, ich schnell. Nun ist Aurelie mein, und ich will sie behalten!

Niemals! schrie ich auf und sprang auf ihn zu. Ich sah ihn noch höhnisch lächeln; bei diesem Anblick stieß ich ihm das Messer mit all meiner Kraft in die Brust. Jesus —! rief er. Er fuhr mit der Hand zur Wunde, zog das Messer heraus; es fiel auf die Erde. Dann wich er, ohne sich zu wehren oder ein Wort zu sprechen, wie vor einem Bild des Grauens vor mir zurück, gegen die Wand. Sein Auge ruhte auf mir. *Mein* Auge, *meines*: denn ich sah in diesem Augenblick, daß er mir so ähnlich war, wie ich mir selbst. Jesus —! rief nun auch ich. Wie ein Echo schien es aus seinem Mund zurückzutönen. Gegen den großen Wandspiegel, immer rückwärts, taumelte die schreckliche Gestalt, daß ich dachte: jetzt, jetzt stürzt er hinein; und *du* hast ihn getötet! — Er sank und sah mich noch an; aber nicht mit Schmerz oder Vorwurf: mit einem Ausdruck, als hätt' ich ihn erlöst, als wenn dieser Dolch-

stoß ihn von seinem Schattensein, von sich selbst befreie. Ein sterbendes Lächeln lief ihm übers Gesicht. Ich streckte die Arme nach ihm aus, wie um ihn zu halten; ich griff aber in die leere Luft. Wie ein Dunstbild schien er jetzt zu zerfließen, zu vergehn. Kein Körper mehr, nur noch Augen; jetzt auch keine Augen mehr; nichts. Ich starrte noch immer hin, ich sah nur noch im Spiegel mir gegenüber mein eigenes Bild. Bleich, vorgebeugt, mit aufgerissenen Augen, von Grauen erstarrt. Ich war mit mir allein. ... Über diesem Gedanken vergingen mir die Sinne, und ich schlug auf den Boden hin."

Es war noch immer still, obwohl der Erzähler schon eine Weile geschwiegen hatte. „Meine Geschichte ist aus," setzte er endlich hinzu.

„Ganz aus?" fragte die kleine Henriette. Sie war bei diesem letzten Teil der Geschichte blaß geworden; auch kam ihr die frische, natürliche Farbe erst allmählich zurück.

„Für mich ist sie aus! Für die verehrten Damen setz' ich noch hinzu, daß mein Freund Rudolf, der Skeptiker, nichts von alledem wissen will; daß er behauptet, ich hätte mir dieses ganze tolle Märchen in den Fieberträumen der Krankheit ausgedacht, in die ich noch in derselben Nacht verfiel. Jawohl, meine liebe Henriette, wochenlang lag ich da, und man hätte damals wenig für mein junges Leben gegeben."

„Und Aurelie?" fragte die Hausfrau mit ihrem stillen Lächeln.

„Als ich mein bißchen Bewußtsein wiederbekam, war keine Aurelie mehr da. Sie war abgereist. Freund

Rudolf hat mir damals angedeutet, dieser ganze Unsinn, wie er es nennt, stamme nach seiner Meinung davon her, daß Aurelie mich verlassen, daß ich mir aus jugendlicher Verzweiflung mit einem Messer das Leben zu nehmen versucht, und daß ich dann im Wundfieber, um mich an ihr zu rächen, sie in diese Affenphantasie verwickelt hätte."

Henriette lachte.

„Mit welchem ernsthaften Gesicht er uns das alles aufbindet!" sagte die Hausfrau.

Er verneigte sich.

„Nun, und was wünschen Sie daß wir von Ihrem allegorischen Märchen denken?" fragte Herr von P. mit seiner humoristisch trockenen Miene.

Der Erzähler lächelte ein wenig und schwieg. Er blickte auf Fräulein Pauline, die, vielleicht ohne zu hören, was man jetzt noch sprach, in das Nachgefühl dieser Geschichte vertieft, gedankenvoll auf den Sternenhimmel sah.

„Fragen Sie Fräulein Pauline," sagte er nach einer Weile. „Ich hab' den stillen Glauben, daß sie mein allegorisches Märchen von der Menschwerdung versteht."

Pauline nickte vor sich hin.

„Ich versteh' es nicht!" sagte Henriette.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ledbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Das verlorene Wort.
Roman — Geh. M 3.—, Lnbd. M. 4.—

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka.
Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Ruth. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Aus fremder Seele. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—,— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Yorks Offiziere. Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Auerbach, Berthold, Sämtliche Schwarzwälder
Dorfgeschichten. Volks-Ausg. in 10 Bdn. Geh. M. 10.—, in 5 Lnbdn. M. 13.—

—,— Barfüßele. Erzählung. 38. u. 39. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Auf der Höhe. Roman. Volks-Ausg. in 4 Bdn. Geh. M. 4.—, i. 2 Lnbdn. M. 6.—

—,— Das Landhaus am Rhein. Roman.
4. Aufl. Taschen-Ausgabe in 3 Bänden. — In 1 Lnbd. M. 8.50

—,— Drei einzige Töchter. Novellen. Min.-Ausg. 4. Aufl. In Leinenband M. 3.—

—,— Waldfried. Vaterl. Familiengeschichte. 3. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50

Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen.
15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Ledbd. mit Goldschnitt M. 5.—

—,— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Ledbd. M. 5.80

—,— Aus der Jugendzeit. 9. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Ledbd. M. 8.—

—,— Neue Märchen. 8. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Ledbd. M. 6.—

—,— Sommermärchen. 38. u. 39. Tausend — Lnbd. M. 4.20, Ledbd. M. 6.—

Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben.
2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Bob, der Sonderling. 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Die Geschwister.
Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Böhlau, Helene, Salin Kalisfke. Novell. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Um Helena. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Träume. Mit Illustrationen von Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50

—,— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—

Ebner-Eschenbach, Marie v., Bozena. Erzählung.
7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Erzählungen. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Margarete. 6. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis.
Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
El-Correl, Das Tal des Traumes (Val di sogno).
Roman. 1. u. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskevúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Liebesmärchen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Mistral. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Grete Minde. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vor dem Sturm. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Die Juden von Barnow. Geschichten. 8. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bände.
6. Auflage Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7 50
—,— Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3 50
—,— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3 50
—,— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—,— Moschko von Parma. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Die Reise nach dem Schicksal. Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bände.
3. Auflage Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8 —
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte.
Roman. 3. Auflage. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—,— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Leinenband M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—,— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Joggeli, Geschichte einer Jugend. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der König der Bernina. Roman. 34.—40. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Laubgewind. Roman. 7.—12. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— An heiligen Wassern. Roman. 31.—36. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der Wetterwart. Roman. 27.—32. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman.
Mit Porträt. 21.—25. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der Adjutant. Roman. 2.—6. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman.
7. u. 8. Auflage Geh. M. 3 50, Lnbd. M. 4.50
—,— Das Lebenslied. Roman. 17.—21. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die vom Niederrhein. Roman. 15.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der alten Sehnsucht Lied. Erzählgn. 5.—7. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Herzog, Rudolf, Die Wiskottens. Roman. 36.—40. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 2.—6. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Leinenband M. 2.40

—„— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—„— Crone Stäudlin. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—„— Das Haus „Zum unglaubigen Thomas" und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Kinder der Welt. Roman. 23.—25. Auflage. 2 Bände Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80

—„— Himmlische und irdische Liebe u. a. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—

—„— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder. 1.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Merlin. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—„— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände. 10. u. 11. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—

—„— Novellen vom Gardasee. 5. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40

—„— Meraner Novellen. 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20

—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—„— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40

—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte. 2.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—„— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60

—„— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50

—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20

Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 2. Auflage Leinenband M. 3.50

—„— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—

Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40

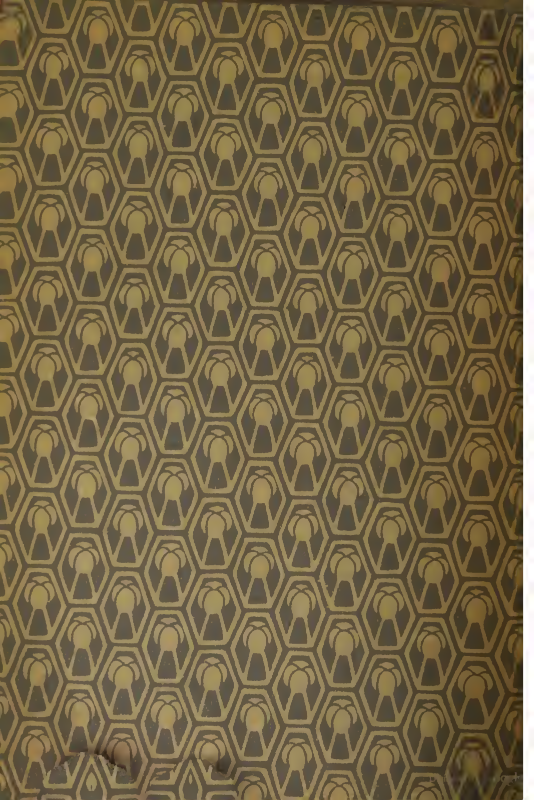
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Jugenderinnerungen eines alten Mannes
(Wilhelm v. Kügelgen). Original-Ausgabe.
Herausg. von Philipp von Nathusius. 24. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman.
3 Bände. 45.—49. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 54.—58. Aufl.
Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Martin Salander. Roman. 34.—38. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Züricher Novellen. 48.—52. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden.
40.—44. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Auflage Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung.
6. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Koffak, Marg., Krone des Lebens. Nov. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Italienische Erzählungen Leinenband M. 5.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld.
Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Lebensfluten. Novellen. 1. u. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Florentiner Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Phantasieen und Märchen Leinenband M. 3.—
—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. 4. Auflage.
Mit 16 Abbildungen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman.
1.—4. Auflage. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Arme Mädchen. Roman. 9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln u. Gedichte in Prosa. 2. Aufl. von „Lügenohr“ Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Nieffen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen.
Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Pantenius, Th. H., Kurländische Geschichten.
2. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proeiß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman aus dem römischen Leben der Gegenwart. 2 Bde. Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen. Gesamtausgabe. 5. Aufl. (26.—30. Tausend) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem Nachlasse herausg. von H. W. Seidel. 1. u. 2. Tsd. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Erster Band. 8. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Dasselbe. Zweiter und dritter Band. 1.—4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine... Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der du von dem Himmel bist. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 13.—15. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman. 42.—46. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Frau Sorge. Roman. 101.—107. Auflage. Mit Jugendbildnis Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

Sudermann, Hermann, Frau Sorge Roman.
100. (Jubil.)-Aufl. Mit Porträt. Buchschmuck
von J. B. Cissarz Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—,— Geschwister. Zwei Novellen.
30.—34. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Jolanthes Hochzeit. Erzählung.
28.—30. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—,— Der Katzensteg. Roman. 66.—70. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Der Katzensteg. Roman. Jubiläums-Auflage.
Mit Porträt Geh. M. 4.—, Pergbd. M. 5.80
—,— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten.
31. u. 32. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Sydow, Klara v., Der Ausweg. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Dämonen u. a. Geschichten. 3. u. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Familie Roland. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Fesseln. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Franz. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Irma. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Meister Amor. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Sänger. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Sommerfäden. Roman. 1.—3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Villa Maria. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman.
14. u. 15. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung.
Baltische Skizzen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Du bist mein. Zeitroman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Erdkinder. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Thoms friert. Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt Geh. M. 3.—, Lnbd M. 4.—




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01465 3318
938
W665d
Q8
OK CARD
251606
S'D
RET'D





